Ehrenberg
L. eleg. m. 271 f
1

<36629285020011
<36629285020011
Bayer. Staatsbibliothek

P. Cornelius del.t E. Thelott Sculp.t

Euphranor.

Ueber

die Liebe.

Ein Buch für die Freunde eines schönen, gebildeten und glücklichen Lebens.

Herausgegeben
von
Friedrich Ehrenberg.

....

Erster Theil.

Zweite,
veränderte und vermehrte Auflage.
Mit einem Kupfer.

Elberfeld und Leipzig,
bei Heinrich Büschler. 1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Den Freunden eines schönen, gebildeten und glücklichen Lebens ist diese Schrift zunächst geweiht, und sie entspricht ihrem Zwecke; wenn sie diese mit der Natur einer der zartesten und edelsten Stimmungen des menschlichen Herzens bekannt macht; wenn sie ihnen in einer verständlichen Sprache und ohne Erörterungen, die nur den gelehrten Menschenforscher interessiren können, sagt, was Liebe ist, wie sie sich von gemeiner Sinnlichkeit unterscheidet, in welchen Gestalten sie sich zeigt, wie sie auf die übrigen Angelegenheiten der Menschen wirkt, was sie zur Bildung, Verschönerung und Veredlung des Lebens beiträgt, und wie sie zu dem Ende behandelt seyn will. Die

Liebe läßt sich freilich so wenig, als die Tugend, wie eine Kunst erlernen; aber es ist doch gut, von beiden recht unterichtet zu seyn, weil man dadurch in den Stand gesetzt wird, ihnen ihren Werth und Rang in der Reihe menschlicher Dinge anzuweisen, und die Abwege, auf die man sich so leicht verirrt, zu vermeiden.

Eine solche populäre Philosophie der Liebe scheint mir, bei der großen Menge von Schriften über diesen Gegenstand, noch nicht zu den überflüssigen gezählt werden zu dürfen. Unter den Deutschen ist er wohl am vollständigsten von v. Ramdohr und Thieß *) behandelt worden; ihnen verdankt die gegenwärtige Schrift manche schätzbare

*) Venus Urania von F. W. B. von Ramdohr, drei Bände. Leipzig bei Göschen 1798.

Ueber die Liebe und Ehe, von J. O. Thieß.

Einzelne treffliche Bemerkungen über diesen Gegenstand findet man bei Herder, Hippel, Pockels, Brandes, Schlosser, Beneckes, Kant, Fichte und andern.

Belehrungen und Aufschlüsse. Für das bloß gebildete Publikum ist indeß Ramdohrs classisches Werk vielleicht zu weitläufig und zu gelehrt. Thieß gibt mehr ein schönes Gemählde von den Erscheinungen der Liebe, als psychologische Ansichten und Untersuchungen über die Natur derselben. Zwischen beiden wünscht vorliegendes Buch die Mitte zu halten. Auch haben beide ihren Gegenstand noch nicht erschöpft, und einem künftigen Bearbeiter noch manche interessante Seite desselben und hinlänglichen Stoff zu eignen und neuen Bemerkungen übrig gelassen. Wie dieser hier benutzt sey, darüber müssen Sachkundige urtheilen.

Sehr sollte es mich indeß freuen, wenn auch Psychologen darin manches ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth fänden. Das Gebieth der Menschenkunde ist noch lange so angebaut nicht, daß nicht jeder Versuch zur Bereicherung desselben, in welcher Form er

auch erscheine, mit schonender Nachsicht sollte aufgenommen werden.

Man wird es entschuldigen, daß das Wort Liebe hier allein der edlern Geschlechtsliebe vindicirt ist. Es geschah nicht, um dem Sprachgebrauche Gewalt anzuthun; sondern um eine weitläuftigere Bezeichnung zu vermeiden, und weil überdem in der Geschlechtsliebe, die auf der innigsten Sympathie des Körpers und des Geistes beruht, das Charakteristische der Liebe am reinsten ausgedrückt ist. Man mag übrigens, wo es auf so genaue Unterscheidung nicht ankommt, immerhin Freundschaft, Anhänglichkeit, veredelte Sinnlichkeit auch Liebe nennen. Hier durfte aber nicht übersehen werden, daß sie von jener wesentlich verschieden sind, und eine andere Quelle haben.

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Bei der zweiten Auflage dieser Schrift ist auf die Bemerkungen, welche mir über die erste zu Gesichte gekommen sind, so viel möglich Rücksicht genommen worden. In Ansehung der meisten bedurfte es nur der genauern Bestimmung und der hinzugefügten Beschränkung.

Euphranors Glaubensbekenntniß ist von vielen dunkel gefunden, von vielen mißverstanden worden; ich hoffe, es werde in der gegenwärtigen sorgfältigern Exposition diesem Schicksale entgehen.

Man hat einzelne Behauptungen der Aufsätze über die Liebe der Uebertreibung angeklagt, nicht ganz ohne meine Schuld, da sie

nicht von allen Erscheinungen der Liebe, sondern nur von dem, was ich in der neuen Bearbeitung, als vollkommne Liebe, von dem liebenden Geschmacke, dem liebenden Affekte und der unvollkommnen Liebe unterschieden habe gelten können, welches auch hier meistentheils angedeutet ist. Im zweiten Bande, wo die Liebe so genommen werden mußte, wie sie sich gewöhnlich im Leben zeigt, und die Verhältnisse desselben bildet, sind nicht allein die eben genannten Erscheinungen, sondern noch manche andere, die hier von der echten Liebe ausgeschlossen wurden, in den Begriff derselben zusammengefaßt worden. Eigentlich sollte sich so etwas von selbst verstehen; aber man muß wohl ein Uebriges thun, um nicht der Widersprüche bezüchtigt zu werden.

Besonders sind mir die Bemerkungen des Prof. Maaß (in dem zweiten Theile seines Versuches über die Leidenschaften Halle bei Ruff 1807) wichtig gewesen. In den meisten Stücken sind wir einverstanden;

andres, worüber wir von einander abzuweichen schienen, wird durch die bestimmtere Erklärung ausgeglichen seyn.

Was die Behauptung von der Ewigkeit der Liebe betrifft, so mußte sie freilich an der Stelle, wo sie sich in der ersten Auflage befand, Zweifel erregen; hier kommt sie an einer andern Stelle, durch frühere Untersuchungen besser vorbereitet, und auf die vollkommne Liebe eingeschränkt, wieder vor, so daß die dagegen erregten Bedenklichkeiten wegfallen.

Nur darin kann ich dem scharfsinnigen Manne nicht beistimmen, daß sich die Liebe nicht auf geistige Geschlechtssympathie gründen soll. Es würde ja dann nichts übrig bleiben, als der sinnliche Trieb, einiger Maßen verfeinert durch die geistigen Vorzüge, die wir an dem Gegenstande desselben wahrnehmen; diese Vorzüge würden nicht einmal solche seyn, die dem Geschlechtscharakter eigenthümlich wären, worauf sich ja eben die Sympathie bezieht, und die Liebe würde sich

einzig durch das, was dem sinnlichen Triebe angehört, von dem Wohlwollen gegen Personen des eignen Geschlechtes unterscheiden. Uebrigens ist es meine Meinung nicht, daß der Liebe die Realisirung des Ideales der Menschheit vorschwebe, und daß dies die Ursache ihres Wohlgefallens, ihrer Wonne und ihres Strebens sey, sondern nur, daß ihr diese Idee in dem Plane der Natur zum Grunde liege, und, von ihr anerkannt, ihre Freude erhöhen müsse.

Berlin den 30. Mai 1808.

Inhalt.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Seite

I. Euphranor 3
II. Euphranors Glaubensbekenntniß 24
III. Euphranors Morgenbetrachtungen an seinem fünf und siebenzigsten Geburtstage . . . 42
IV. Das Wesen der Liebe. Auszüge aus Euphranors Papieren.
1. Was ist die Liebe? 50
2. Liebe und Selbstsucht 67
3. Geselligkeit, Wohlwollen, Zuneigung, Gefallen und Liebe 76
4. Der Trieb der Sympathie. Freundschaft und Liebe 93
5. Liebe und Schönheit 123
6. Liebe und Sinnlichkeit 149
7. Liebe und Eitelkeit 164
8. Liebe und Einbildungskraft 181
9. Liebe und Tugend 197

Seite
10. Liebe und Verliebtheit 218
11. Charakter und Erscheinungen der Liebe 243

Zweytes Buch.

I. Sinnliche und geistige Liebe.
1. Sophron an Euphranor 287
2. Euphranor an Sophron 301
II. Das Glück der Liebe 324
III. Wohlthätiger Einfluß der Liebe 344
IV. Erfordernisse zur Liebe 378
V. Stärke und Muth der Liebe 402

Zweyter Theil.

Drittes Buch.

I. Natürliche Geschichte der Liebe 3
II. Unterscheidende Züge der männlichen und weiblichen Liebe 38
III. Wodurch wird Liebe gewonnen? 79
1. An Jünglinge 82
2. Für Mädchen 117
IV. Worauf soll man bey dem Geliebten sehen? . 135
V. Umgang der Liebenden 166
VI. Noch einige Regeln für den Umgang der Liebenden 197
VII. Veredlung der Liebe 207

Viertes Buch.

		Seite
I.	Die Ehe	225
II.	Hindernisse der Ehe	252
III.	Wahl des Gatten	270
IV.	Der Brautstand	289
V.	Erhaltung der Liebe in der Ehe	305
VI.	Untreue und Eifersucht	335
VII.	Die Familie	364
VIII.	Mutterliebe	380
IX.	Gefahren der Liebe	400

Euphranor.

Ueber die Liebe.

Erstes Buch.

I.

Euphranor.

Euphranor gehörte zu den seltenen Menschen, die, bei einem hohen Grade von Empfänglichkeit, unter den verschiedenartigsten Einwirkungen von außen die Einheit einer edeln Natur bewahren. Ihm waren die Erfahrungen und Begriffe nicht unbekannt geblieben, welche das Innere des Menschen zu zerrütten, seinen Geist zu verfinstern, sein Herz zu verstimmen und zu verderben pflegen; aber sie waren ihm nicht schädlich geworden; er hatte sogar aus ihnen bedeutende Vortheile gezogen; sie hatten ihn bereichert und befestigt, und dem, was sich Treffliches in ihm fand, zur Läuterung und Erhöhung gedient. Das Leben hatte ihn vielfach gebildet, aber nur das

Beßre von dem, was das Leben geben kann, war in ihn übergegangen; er hatte die Einflüsse desselben übersehen und beherrscht; zarter Sinn für das Wahre und Reine, und Energie des Willens hatten das Schlechte ausgeschieden, und von ihm ferne gehalten. In allem, was er dachte, empfand und that, war gesunde, kräftige Menschheit. So ward und blieb ihm ein aufgeklärter, kenntnißreicher Verstand, ein heller Blick in das Leben, feinsinnige und humane Beurtheilung menschlicher Dinge, gefühlvoller Glaube an das Göttliche im Menschen, Innigkeit des Herzens und durchgängige Übereinstimmung mit sich selbst, verbunden mit einer Vielseitigkeit des innern Lebens, die es ihm möglich machte, mit Menschen von den verschiedensten Charakteren und Bedürfnissen in mannigfaltige Berührung zu kommen.

Man hatte ihn für das höhere Geschäftsleben bestimmt, seine Erziehung war darauf berechnet gewesen; indeß war nicht, wie so häufig geschieht, der Mensch den Verhältnissen aufgeopfert worden. Glückliche Anlagen der Natur waren zu Hülfe gekommen, das echt Menschliche gegen die verheerenden Einflüsse der Sitte, des Glanzes der Weltverbindungen und der Anstalten für die künftige Praxis sicher zu stellen. Mit

großem Fleiße hatte er sich die Einsichten zu erwerben gesucht, die ihn in den Stand setzen sollten, in seinem Fache nützlich zu werden; aber er hatte darüber nicht versäumt, sich die allgemeine wissenschaftliche, ästhetische und moralische Bildung zu geben, ohne welche man, bei der größten Tauglichkeit für sein Fach, ein einseitiger, beschränkter, pedantischer — und selbst auf den höchsten Stufen der bürgerlichen Gesellschaft, ohngeachtet aller Abglättung, ein gemeiner, wenn nicht gar ein verächtlicher Mensch ist.

Schon frühe war es ihm dringendes Bedürfniß, sich über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit mit sich selbst zu verständigen; frühe trieben ihn Zweifel zum Denken und Forschen. Dabei leitete ihn stäts tiefes Gefühl für das Heilige; immer war es ihm Ernst um die Wahrheit, um das, was dem Leben Würde und Haltung gibt; nie ward ihm fremd die innere Weisung auf etwas Beßres im Menschen und über dem Menschen. Sich dieselbe aufzuklären, ihren Sinn mit dem Leben in Verbindung, mit der Erfahrung und anderweitigen Begriffen in Übereinstimmung zu bringen, das allein war sein unabläßiges Bemühen.

So vielfach, geräuschvoll und anstrengend

späterhin seine Arbeiten wurden; er hörte doch nicht auf, für die weitere Ausbildung seines Geistes Sorge zu tragen. Wenn ihm diese an sich über alles wichtig war, weil er darin den schönen und würdevollen Beruf des Menschen ehrte: so konnten die Verkrüppelungen, Schiefheiten und Bizarrerien, die er an so vielen wahrnahm, welche allein ihrem Wirkungskreise leben, nicht anders, als seine Bestrebungen verstärken. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften und Künsten war ihm nicht bloß Erholung; sie war der Gegenstand einer feurigen Liebe, in ihr suchte und fand er Kraft des innern Menschen, Erhebung der Seele, Nahrung und Fülle des Lebens. Darum vermochte er auch nur das mit Interesse zu umfassen, was er ganz in sich aufnehmen, was er mit dem Ganzen seiner Menschheit verarbeiten, wodurch das Ganze seiner Menschheit angeregt werden konnte. Nie glaubte er etwas zu wissen, bevor er es auf diese Weise bewährt gefunden, dem Leben seines Geistes angeeignet hatte, und davon durchdrungen war.

Er war weit erhaben über die Engherzigkeit, die alles in einen Indüstrieartikel zu verwandeln sucht, die alles verachtet, wovon sich nicht ein diätischer, ökonomischer oder kammeralistischer Ge-

brauch machen läßt. Gleichwohl meinte er, die Wissenschaft gehöre dem Leben, wie sie dem Leben entronnen sey, müsse sie auch wieder ins Leben zurück kehren, oder vielmehr selbst ein geläutertes, veredeltes, herrlicheres Leben werden. Er schätzte die speculativen Wissenschaften; er war mit den meisten unter ihnen in einem hohen Grade vertraut; er hatte es in einigen bis zur Meisterschaft gebracht; er hielt sie zur Begründung der praktischen und zur vollendeten Aufklärung des Verstandes für unentbehrlich, wenn anders der Geist echter Wissenschaft in ihnen sey, und sie nicht Träume als Lehre ausböthen. Aber er behauptete: die ausschließende Beschäftigung mit denselben, wobei ihre praktische Tendenz vernachlässigt würde, trockne den innern Menschen aus, und tödte das warme Leben des Herzens, wie den frischen Muth der That durch den kalten Buchstaben des Begriffes; sie erzeuge gewöhnlich Einseitigkeit, Raisonniersucht, Phantasterei, Sophisterei und gränzenlosen Eigendünkel; der Geschäftsmann könne selten in ihre Tiefen dringen, und ohne das werden sie in der Regel nur Verwirrung in seinem Kopfe anrichten; man könne sich im Leben auch ohne sie orientieren, wenn man es nur recht zu nehmen wisse, wenn man es nur

mit hellen Augen und mit dem Sinne der Wahrheit und der Liebe ansehe; es trage, wo nicht den Schlüssel zu allen seinen Geheimnissen, doch Licht genug in sich, um eine vernünftige Würdigung und Behandlung möglich zu machen, und das sey eben die echte Weisheit, zu kennen die edlern Momente im Leben, des Lebens Zweck und Bedeutung, seine Verhältnisse und seine Güter — und vorzüglich das Höhere, Unsichtbare, woran das Leben hängt, und wovon es seine letzte Weihe empfängt.

Sein vornehmstes Studium war der Mensch. Wer den Menschen nicht versteht, sagte er, kann nimmer die Welt verstehen, im Menschen sammeln sich die Beziehungen der Welt, in seiner Brust liegt, wodurch diese allein begreiflich werden, das Wahre, Schöne, Gute und Heilige enthalten die höchsten Interessen alles Nachdenkens, aber nur die Natur des Menschen kann über sie Aufschlüsse geben, die Kenntniß der Religion und der Tugend, des Göttlichen und des wahrhaft Menschlichen, der Freundschaft und der Liebe, der Staats- und der Familienverhältnisse muß aus dem Innern der menschlichen Natur geholt werden. Philosophieren hieß ihm, den Menschen über sich selbst und seine ewigen Bedürfnisse auf-

klären; das Bestreben der wahren Philosophie war ihm kein andres, als das Menschliche im Menschen so darzustellen, daß es, durch die reine Hervorbildung desselben, sich immer mehr zum Göttlichen erhebe. Den Menschen suchte er durch Beobachtung andrer, durch Lectüre und vorzüglich durch Selbsterforschung kennen zu lernen, damit ihm das eigne Gemüth deutlicher würde, und er in demselben die Forderungen und die höchsten Bestrebungen der Menschheit vernähme. Auf eine Philosophie, die, den Menschen und das Leben verachtend, alles aus Begriffen herzuleiten sucht, konnte er keinen sonderlichen Werth setzen. Er las deßwegen auch, nicht um Resultate, sondern um Stoff und Anregung des eignen Denkens zu gewinnen, um sich mit mehrern Ansichten bekannt zu machen, und jedes von mehrern Seiten zu betrachten. Er kannte die Weisen alter und neuer Zeit, und verdankte ihnen viel; aber die Grundzüge seiner Überzeugungen standen in seinem Gemüthe vorgebildet.

Wohlthätig mußte daher auch sein Glaube auf das Edelste in diesem Gemüthe zurück wirken. Mächtig war in ihm das Bedürfniß der Theilnahme und Anhänglichkeit; ohne die Möglichkeit, sich in andern zu fühlen, sich an andre auf das

genaueste anzuschließen, sein Interesse mit dem ihrigen in Eins zu bilden, und für ihr Glück thätig zu seyn, würde das Leben für ihn wenig Werth gehabt haben. Er konnte nie begreifen, wie einem Menschen wohl seyn könne, dem die Fähigkeit der Befreundung, der Hingebung, der Aufopferung seines Selbstes fehlt. Sich mit seinen Zwecken und Genüssen absondern, und auf sich allein beschränken, das war ihm der geistige Tod; das Süßeste der Freude war ihm, was darin Verkehr mit Menschen, Empfangen und Geben, Tausch der Herzen ist, und die Herzen zusammenhält. Die gute Disposition der Natur hatte der selbstthätige Wille zu einem echt moralischen, weisheitsvollen, immer wirksamen Wohlwollen, zur reinen Menschenkraft der Uneigennützigkeit verarbeitend empor gehoben. So herrschte in seinem Innern eine Liebe, die eben so sehr Sache der Charakterstärke als des gefühlvollen Herzens war, die ihn mit gleichgestimmten Menschen innigst verband, die aber auch als Patriotismus und Gemeingeist, seine öffentliche Wirksamkeit beseelte, und ihn im Alter noch mit einer jugendlichen Wärme für alles erfüllte, was auf das Wohl der Menschheit Beziehung hat.

Die Liebe gründete und beschirmte ihm des

Lebens Frieden und des Lebens Glück; sie gab ihm Kraft, zu tragen, was nur die Liebe tragen kann. Die Wahl seines Herzens hatte ihm ein treffliches Weib zugeführt. Ihm war gelungen, was wenigen Sterblichen gelingt, das Wesen zu finden, das die Mängel des eignen Daseyns liebend ausfüllt, das dem, oft uns selbst nur halb verständlichen Verlangen des eignen Geistes befriedigend entgegen kommt, das mit der ganzen Fülle seines Daseyns beseeligt, das man lieben muß bis in den Tod, weil man sich nicht von ihm trennen kann, ohne sich von sich selbst zu trennen. Sanft und still, doch reich und fröhlich im Gemüthe, lebte Faniska ihm zur Seite und ihm im Herzen. Jene reine Zärtlichkeit, welche nur wonnevolle Übereinstimmung der Gemüther, die Fähigkeit, sich alles zu gewähren und das Bewußtseyn des ungetheilten Angehörens erzeugt, machte beide immer glücklicher, wie die Mittheilung die Berührungspunkte ihrer Herzen vermehrte, und die Gemeinschaft derselben vergrößerte. Konnte zu diesem Glücke noch etwas hinzugethan werden: so geschah dies durch seine Emilie, das einzige Kind, das ihm sein Weib gebar. Ihm zum Entzücken blühte sie auf in holder Weiblichkeit und Anmuth, in heitrer Un=

schuld und frommer Anhänglichkeit, der Mutter verjüngtes Ebenbild. Die Zahl seiner Freunde war zwar klein; aber sie waren Freunde im vollen Sinne des Wortes, unter allen herrschte das glücklichste Einverständniß, gränzenloses Vertrauen, eine Ergebenheit und eine Treue, wie sie selten auf Erden gefunden werden.

Dieser stille Kreis war Euphranors Welt und Himmel. Hier vergaß er die Sorgen und bittern Erfahrungen seines Geschäftslebens; hier ward das schwere Herz wieder leicht; hier empfing sein Wohlwollen die neue Stärke, deren es bedurfte, um sich gegen zahlreiche Reitze zur Verstimmung, zum Widerwillen gegen Menschen und zum Erkalten seines gemeinnützigen Eifers zu behaupten. Seinen Weltverhältnissen fehlte es weder an Wichtigkeit noch an Glanz; aber auch nicht an Wiederwärtigkeiten von mancherlei Art, die dem fühlenden, für alles Gute enthusiastischen Mann auf das empfindlichste verwunden mußten; er wäre Einer der unglücklichsten Menschen gewesen, hätte ihn nicht die Liebe schadlos gehalten. Er war dem Schicksale aller wahrhaft Edeln, welche die Gemeinheit nicht versteht, die Engherzigkeit anstößig findet, der Egoismus nicht dulden will, die der Ungerechtigkeit überall im

Wege sind, nicht entgangen. Vielfach wurde er verkannt, und verschrieen; die Namen Schwärmer, Phantast, unruhiger Kopf, waren die gelindesten, deren man sich bediente, ihn in seinem Wollen und Thun zu bezeichnen. Man hatte ihm überall Hindernisse in den Weg gelegt; man hatte ihn betrogen und verrathen; er war in Angelegenheiten verwickelt gewesen, wo er es mit allem, was die menschliche Natur herabsetzt, hatte aufnehmen müssen. Aber die Wärme und das Leben der Liebe waren in seinem Herzen. Was andre hart und zu kalten Egoisten gemacht haben würde, das machte ihn weich, das gab seinem Wohlwollen eine bestimmtere, kräftigere Ausbildung und eine entschiedene Richtung.

Die zahlreichen Verbindungen, in welche Stand und Geschäfte ihn führten, gaben ihm Gelegenheit genug, die Menschen in allen Gestalten, mit und ohne Verhüllung zu sehen. Ihr geheimes Spiel konnte sich seinem Beobachtungsgeiste nicht entziehen. Seine Meinung von den Menschen war auch nicht die vortheilhafteste. Er kannte ihren Eigennutz, ihren falschen Ehrgeitz, ihren Wankelmuth, ihre Treulosigkeit, ihre Verstellungskunst, ihre Schleichwege, ihre Halbheit, ihre kleinliche Denkart, ihre Abhängigkeit von

Vorurtheilen und Leidenschaften, und ihr klägliches Wesen besser, als viele erklärte Menschenhasser, ohne zu diesen zu gehören. Sein Glaube an die Menschheit gründete sich auf vielgeprüfte Kenntniß ihres Wesens, ihrer Anlagen und ihrer Bestimmung; darum stand er zu fest, als daß Erfahrungen von ihrer Entartung ihn hätten wankend machen können. Er kam aus dem Herzen, und da ihm das Herz treu blieb, so blieb ihm auch der Glaube.

Oft bewegte es ihn zum innigsten Mitleiden, wenn er die Menschen sich um die verächtlichsten Preise feil biethen, für die nichtswürdigsten Dinge es sich so sauer werden lassen, und um das tägliche Brod des Hungers oder der Eitelkeit das mühseligste Leben führen sah. Aber bei seiner hellen und großen Ansicht konnte ihn das nicht erbittern. Er erblickte die Ursachen von dem allen in der frühen Verwahrlosung, in der fehlerhaften Erziehung, in verderblichen Eindrücken des Beispieles, in absichtlicher Verführung, in dem Drange der Noth, in der Betäubung der Leidenschaft, in dem Elende des bürgerlichen Lebens, in den unvermeidlichen Übeln der gesellschaftlichen Verfassung, in der langen Gewohnheit kleinen Zwecken nachzustreben und in der Unkunde des

Bessern. Er wußte, daß die Menschen weniger schlecht wären, wenn ihnen das Leben weniger schwer gemacht, wenn sie nicht schon von Jugend auf mit den Ketten des Jammers behangen würden.

Er pflegte oft zu sagen: „der Grund im „Menschen ist nicht schlecht, aber es wird viel „Schlechtes auf den guten Grund gebaut; ein „hoher Geist ist in der Natur des Menschen, „aber die meisten stehen zu tief, als daß sie etwas von ihm vernehmen könnten; zur Liebe „und Duldsamkeit, zum Vertrauen, zur Treue, „und zum Edelmuthe schlummern vortreffliche Anlagen in seiner Brust, aber das Unkraut des „Egoismus ist darüber her gewachsen, und niemand rottet es aus; die tausendfache Noth, „wovon er gedrängt wird, nährt dieses Unkraut; „wenn keine Noth wäre, wäre auch keine Lüge „und keine Härte; wenn kein Mensch mehr gedrückt ist, und alle zu essen haben, wird es zwar „noch nicht seyn, wie es seyn sollte, aber unendlich besser als es jetzt ist; im versunkensten Menschen ist noch etwas, das man achten kann; es „gibt noch viele, die man lieben muß; wer in „sich selbst etwas Göttliches anerkennt, findet es „auch leicht in andern."

So sprach der oft empfindlich gekränkte, vielfach verfolgte und gemißhandelte Mann; und was er sprach, kam ihm tief aus der Seele.

Viel Nützliches hatte er begonnen und zu Stande gebracht, in und außer seinem Geschäftskreise war vieles durch ihn besser geworden; doch sahe man einen gewissen Unmuth über die Gebrechlichkeit alles menschlichen Wesens auf seinem Gesichte, wenn davon die Rede war. Kein Mensch, meinte er, leiste etwas Beträchtliches; wenn man auch die Hindernisse, welche ihm andre oder die unbezwingliche Natur der Dinge entgegen stellen, abrechne, so bleibe doch noch des Verkümmernden mehr als zu viel, die Weichlichkeit schwäche so oft die Kraft und den Muth, die Trägheit versäume so oft das Wichtige, verschiebe auf eine andre Zeit, bleibe auf halbem Wege stehen, die Schwäche lasse sich so oft bethören, die Heftigkeit reiße so oft zu Übereilungen hin, die Leidenschaft beneble so oft den Blick, die Kurzsichtigkeit verleite so oft zu Irrthümern, daß nur der Eigendünkel sich darauf viel zu Gute thun könne. Wichtiger sey es, daß man in seinem Wirken selbst gebildet werde, und andre bilde, daß man das Unlautere und Verkehrte an sich selbst einsehen und abscheiden lerne, und zu-

weilen mit Menschen in Verbindung komme, an denen sich noch etwas ausrichten läßt.

In diesem Geiste und mit diesem Sinne war er eine Reihe von Jahren thätig gewesen. Die Rechtlichen im Lande segneten ihn; den Patrioten schlug das Herz bei dem Namen Euphranor; der große Haufe war auch gegen ihn Pöbel. Seine Ehre und seine Ruhe nöthigten ihn, noch in der Zeit der männlichen Rüstigkeit vom Schauplatze abzutreten. Bei aller Festigkeit seines Charakters möchten doch sein Gleichmuth und sein Lebensglück in den öffentlichen Verhältnissen nicht zu retten gewesen seyn.

Das geistlose Wesen, wie es täglich um ihn her getrieben wurde, machte ihm das Geschäftsleben, welches ihn unaufhörlich damit verwickelte, zum Ekel. Er sah täglich die schlechtesten Absichten über den reinsten Gemeingeist triumphiren, den echten Patriotismus von selbstsüchtiger Heuchelei verdächtig gemacht, und den treuen Eifer durch schlaue Kabale entwaffnet. Sein schon genug beschränktes Vermögen, Gutes zu stiften, ward ihm von Tag zu Tage noch mehr verengt. Es war ihm unerträglich, da der Sclave eines widersinnigen Buchstabens zu seyn, wo Geist und Herz laut für das Beßre zeugten, seine wärmsten und

heiligsten Gefühle vom kalten Herkommen bezwingen zu lassen, einem trägen Mechanismus das eigne Denken und Handeln hinzugeben, wo das gegenwärtige Bedürfniß so klar vor seiner Seele stand, und so laut zum Selbstdenken und Selbsthandeln aufforderte. Er vermochte nicht länger, sich da in veralteten Formen zu bewegen, wo die gegenwärtige Lage eine totale Umgestaltung derselben, wenn nicht gar ganz neue Vorkehrungen forderte. Sein gerader Kopf und sein redlicher Sinn verstatteten ihm auch nicht, das Gute, was er noch hätte stiften können, auf Schleichwegen und im verdeckten Widerspruche mit dem, was er öffentlich vorgab, zu bewirken. Für seine Emilie erblickte er in dem Kreise, worin er lebte, Gefahren, welche die größte Vorsicht nicht immer abwendet, und gegen welche das beste Herz nicht immer eine hinlängliche Schutzwehr ist. Er wünschte sich ihrer Erziehung ganz widmen zu können, und ihr einen Geist mitzutheilen, der von dem, welcher in seiner Nähe herrschte, so weit als möglich abwich. Überdem hielt er dafür, daß die Eindrücke einer schönen Natur erfordert würden, um ein echt weibliches Gemüth zu bilden, und daß ohne sie insbesondre edle Einfalt des Sinnes, ein reiches, gefühlvolles Herz selten zum

Vorscheine komme. Das bewog ihn, sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen.

In einer angenehmen Gegend lebte Euphranor, von der Welt geschieden, sich, den Wissenschaften und seinen Freunden. Bald bildete sich um ihn ein Verein auserwählter, gleichgestimmter Menschen, dessen Zweck gegenseitige Belehrung, Veredlung und heitrer Genuß war. Man war mit einander ohne Kunst und Zwang, traulich und herzlich. Jeder gab was er hatte, und nie fehlte dem der Werth und die Lust. Alle liebten sich, keiner scheute den andern, weil jeder sich selbst scheute; eine selten unterbrochene Fröhlichkeit beseelte und verknüpfte alle Herzen. Häusliche Feste und ländliche Vergnügungen wechselten mit ernstern Unterhaltungen und einer eben so interessanten als bildenden Lectüre. Euphranor wußte in das alles einen so großen Sinn und eine so reitzende Mannichfaltigkeit zu bringen, daß fast jede Zusammenkunft eine neue schöne Seite des Lebens zu enthüllen schien. Entzückt riefen sie dann oft aus: wie reich ist das Leben! und keiner dachte daran, daß dem Leben aller Reichthum vom Menschen komme; so ganz waren sie im Genusse, so rein flossen Natur und Herz in einander über.

Euphranor war die Seele dieses Zirkels. Dem Umgange mit der Natur und mit seinen Geliebten, der unaufhörlichen Fortbildung seines Innern und dem freien Blicke in die Welt, die sich um ihn bewegte, verdankte er die Fülle der Gedanken und Empfindungen, die Heiterkeit und das frische Leben, die er über denselben verbreitete. Die Weisheit ging hier mit der Liebe und Freude im Bunde, oder sie war vielmehr, was sie so selten unter den Menschen ist, ein Kind der Liebe und Freude.

Konnte er in seiner Abgeschiedenheit nicht mehr unmittelbar dem Ganzen nützen: so hörte er doch nicht auf, die Menschheit im Herzen zu tragen. Von der Gegenwart erwartete er nichts für sein feurigstes Interesse; Blick und Hoffnung waren auf die Zukunft gerichtet. Die Geistlosigkeit, den Egoismus, die moralische Erschlaffung so vieler, denen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut ist, hatte er als die Quelle der meisten Übel kennen gelernt. Er zweifelte nicht, es werde besser werden, in dem Maße, worin die Anzahl der Männer von Geist, Kraft und edler Uneigennützigkeit unter den Dienern des Staates größer würde. Die Bildung junger Leute, die einst in der Welt auftreten

sollten, wurde nun sein Beruf, dem er sich mit jugendlicher Liebe und seltener Aufopferung widmete. Er hatte immer einige talentvolle Jünglinge im Hause, um sie auf das akademische Leben, oder, nach demselben, auf ihre Geschäftsführung vorzubereiten. Ein gesunder, vorurtheilsfreier, heller Kopf, Gewandtheit der Beurtheilung, Trieb und Fähigkeit des höhern Selbstdenkens, Sinn für das Große und Heilige, Selbstvertrauen mit Bescheidenheit gepaart, Resignation, Energie und Festigkeit des Wollens waren dabei sein Hauptaugenmerk. Immer war er bemüht, seine Freunde in sich selbst hinein zu führen, und sie aus sich selbst heraus zur Darstellung des Vortrefflichen zu bringen. Selten ging Einer von ihm weg, der nicht die Tage, die er bei ihm zugebracht hatte, zu den glücklichsten seines Lebens zählte; mit den meisten blieb er nachher im schriftlichen Verkehr. Wo man des Rathes oder des Trostes bedurfte, da wandte man sich an Euphranor; nie verfehlte er an die nöthige Auskunft noch manches Verwandte anzuknüpfen, was zur weitern Aufklärung dienen, oder zum Nachdenken reitzen konnte.

Die heitersten Stunden des Tages waren seiner Emilie geweiht. Von ihm allein empfing

sie Unterricht in den Kenntnissen, die das Leben verschönern und veredeln. Bei ihrem Herzen, dem kein beßres Gefühl fremd war, bedurfte es nur zuweilen des künstlich veranstalteten Reitzes oder der Mäßigung jugendlicher Lebhaftigkeit. Ein Geschöpf voll Einfalt und Sanftmuth, voll Wahrheit und Klarheit des Sinnes, still, weich und besonnen, für alles Rührende empfänglich und für alles Gute warm, gütig, hingebend und frohsinnig wuchs unter seinen Augen auf, und war die Wonne seines Lebens. Ein braver Mann warb um sie. Zwar konnte er ihr kein glänzendes Loos anbiethen; aber er hatte, was mehr ist als Gold und Ehrenstellen, ein großes, treues, liebevolles Herz; und ihm gehörte das ihrige. Euphranor gab ihnen seinen Seegen; sie waren glücklich. Mit der entfernten Tochter blieb der Geist des Vaters immer beschäftigt; sie war sein süßester Gedanke, seine beständige Sorge. Sie fesselte ihn noch an das Leben, da alles hin war, was ihn sonst erfreute. Für sie zeichnete er vieles auf, was gleich mitgetheilt wurde; manches andre, worin der reinste Abdruck seines Geistes war, sollte sie erst nach seinem Tode erhalten.

So entstanden unter andern seine Papiere über die Liebe, die hier, zu einem Ganzen ge-

ordnet, geliefert werden. Vorher mögen sein Glaubensbekenntniß und seine Betrachtungen am Morgen des fünf und siebenzigsten Geburtstages noch einige Aufschlüsse über ihn selbst geben, damit man ihn im Folgenden reiner vernehme.

II.

Euphranors Glaubensbekenntniß.

Ein Vermächtniß an seine Tochter.

Ich habe ernstlich nach Wahrheit gerungen. Sie war das Ziel meiner jugendlichen Anstrengungen; sie beschäftigte mein männliches Nachdenken in frohen und in sehr ernsten Stunden; das Forschen nach ihr ist mit mir grau geworden. Oft genug ist mir dabei Menschliches begegnet; oft wurde fehlgegriffen, oft der lügende Schein für die Sache genommen. Vieles, das mir einst über allen Zweifel erhaben zu seyn schien, habe ich später für Irrthum erkannt; andres hat sich berichtigt und geläutert; mancher Wahn hat weichen müssen, der meine Jugend beglückte. Aber

vieles, das ich schon frühe ehrte, hat die Probe des ganzen Lebens bestanden; die unpartheiische angestrengteste Prüfung hat es nur befestigen können; meine Überzeugung davon ist die reinste und lebendigste, sie hat sich in den verschiedenartigsten Situationen bewährt gefunden; sie hat mein Leben geleitet, mein Herz gestärkt, mich im Glücke bewahrt, mich im Unglücke aufgerichtet, die Ruhe meines Gemüthes geschützt, und mein Alter heiter gemacht. Sie enthält die Grundsätze, nach welchen ich bemüht gewesen bin, mich zu bilden, und die mich in Deiner Erziehung geleitet haben. Sie ist mein köstliches Gut; und das Durchdenken derselben gewährt mir noch jetzt unaussprechliches Vergnügen. Die Wahrheiten, welche sie enthält, sind diejenigen, die den Menschen mit seiner Natur und seinen Verhältnissen zufrieden stellen, die ihn lehren müssen, das vortreffliche Geschöpf zu werden, das er werden soll. Darum will ich sie hier, in ihren Hauptzügen für Dich, meine Tochter, der Feder anvertrauen. Mögen diese Dir Winke geben zum weitern Nachdenken, zur Selbstverständigung über das, was sich in Deiner Seele bewegt, und was sich in Deinem Leben ereignet.

Die einzelnen Gedanken dieses Aufsatzes sind

Dir nicht fremd mehr; sie sind oft genug unter uns zur Sprache gekommen; viele hat Dein Gemüth aus sich selbst entwickelt. Hier findest Du sie in ihrem Zusammenhange, als ein geschlossenes Ganzes, dargestellt. Ich habe damit bis jetzt gewartet, damit ich Dir etwas hinterlassen könnte, was durch die Gefühle meiner letzten Stunde versiegelt wäre und worin künftighin die letzten Laute eines Sterbenden an Dein Herz tönten.

Die echte Weisheit gründet sich auf die Kenntniß des Menschen, seiner Natur, seiner Anlagen, seiner Bedürfnisse und seiner Beziehungen. In uns selbst muß sich finden, was uns in den Stand setzt, das Fremde richtig zu würdigen und zu behandeln. Wir können nicht aus uns heraus, und müssen uns mit dem begnügen, was unserm Wesen angemessen ist, was uns in der Eigenthümlichkeit unsers Menschseyns befriedigt und veredelt. Es sind die Formen unsers Wesens, was unsern Glauben und unser Streben bestimmen soll.

In vielen Hinsichten ist der Mensch ein Kind der Erde, von ihr abhängig und ihr dienst-

bar bis in den Tod; aber er gehört ihr nicht ganz an.

Es ist etwas im Menschen, das die irdische Natur ganz verleugnet, überirdisches Wesen — unvergleichbar herrlicher, als alles, was die Erde trägt; es stammt nicht von der Erde, die Erde hat keine Gewalt daran; jedes erhabene Gefühl, jeder idealische Gedanke, jedes wahrhaft große Beginnen ist damit gezeichnet. Das ist das Göttliche im Menschen.

Von etwas Göttlichem im Menschen zeugen die Vorstellung des Bessern und die Sehnsucht nach dem Bessern im Gemüthe jedes recht gebildeten Menschen.

Nie würde der Mensch über sich etwas suchen, was er in sich und außer sich nicht antrifft, wenn nicht etwas Göttliches in ihm wäre.

Wäre nichts Göttliches im Menschen: dann wäre er ein elendes Geschöpf, seyn Daseyn ohne Adel und Freude, ein langer Schmerz; keine Begeisterung höbe seine Brust; nichts hielte ihn aufrecht unter seinen Lasten; nur ein flüchtiger Wahn wäre sein Trost.

Daß etwas Göttliches im Menschen ist, haben durch ihr Leben bewiesen, die hochgesinnt öffentlich und im Stillen das Gute um sein selbst

willen übten, alle die das wahrhaft Große gewollt und sich ihm geweiht haben.

Es ist das Göttliche im Menschen, was ihn aus den engen Gränzen der sichtbaren Welt hinaus weist, was seine Verbindung mit einer höhern, unsichtbaren, ewigen Welt vermittelt.

Vom Göttlichen in uns kommt uns die Idee der höchsten Vortrefflichkeit, eines in jeder Hinsicht vollendeten Daseyns.

Im Gefühle des Göttlichen allein hat der Mensch Würde, und ahnet und hofft unaussprechliche Seeligkeit.

Das Göttliche offenbart sich im Menschen als Wahrheit und Tugend. In der Tugend wird die Wahrheit lebendig, in ihr hat sich der Geist der Wahrheit des Willens bemächtigt. Wahrheit und Tugend sind Eines Wesens; alle Wahrheit soll im Menschen Tugend werden. Darum ist Tugend des Göttlichen kräftigste Erweisung.

Das Prinzip des Göttlichen im Menschen ist die Vernunft — nicht bloß als Vermögen des Erkennens, sondern vorzüglich als lebendige Kraft, als Streben nach dem Vollkommnen für sich und andre, nach Seligkeit in der Vereinigung der vernünftigen Geister.

Dieses Streben, festgehalten, zum Herrschenden im Leben erhoben, und gegen alles Widerstrebende behauptet, ist Tugend.

Der Charakter der Tugend ist reine Uneigennützigkeit, Liebe des Vollkommnen um sein selbst willen, Verlangen nach Seligkeit, nicht in wie fern sie Zustand des Individuums, sondern in wie fern sie Ziel und Hoffnung der Menschheit ist.

Je uneigennütziger jemand ist; desto göttlicher ist er.

Das Erste in der Tugend ist ein reines Herz, das Andre Schätzung des Vortrefflichen und Vollendeten, das Dritte umfassendes Wohlwollen, das Vierte ein fester Charakter. Daraus fließen: Gerechtigkeit, Redlichkeit, Treue, Pflichteifer, Resignation, Arbeits- und Aufopferungslust, Sanftmuth und Demuth, Humanität und Zutrauen zu sich und andern.

Freiheit ist das Vermögen zur Wahrheit und Tugend, oder das Vermögen, das Göttliche in sich zu fixiren, auszubilden und zum Herrschenden im Leben zu machen.

Die Freiheit läßt sich nicht beweisen, aber erfahren. Man wird ihrer inne im Anschauen des Göttlichen, mehr noch im ernstlichen For-

schen nach Wahrheit, im gewissenhaften Wollen und Handeln.

Sie ist ihrem Wesen nach unbegreiflich. Sie beginnt in der ersten Regung des Göttlichen; sie wird lebendig in der ersten göttlichen That, die man verrichtet.

Außer und neben dem Göttlichen ist im Menschen das Weltliche. Es ist das, was sein Herz der Erde gewinnt, was sein Sinnen und Streben zur Erde hinzieht, was ihn treibt in den Gütern der Erde seine Ruhe und sein Heil zu suchen.

Das Weltliche ist nicht in jeder Hinsicht dem Göttlichen entgegen; auch über die Erde ist ein göttlicher Geist ausgegossen; aber vieles an ihr, was in Beziehung auf sie selbst gut ist, kann im Menschen nur Schlechtes erzeugen, wenn sie sich durch das Weltliche in ihm seiner ganz bemächtigt.

Der Mensch soll nicht das Weltliche an sich vertilgen; es gehört zu seinem Wesen; nur durch dasselbe kann er das Göttliche außer sich darstellen.

Im Weltlichen sind wir geboren, und können nicht darüber weg; aber wir können ihm göttliches Leben mittheilen.

Unsre Bestimmung ist, das Weltliche in uns durch das Göttliche zu bilden und zu heiligen,

es durch das Göttliche und in der Gestalt des Göttlichen, als ein Verklärtes, in uns aufzunehmen, und zu genießen.

Das Weltliche ist dem Göttlichen geradezu entgegen, wenn es sich in seinem eigenthümlichen Prinzip gegen dasselbe zu behaupten, und der Herrscheft über den Menschen zu versichern sucht.

Der Charakter des Weltlichen, der ihm von diesem eigenthümlichen Prinzip kommt, ist im Widerspruche mit dem Göttlichen. Der Geist der es beseelt ist ein unreiner — sein Name Eigennützigkeit.

Im edeln Menschen ist das eigenthümliche Prinzip des Weltlichen zerstört, der unreine Geist hat dem Göttlichen weichen müssen, dem Geiste des letztern ist das Weltliche unterworfen. Dem edeln Menschen ist die Erde Schauplatz des uneigennützigen Wirkens für den höchsten Zweck der Menschheit.

Wo der unreine Geist Gewalt hat, da verunreinigt er den ganzen Menschen, und auch das Beßre, was sich im Weltlichen findet. Die eigennützige Seele befleckt alles Schöne und Gute.

Je eigennütziger ein Mensch ist, desto ungöttlicher ist sein Leben.

Der Eigennützige sucht immer nur das Sei-

nige; wenn er sich für andre interessirt, so geschieht es nur, damit das Seinige dadurch gefördert werde.

Das letztere kann ein Angenehmes oder ein Nützliches seyn. Im ersten Falle äußert sich die Eigennützigkeit als Begierde der sinnlichen Lust, im andern als Begierde des eignen Vortheils (Eigennutz im engern Sinne). Die Begierde der sinnlichen Lust steht vornemlich der Liebe zum Vollkommnen, der Eigennutz dem Wohlwollen entgegen, worin nach dem Vollkommnen für alle gestrebt wird.

Aus der Eigennützigkeit kommen Gleichgültigkeit gegen das Vortreffliche und gegen die Menschheit, Neid, Haß, Ungerechtigkeit, Verstellung, Unzuverlässigkeit, Treulosigkeit, Argwohn, Dünkel, Verachtung andrer, Selbsterniedrigung, sinnliche Ausschweifungen und Pflichtvergessenheit.

Die Stimmung, welche das Gemüth im Besitze des Göttlichen empfängt ist Freude — aber nicht die wilde, tobende, sondern jene reine, stille, selige Freude, die aus dem Gefühle der ungestörten Einigkeit mit sich selbst entsteht, die das ganze Herz erfüllt, und in sanften Bebungen

durchdringt. Wie könnte das Edelste anders als in Wonne empfunden werden?

Der Sinn für die echte Freude fällt zusammen mit der Empfänglichkeit für die Tugend. Die Verstimmung welche uns hindert uns zu freuen, hindert uns auch tugendhaft zu seyn.

Die Tugend liebt zwar den Ernst; aber sie hat keine Gemeinschaft mit der verdüsterten Seele; eben in ihrem Ernste wird die Freude geboren.

Wer das Göttliche nicht in heitrer Gestalt umfaßt, bleibt ewig davon geschieden; denn er vernimmt nicht den herrlichen Geist desselben.

Freude ist nicht die Quelle des Göttlichen; sie kommt aus dem Göttlichen, sie ist gleichsam das Bewußtseyn, welches das Göttliche von sich selbst hat.

Dem Weltlichen, so lange es noch nicht durch das Göttliche geheiligt ist, ist die Freude fremd.

Nur zuweilen fällt ein flüchtiger Schimmer der Freude in das finstre Gemüth, das dem Weltlichen unterworfen ist, wenn nämlich das Beßre darin angeregt wird; aber er verschwindet bald wieder vor der Gewalt des Schlechten.

Der unreine Geist, der im Weltlichen ist,

verträgt sich nicht mit der Freude; Eigennützigkeit ist ihr Tod.

Das Weltliche verwickelt uns ohne Aufhören in Kämpfe und Widersprüche; sein Streben ist voll Sorge, seine Genüsse erschüttern die Sinne, aber sie erquicken das Herz nicht; wie möchte hier die Freude wohnen?

Dem Weltlichen gehört die Lust des Angenehmen; aber wie selten wird sie empfunden! Mit wie viel Bitterkeit und Unruhe ist sie fast immer vermischt! Wie weit ist sie entfernt von dem Adel und der Seligkeit der Freude!

Was im Weltlichen gewöhnlich Freude genannt wird, ist ihr lügendes Afterbild — ein flüchtiger Rausch, der seine Unnatur in bittern Nachwehen zu erkennen gibt.

Zwischen dem Göttlichen und Weltlichen steht in der Mitte das Menschliche.

Das Menschliche hat so wohl vom Göttlichen als vom Weltlichen etwas an sich. Es ist nicht das Göttliche in seiner Reinheit — nicht das Weltliche, so weit dieses dem Göttlichen entgegen strebt; das Göttliche ist in ihm dem Edelsten des Weltlichen vermählt.

Durch das Menschliche bleibt man mit dem Weltlichen in der nöthigen Befreundung, ohne

davon verunreinigt zu werden; man wird zugleich dem Göttlichen vertraut.

Nur in Verbindung mit dem Menschlichen vermag das Göttliche im Menschen zu wohnen, und sich seiner Natur ganz anzueignen. Das Menschliche ist das Organ, wodurch das Göttliche auf die Kräfte unsers Gemüthes wirkt.

Je mehr das Weltliche in uns sich zum Menschlichen veredelt, desto größer wird unsre Empfänglichkeit für das Göttliche. Durch das Menschliche müssen wir uns zum Göttlichen erheben.

Das Wesen des Menschlichen enthüllt sich vornehmlich in der Schönheit und in der Liebe.

Die Schönheit ist die Abbildung des Göttlichen im Weltlichen, der Widerschein der Wahrheit und Tugend an den irdischen Naturen.

Dem Weltlichen ist die Schönheit verwandt in wie fern sie durch den Sinn genossen wird, und an die Formen des Sinnes gebunden ist. Dem Göttlichen ist sie verwandt durch die Harmonie ihrer Gestalten und durch das Wohlgefallen ohne Interesse, welches sie einflößt.

Die Schönheit stimmt, wie die Wahrheit und Tugend, zur reinen Freude; aber diese Freude kommt von außen in uns herein, die

Freude der Wahrheit und Tugend kommt aus uns selbst.

Die Schönheit stimmt auch zum Wohlwollen. Im Anschauen derselben schwebt das Gemüth in ruhigem Entzücken, da verschwindet jede selbstische Beziehung. Im Genusse des Schönen kann man sich mit allen vereinigen; er ist immer mit dem Bedürfnisse der Mittheilung gepaart.

Die Liebe ist Streben nach Vereinigung mit andern zur Gemeinschaft des ganzen Daseyns, und in dieser zum gemeinschaftlichen Vollkommenheits- und Seligkeitsgefühl.

Die Liebe ist dem Weltlichen verwandt, indem sie zum Theil durch den Sinn in den Menschen kommt. Feinere Sinnlichkeit läßt sich von der Liebe nicht trennen; sie darf sich deren auch nicht schämen. Der Genuß der Liebe bezieht sich so wohl auf die äußern, als auf die innern Vorzüge des Geliebten.

Die Liebe ist der Tugend verwandt dadurch, daß sie sich auf die Harmonie der Liebenden gründet, von dieser Harmonie ihr Leben empfängt, und sie immer genauer zu machen sucht.

Sie ist der Tugend zugleich verwandt durch ihrer Uneigennützigkeit. Zwar sucht sie in der Vereinigung mit dem Geliebten die eigne Lust.

Aber das ist nicht Eigennützigkeit; die Lust des Geliebten und die eigne sind ihr eins geworden; sie kennt keine Lust die nicht auch Lust des Geliebten wäre; sie kann keine Lust empfangen ohne Lust zu geben; sie weiß von keinem Interesse, das mit dem Interesse des Geliebten in Streit gerathen könnte.

In Beziehung auf andre kann die Liebe eigennützig seyn, besonders, wo es dem gemeinschaftlichen Interesse gilt; aber nie in Beziehung auf den Geliebten. Überdem erweicht und bildet sie das Herz immer mehr zum allgemeinen Wohlwollen. Sie befördert die Uneigennützigkeit der Tugend.

Die Stimmung der Liebe ist Theils Lust des Angenehmen, durch das, was in ihr sinnlich ist, Theils reine Freude, durch das, was vom Geiste und vom Herzen kommt. Freude ist ihr Streben und ihr Genuß; in der Freude beglückt sie, und wird beglückt; sie vollendet sich in der Wonne in einander fließender Herzen.

Was im Göttlichen Schätzung des Vollkommnen und Verlangen nach Seligkeit ist, das ist im Menschlichen das Schönheitsgefühl; was sich im Göttlichen als wohlwollendes Streben nach Vollkom-

menheit und Seligkeit in der Vereinigung vernünftiger Geister äußert, das äußert sich im Menschlichen als Liebe. In Ansehung des Weltlichen steht der Sinnlichkeit die Schönheit, dem Eigennutze die Liebe gegenüber.

Menschen ohne Empfänglichkeit für das Schöne und ohne Liebe sind dem Geiste der Tugend fremd.

Schönheit und Liebe versetzen in eine Stimmung, worin man sich dem Göttlichen näher fühlt, und nur von den edelsten Beziehungen des Weltlichen gerührt wird.

Das Weltliche vergeht, Unbestand ist seine Natur, Wechsel sein Gesetz. Das Göttliche ist ewig; der Mensch, der desselben theilhaftig ist, gehört zu einer ewigen Ordnung der Dinge, die, über alle Veränderungen des Zeitlichen erhaben, von keiner angetastet wird.

Das Göttliche ist selbstständiges Leben; darum auch Bürgschaft der Unsterblichkeit.

Im Bewußtseyn des Göttlichen spricht der Mensch: ich kann nicht untergehen, denn ich habe etwas empfunden, das nicht in die Heimath des Todes gehört; das Heiligste kann mich nicht täuschen.

Auch das Menschliche ist ewig; die nähern Bestimmungen des Irdischen und Körperlichen werden einst wegfallen; es selbst kann nicht aufhören, ohne daß unsre Natur vertilgt werde.

Die Schönheit bleibt, wenn gleich die einzelne Gestalt verfällt, ewig frisch und ewig jung; man wird des Anschauens nicht müde, nichts vermag ihre Lust zu trüben, man betrachtet sie immer mit demselben Entzücken.

Die echte Liebe ist treu bis in den Tod. Nichts bricht den Bund verwandter Seelen, und was hier der Ernst des Schicksales trennte, das findet sich wieder im höhern Leben.

Das Göttliche im Menschen ist Offenbahrung Gottes; es ist unsre Gemeinschaft mit dem Höchsten der Wesen, der Abglanz seiner Herrlichkeit, Ahnung, Glaube, Gewißheit seines Daseyns; wer das Göttliche in sich vernimmt, der kann an diesem Daseyn nicht zweifeln.

Aus dem Göttlichen im Menschen bildet sich die Idee der Gottheit, die Sehnsucht nach Gott, das Vertrauen auf die Wahrheit unsers Strebens, auf die Realität des Besten, auf die Weisheit einer allmächtigen Leitung, unter der unser Leben steht.

Durch das göttliche Gemüth ist man Gott

ähnlich. Einem solchen Gemüthe ist es Bedürfniß, sich zu Gott zu erheben, sich mit Gott zu beschäftigen, auf Gott überall zu sehen, und von ihm alles zu erwarten. Ein göttliches Gemüth ist voll der reinsten Verehrung Gottes.

Ein göttlicher Sinn ist zugleich ein religiöser Sinn — Sinn der Ehrfurcht, der Anbethung, der Ergebung und der Hoffnung.

Bei aller Tugend ist Religion, wenn nicht in der Erkenntniß, doch im Wesen und in der That.

Der religiöse Mensch erkennt Gott auch in der Welt; die Natur und die Geschichte verkündigen ihm seine Majestät; er findet alles von einem göttlichen Geiste angehaucht, in allem bildend eine göttliche Ordnung.

Der religiöse Mensch vermag die Welt zu genießen, ohne von ihr entweiht zu werden; denn er genießt darin das Göttliche.

Die Religion stiftet die vollendete Harmonie des Weltlichen, Menschlichen und Göttlichen. Das Weltliche wird rein, das Menschliche edler, das Göttliche kräftiger unter dem Einflusse der Religion.

In der Religion, als Gesinnung betrachtet, vereinigen sich Göttliches und Menschliches.

So entwickelt sich aus der menschlichen Liebe die himmlische, heilige Gottesliebe — das Höchste wozu sich der Mensch, in der Fülle seines Menschseyns, erheben kann.

Das Göttliche in uns gibt das demüthige Gefühl der unendlichen Majestät Gottes; das Menschliche in uns befreundet den Unendlichen unserm Herzen.

Die frömmsten Menschen sind die, welche am tugendhaftesten leben, und am wärmsten lieben. Je mehr das Göttliche und das Menschliche in uns hervor gebildet ist, desto größer ist unsre Empfänglichkeit für Religion.

Einen hat unser Geschlecht gekannt, der das Göttliche rein darstellte, in Gesinnung, Wort und That; er war auch der Menschlichste und Frömmste: Jesus von Nazareth.

Alle Freude der Wahrheit und Tugend, der Liebe und Schönheit fließt zusammen in die Eine, welche der Gedanke an Gott und die Liebe zu Gott in reinen Seelen hervorbringt. In der Religion ist die höchste, reinste, göttlichste und zugleich menschlichste Freude. In ihr leuchtet der Glanz der Ewigkeit in die dunkeln Nächte der Erde.

III.

Euphranors Morgenbetrachtungen

an seinem fünf und siebenzigsten Geburtstage.

Wie hat mich der Schlaf erquickt! wie frisch und heiter bin ich erwacht! Ein herrlicher Sommermorgen! Lieblich leuchtet der junge Tag in die Welt herein; fröhlich stehen zahllose Kinder der Erde in seinem Glanze. Alles hat sich gestärkt und verjüngt, alles jubelt in Lust und Wonne, ein Geist der Liebe scheint über alles ausgegossen zu seyn, Blumen öffnen ihre Kelche und verbreiten balsamische Düfte, freundlich schaut der heitre Himmel hernieder. Meine Seele ist innig froh; mit stillem Entzücken grüße ich den Tag meiner Geburt.

Vier und siebenzig Jahre habe ich gelebt. Ich freue mich, daß ich noch hier bin, denn noch ist mir das Leben schön. Viele seiner Reitze sind verblüht; aber viele sind ihm auch geblieben, manche sind noch gefälliger geworden. Alles um mich her hat sich geändert, Liebes und Theures hat die Zeit genommen, Liebes und Theures hat sie auch wieder gebracht. Im Kreise derer, die ich gekannt habe, sehe ich überall große Lücken, die Freunde meiner Jugend sind alle heim gegangen, und auch dich, edles, getreues Weib, das mit mir des Lebens Freuden genoß, das mit mir seine Lasten trug, und seine Sorgen theilte, das mir alles war, das ich nie vergesse, auch dich deckt schon viele Jahre das Grab!

Gott, wie soll ich dir danken für die Gesundheit und Stärke, die du mir erhieltest, für das viele Gute, das du mir schenkst, für die Menschen alle, die mir in Liebe ergeben sind, die mit so vieler Zärtlichkeit und Aufopferung mich die Beschwerden des Alters vergessen machen!

Mir ist wohl — unaussprechlich wohl. Der Sturm der Leidenschaft hat sich gelegt; der Ernst des Arbeitens hat sich in milde Stille verwandelt. Die Wunden des Herzens sind geheilt, tausend bittre Gefühle sind verschmerzt, und ruhi-

ger als am Mittage schlägt dieses Herz am Abend meines Erdendaseyns. Im Morgenschimmer der Jugend, in ihren weichen Duft gekleidet, erscheint mir wieder alles um mich her, überall begegnen mir wieder die heitern Gestalten, mit denen die Kindheit in traulichem Verständnisse lebte. Mit leichtem Sinne trat ich in die Welt, und mit leichtem Sinne werde ich aus ihr weggehen; in der Mitte der Laufbahn ist die Schwüle und das Gedränge.

Aber auch da war mir oft wohl — unaussprechlich wohl. Nicht bloß das stille Land der Kindheit zieht meinen Blick zurück; gerne weilt er auch bei vielem aus dem männlichen Alter. Ich habe nie nach hohen Dingen gestrebt; darum bin ich mit vielen Bürden verschont geblieben, an welchen die Menschen schwer zu tragen haben. In meinem Geschäftsleben habe ich nichts andres gewollt, als mir selbst genug thun; das Herz war frei, wenn der Geist sorgte. Ich habe mir nie ein andres Ziel gesetzt, als was meine Natur mir andeutete; darum brauchte ich auch nie aus den Gränzen der Natur zu treten und elend zu seyn. Ich habe mich menschlich gefreut, und durfte es nie bereuen; die Freude machte mein

Herz weit, und öffnete es dem Guten und Schönen.

Frühe lernte ich die Nichtigkeit der meisten Dinge einsehen, worum sich die Menschen so viele Mühe geben. Meine Erziehung hat verhüthet, daß ich nicht zu der Thorheit versucht wurde, das Glück im Widerspruche mit den ewigen Bedürfnissen des Herzens zu suchen, ihr verdanke ich, daß mich der Schimmer nicht blendete. Frühe ward mir die Einsicht, des Menschen Friede hange von dem ab, was er ist, nicht von dem, was er besitzt, und was andre von ihm glauben. In mir selbst, in meinen nächsten Umgebungen und in meinem Wirken habe ich ihn gesucht. Es ist mir gelungen, ihn unter vielfachen Beunruhigungen und heftigen Stürmen zu bewahren. Es hat mich wenig gekostet, zu entbehren, was ich nicht haben konnte, und zu verlieren, was ich besaß; allein die Trennung von guten Menschen ist mir schwer geworden.

Vier und siebenzig Jahre — ein bedeutender Zeitraum! Wie viele Tage — wie viele Stunden! Welch eine Menge von Gedanken, Empfindungen, Wünschen, Absichten und Bestrebungen ist fortgeströmt von der Fluth der Zeit! Welch eine Menge von Erfahrungen ist vor mir vorüber

gegangen! Wie viele frohe und traurige Ereignisse habe ich erlebt! Das meiste ist verschwunden im Dunkel des Vergessens. Von vielem dämmern nur noch schwache Bilder vor meiner Seele. Weniges blieb mir in lebendiger Klarheit gegenwärtig. Aber dieses Wenige umschließt so manche süße Erinnerung und so manche große Lehre, daß ich es um keinen Preis hingeben möchte.

Wie ein Traum liegt das Leben hinter mir; aber es war mehr als Traum, oder wenigstens ein Traum von tiefer, ernster Bedeutung. Ich fand im Leben Großes und Heiliges — freilich getrübt durch die Nebel, behaftet mit den Mängeln des Irdischen, freilich auch das Traum in Vergleichung mit dem, was einst das Land über dem Grabe offenbaren wird. Aber wäre wohl hier eine reinere und höhere Wahrheit möglich? Ist es nicht genug, daß wir schon jetzt eine andre ahnen und erwarten? Ich habe einen Gott gekannt und eine erhabene Bestimmung meines Daseyns, ich habe Gelegenheit und Mittel gefunden, mich für diese zu bilden, Herzen haben sich mir geweiht und für mich geschlagen, ich habe ihren Wehrt empfunden, und mich ihnen wieder gegeben. Heilige Stunden habe ich gefeiert,

wo sich mir der Himmel aufthat, und alle seine Herrlichkeit und Seligkeit auf mich herabströmte. Die Natur hat in erhabenen Hieroglyphen meinen Sinn angesprochen. Ich habe nach etwas Großem gerungen, und mein Ringen ist nicht ganz vergebens gewesen. Ich trage etwas in der Brust, das nicht vergehen kann. Ein prophetischer Geist klärt mir die freudigen Geheimnisse der Zukunft auf.

Sey denn das Übrige flüchtig und eitel gewesen: war ich berechtigt, mehr zu erwarten? Wäre es nicht meine Schuld gewesen, wenn ich mich betrogen gesehen hätte?

In meinem Thun war viel Thorheit und Übereilung, oft hat mich die Leidenschaft verblendet, oft der Enthusiasmus irre geführt, oft hat mich meine Kurzsichtigkeit hintergangen; aber mein Wille war redlich, ich habe verbessert, was ich verbessern konnte, und manches Versehen hat die Zeit ausgeglichen. Der Ewige siehet das Herz an; auch unsre Fehler weiß die Vorsehung für die Ordnung und das Wohl des Ganzen nützlich zu machen. Dabei ist mir zuweilen Gutes gelungen. Wenn der Mensch gleich nie auf den Erfolg seiner Bemühungen stolz seyn kann: so mag es ihm doch wohl thun, Segen von seinen

Bemühungen wahrzunehmen; bei mir hat es das Schmerzhafte im Gefühle meiner Schwäche vermindert; indeß meine Zufriedenheit gründete sich auf das Bewußtseyn der reinen Absicht.

Viel Gutes habe ich genossen — mehr als ich verdiente, ich habe glückliche Gatten, Ältern und Kinder gesehen, und bin selbst glücklich gewesen. Gott gab mir ein edles Weib, und Dich meine Emilie, die Du der Trost und die Freude meines Alters bist. Hätte ich auf der Welt nichts als das gehabt: so war es genug; aber ich hatte mehr.

Wie hätte ich darüber murren können, wenn ich auch zuweilen schwer geprüft wurde. O, oft ist mein Herz voll bittern Kummers gewesen. Aber der Schmerz ist vorüber gegangen; es hat nie an Erleichterungen und an Kraft zum Dulden gefehlt, er hat die Freude erhöht, und das Herz gebessert. Die dunkeln Stunden in meinem Leben haben mir am stärksten und rührendsten bewiesen, daß die höchste und weiseste Liebe unsre Schicksale leitet. Die wehmüthige Erinnerung an das überstandene Ungemach vermischt sich mit einer stillen Freude. Heitrer und erfahrungsreicher erwartet man das Ende seines Lebens, wenn man viel gelitten hat.

Ruhig und gefaßt sehe ich dem Augenblicke entgegen, der mich von der Welt fordern wird. Ich fürchte den Tod nicht; fest ist mein Glaube an die Zukunft, und meine Erwartung von ihr groß. Das Verlangen, das hier so oft meine Brust erweiterte, wird dort Erfüllung werden. Das Göttliche, dem ich hier im Glauben nachstrebte, wird im Glanze der Verklärung vor mir stehen. Und Euch, die ich hier beweinte, finde ich ja dort; dort wird uns die Liebe noch inniger und fester verknüpfen, als hier auf Erden; dort wird der tiefe Sinn unsres Bündnisses, den hier nur das Gefühl ahnete, uns aufgeschlossen.

Ich fühle es, meine Faniska, bald werde ich bei dir seyn. Das Grab wird unsern Staub vermischen, der Himmel, was jenen überlebt, vereinigen.

Die übrigen Tage meines Lebens seyen denn der Liebe, der Freundschaft und der Freude geweiht, denen mein ganzes Leben gehörte. Noch einmal will ich heute, meine Emilie, im Kreise der Deinigen froh seyn; vielleicht erlebe ich keinen Geburtstag wieder, dann lies an diesem Tage dies Blatt Deinen Kindern vor.

IV.

Das Wesen der Liebe.

Auszüge aus Euphranors Papieren.

I.

Was ist Liebe?

Das Wesen der Liebe in Worten ausdrücken, ist eine schwere, vielleicht gar nicht zu lösende Aufgabe. Die innigsten Gefühle des Herzens lassen sich nicht in Formen zwingen und von Buchstaben umschließen. Durch sich selbst wünscht die Liebe sich mitzutheilen, durch ihre Erweisungen allein vermag sie es ganz. Sie wird nur da verstanden, wo sie empfunden wird, und wo ihr Liebe begegnet. In der Liebe sind alle Kräfte der Seele Eine geworden, der ganze Mensch, mit allem seinem Denken und Sehen, Fühlen

und Dichten, Wünschen und Begehren, Ein strömendes Leben.

Wer das Wesen der Liebe darzustellen unternimmt: der muß Eins der tiefsten Geheimnisse seines Lebens aussprechen. Liebt er wirklich: so ist seine Seele zu voll und zu bewegt, als daß sich etwas darin festhalten, ausscheiden und zu einer bestimmten Gestalt bilden ließe. Liebe ist wunderbar, wie das Bewußtseyn; dieses die Wurzel des Ich — jene das Prinzip des Du im Ich; beide erkennen sich in ihrem Begriffe nicht wieder. Wer die Liebe hat, kann in den Momenten, wo das Wesen derselben sich am kräftigsten in ihm regt, und wo es der Gedanke ergreifen müßte, um es rein in sich aufzunehmen, nicht mehr sagen, als ich liebe. Sein Zustand eignet sich nicht zur Selbstbeobachtung; auch würde es der Selbstbeobachtung, wenn sie möglich wäre, schlecht mit ihm gelingen. Noch weniger vermag der, in dem nie die Liebe war, von ihrem Wesen zu reden, er kann kaum eine Ahnung davon haben. Auch möchte dem das Wort fehlen, von dem die Liebe wieder gewichen ist. Er hat schwerlich je recht geliebt, und liebte er recht, dann muß entweder er des Geliebten, oder der Geliebte seiner unwürdig geworden seyn, die Liebe

erinnert ihn entweder an ein großes Unglück, oder an eine große Schuld; darum mag er nicht an sie denken. Ausgelöscht sind in seiner Seele alle die fröhlichen Bilder, in welchen die Liebe lebte, kaum fällt zuweilen ein Blick der wehmüthigen Sehnsucht auf das verlorne Paradies der Liebe.

Aber es gibt in der Liebe Augenblicke, wo es ihr Bedürfniß ist, bei sich selbst einzukehren, und in stiller Reflexion sich selbst zu genießen. Kann sie auch hier ihr Wesen nicht aussprechen, so kann sie sich doch ihrer Erscheinungen bewußt werden, und darin andeuten ihr Wesen. Die Regungen und Äußerungen der Liebe beobachten, darin ahnen und andeuten ihr Wesen, kann denn auch wohl der sinnige Mensch, der ihr Verlangen kennt, wenn er gleich ihre Erfüllung noch nicht erfahren hat. Die Ideale seiner Liebe sind prophetische Sprüche.

Aber an wen soll die Rede von der Liebe sich richten? Wer nie liebte, wird auch nichts von dem verstehen, was man ihm mittheilen könnte. Ihm sind die Worte, was die Zeichen der Mysterien dem Ungeweihten; das meiste muß ihn Überspannung, Thorheit und Schwärmerei dünken. Wer selbst liebt, scheint es nicht zu be-

dürfen, daß man ihm in Worten unvollkommen andeute, was er vollkommner in sich findet, wovon sein Herz durchdrungen ist. Aber dem, der bis jetzt von der Liebe nichts erfahren hat, wird sein Stündlein noch wohl kommen, und dann wird es ihm nützlich seyn, die echte Liebe zu unterscheiden von den Erscheinungen, die fälschlich ihren Namen tragen, und nicht selten dem Herzen die Fähigkeit wahrhaft zu lieben, rauben, die edelsten Kräfte lähmen, und die Ruhe zerstören. Viele sind schon von diesen Erscheinungen bethört; sie hoffen bei ihnen die Wonne der Liebe zu finden, und geben ihnen das Herz hin. Sie müssen die Natur der echten Liebe kennen lernen, um des Betruges inne zu werden, und, ehe es zu spät ist, die Befriedigung ihrer Sehnsucht auf andern Wegen zu suchen. Aufklärung über ihr Inneres wird edlich diejenigen, die wirklich lieben, bewahren vor schädlichen Verirrungen und dem Erkalten der Liebe.

Das Erste, was wir an der Liebe wahrnehmen, ist: warmes Interesse für ein andres Wesen. Dieses Interesse bezieht sich auf sich, auf die Person — nicht auf das,

was an ihr haftet, oder was uns durch sie werden könnte. Ich liebe den nicht, für welchen ich mich bloß deßwegen interessire, weil ich ihm etwas zu verdanken habe, oder weil ich von ihm etwas zu empfangen hoffe. Das Interesse des Eigennutzes ist der Liebe durchaus fremd, es ist ihr sogar entgegen. Jede Rücksicht auf eignen Vortheil verengt das Herz, und benimmt ihm die Empfänglichkeit für das reine, freie, weite Gefühl der Liebe; je mehr jemand das Interesse des Eigennutzes bei mir erweckt, desto weniger kann er von mir wahrhaft geliebt werden. Liebende sollen einander nichts zu verdanken haben, als das Glück und die Wonne der Liebe. Das Interesse der Liebe ist ein uneigennütziges, es ist Freude am Daseyn des Geliebten — die Lust, welche uns ein andres Wesen durch die Erscheinung seines Lebens gewährt.

Dieses Interesse, so rein und stark es auch seyn mag, ist indeß noch nicht Liebe, es kann auch für sich allein nicht Liebe werden. Die Liebe wünscht nicht bloß vom Geliebten angenehme Eindrücke zu empfangen, sie wünscht ihn immer um sich zu haben, und in seinem Anschauen zu leben; selbst die höchsten Entzückungen des Anschauens genügen ihr nicht, sie will daß das Ge-

liebte sich wieder zu ihr hinneige, daß das Innere des Geliebten Theil habe an dem, was sie im Anschauen desselben entzückt, sie will innigste, gegenseitige Vereinigung. Die Liebe ist nicht allein Auge, sie ist auch Herz; aus dem Herzen tritt die Liebe erst ins Auge, das Herz erhebt erst, was ruhige Freude war, zur Wonne der Liebe, das Herz macht den Blick trunken, der mit ruhiger Freude auf dem Gegenstande des Wohlgefallens verweilte.

Soll also das uneigennützige Interesse an einem Wesen Liebe werden: so muß es von einem Bedürfnisse des Herzens beseelt seyn, und diesem Bedürfnisse Befriedigung versprechen. Ein solches Bedürfniß entwickelt sich aus der Leerheit und dem Mißbehagen, das der Mensch dann fühlt, wenn er sich auf sich selbst beschränken soll, aus der Armuth der Selbstheit; es ist das Bedürfniß, sich in einem andern zu spiegeln, sich mit einem andern zu bereichern, sich von einem andern zurück zu empfangen. Wo dieses Bedürfniß und das uneigennützige Interesse zusammen kommen, da kann Liebe entstehen; das Bedürfniß gibt dem Interesse das Leben, und erhöht es zur Sehnsucht nach Vereinigung; das Interesse weist dem Be-

dürfnisse den Gegenstand an. Ich kann nicht müde werden, dieses Wesen anzuschauen, es soll meinem Sinne immer gegenwärtig seyn, weil es durch das Bedürfniß meinem Herzen vermählt ist; seine Nähe ist mir vollbeglückend, weil ich mein Daseyn in das seinige zu verweben wünsche. Menschen, die nie die Armuth der Selbstheit empfanden, können zwar an einem andern Wesen ein lebhaftes Interesse nehmen, sie können es bewundern, sie können von seiner Trefflichkeit hingerissen seyn; aber die Sehnsucht nach Vereinigung, eigentliche Liebe, werden sie nie empfinden. Nur zuweilen, wenn sie gerade dazu disponirt sind, wollen sie von dem Gegenstande ihres Interesses unterhalten werden; die beständige Nähe desselben würde Kälte und Überdruß bei ihnen hervor bringen. Am wenigsten sind sie geneigt sich mit ihm zu identificiren, wo der eigne Vortheil in Anspruch kommt, indeß die Liebe alles mit dem Geliebten gemein haben will.

Du bist mein Leben, mein Alles, spricht die Liebe, ohne Dich ist die ganze Welt nichts für mich, in Dir allein möchte ich sie genießen, von Dir allein jede Freude empfangen, von allem Schönen bist Du mir das Schönste, von allem Guten das Beste, von allem Genügenden das

Genügendste, ohne Dich wäre mir alles mangelhaft, alles Treffliche strahlt von Dir mir verherrlicht zurück.

Liebe ist nur unter fühlenden und vernünftigen Wesen möglich; nur das fühlende und vernünftige Wesen hat das Bedürfniß der innigsten Vereinigung, nur ein solches ist im Stande, den Gegenstand zu erkennen, der der Sehnsucht antwortet. Des Seelenlosen kann man sich freuen, aber man kann es nicht lieben; die Freude steigt erst da zur Liebe, wo im Gefallenden der lebendige Geist mich anspricht, wo ich das Bild meines Ichs finde, wo ich meine Freude mitzutheilen, und in ein empfindendes Herz zu versenken vermag.

Die Liebe will empfangen, aber es ist ihr nicht um das zu thun, wornach der Eigennutz gelüstet, nicht um eiteln Gewinn, nicht um Geld und Ehre, um Einsicht und Wissenschaft, was überall zu holen ist, auch nicht um das, was die Liebe freilich am schönsten gibt, und sie auch freundlich annimmt, um Trost und Beistand; es ist ihr um das zu thun, was nur der Geliebte geben, was nur ein reines, uneigennützi-

ges Gemüth empfangen kann. Der Geliebte soll sie beglücken durch seine Nähe, durch sein Wirken, durch seine Mittheilung, durch das, was das Herz ihm eingibt; er soll die Stelle ausfüllen, die die ganze Welt leer läßt, und die der größte eigne Reichthum nicht auszufüllen vermag. Und was sie sonst noch empfängt, das empfängt sie nicht wie der Eigennutz, damit sie selbst besitze und genieße, sondern zum Zeichen, daß alles gemein sey, daß jedes getheilte Interesse aufgehört habe. Sie weiß, es ist dem Geliebten Bedürfniß zu geben, und dieses Bedürfnisses freuet sie sich; sie weiß, Geben ist des Geliebten Lust, diese Lust will sie ihm verschaffen. In der Gabe entzückt sie das Geben, als Versicherung des Geliebtseyns, als Unterpfand der vereinten Herzen.

Die Liebe will aber auch selbst geben, durch Geben will sie den Geliebten beglücken, durch Geben will sie sich selbst offenbaren, und die Gemeinschaft der Herzen befestigen; sie ist unglücklich, wenn sie nichts für den Geliebten thun kann. Bedürfte er nichts, oder könnte keine Gabe ihm nützen: sie müßte doch geben, damit die Gabe sie selbst verkündige, und dadurch den Geliebten erfreue. Nichts geht über ihre Wonne,

wenn sie von dem Geliebten Unangenehmes zu entfernen, wenn sie ihm Erleichterung oder Bequemlichkeit zu verschaffen vermag. Nimmer kommt es ihr in den Sinn, den Geliebten durch Gaben zu gewinnen, oder ihn sich zu verpflichten; schon der Gedanke, daß das möglich sey, würde die Liebe nicht aufkommen lassen. Die Liebe kann nicht anders empfangen, als indem sie zugleich gibt. Sie rechnet zwar nicht, aber sie erstattet alles; sie empfängt, um die Gabe verschönert zu-rück zu geben.

In der Liebe ist wechselseitiges Geben und Empfangen, das Eine durch das andre unaufhörlich vermittelt, und doch jedes an sich selbst Bedürfniß. Das ist der Liebe schönes Leben, ihre unerschöpfliche Fülle. Mit jedem neuen Geben und Empfangen wird das Bedürfniß fester geschlungen, treten die Herzen in genauere Berührung. Die Liebe will sich nichts selbst nehmen, alles soll ihr gegeben werden; nur dann vermag es zu erfreuen; sie darf auch keine Gabe zurück-weisen, jede muß für sie Wehrt haben, damit sie selbst wieder geben könne.

Darum verlangt die Liebe Gegenliebe, ohne diese kann sie weder bestehen, noch sich vollenden. Der sinnlichen Begierde genügt

der Genuß; sie ist zufrieden, wenn sich ihr der Gegenstand nur nicht entzieht. Die wahre Liebe kann nicht beglückt werden, wenn sie nicht des Geliebten Herz besitzt, sie kann keine Wonne haben, wenn sie nicht auch Wonne erweckt, sie kennt keinen Genuß, den nicht dasselbe Bedürfniß gibt, das ihn empfängt. Nicht genug, daß der Geliebte dem Liebenden alles gewährt, was Liebe von der Liebe erwartet; dieser muß auch überzeugt seyn, daß jener aus eigner Liebe gewährt, daß er gewährt, weil er selbst empfangen möchte, weil ihm der Wunsch des Empfangens das Geben zur Wonne macht.

Darum ist Liebe in ihrem vollständigen Wesen auch gegenseitiges Ergeben. In der Liebe vereinigen sich die Herzen zum gemeinschaftlichen Daseyn und Glücke. Das Geben und Empfangen der Liebe ist nur Ausdruck des nie vollendeten Strebens, ganz eins zu seyn; ein Ersatz für das, was die Individualität und Selbstständigkeit der Naturen unmöglich macht. Der Liebende kann sich von dem geliebten Wesen, dieses von ihm nicht absondern. Sie wollen sich in einander verlieren und nur Eine Persönlichkeit ausmachen; da das aber unmöglich ist, so soll wenigstens ihr Interesse Eins seyn; das ist die Be-

deutung des wechselseitigen Gebens und Nehmens. In ihm vertauschen sich gleichsam die Seelen, um sich zu bezeugen, daß nichts mehr trennend zwischen ihnen seyn soll. Die Liebe kann nichts zurück behalten, sie muß mit dem Herzen alles geben.

Liebe tritt nicht früher in ihr volles Recht, als bis die Liebenden sich erkannt haben, und das Bedürfniß der Herzen geschlossen ist. Das Ich bin Dein und Du bist mein, muß nicht bloß von Mund zu Mund gegangen, es muß auch tief im Gemüthe nachgeklungen, lebendiges Gefühl, feste Überzeugung geworden seyn, damit man Liebe in der vollständigen Entwickelung ihres Wesens anerkennen könne. Bis dahin ist sie bloß Streben, mehr in Sorge und Unruhe als in Lust; in der echten Liebe aber ist Befriedigung und Wonne.

Indessen kann doch das Streben der Liebe nie aufhören, denn ihr Ziel ist nie erreicht; auch die erwiederte Liebe ist nicht ohne Streben, aber ihr Streben ist von Stimmung, Genuß und That begleitet.

Die Liebe ist Stimmung, und heißt in so fern Anhänglichkeit. Die Liebenden halten es mit einander und können nicht von einander lassen. Keiner will für sich empfinden, den-

ken und wirken, jeder für den andern und im andern. Sie fühlen beständig, daß sie zu einander gehören, und sich ewig besitzen müssen. Es ist ihnen zur Gewohnheit geworden, sich nie anders als in der innigsten Vereinigung, und alles, was sie sind, haben und erleben, als ein Gemeinschaftliches zu betrachten. Im Bunde der Liebe kann daher keiner des andern Wohlthäter werden, weil was jeder gibt, vom Gemeinschaftlichen genommen ist. Liebende sind sich unentbehrlich, wo Einer fehlt, da ist es leer im Herzen des andern. Ihre Seelen sind beisammen, wenn Verhältnisse sie äußerlich trennen. Was auch Liebenden Wichtiges begegnen mag: sie können nicht unterlassen, dabei des Geliebten zu gedenken.

Liebe ist Genuß, der höchste und reinste, den es außer den Gefühlen der Religion und Tugend gibt. Der Liebende ist beglückt durch alles, was ihm der Geliebte gewährt, durch die Schönheit des Körpers, wie durch den Adel der Seele und durch jeden rührenden Zug des Charakters, durch das geäußerte Gefühl, und durch den geoffenbarten Gedanken; er ist beglückt durch die Erscheinung seiner eignen Liebe, beglückt durch die Gelegenheit, etwas zum Wohl des Geliebten

zu thun, durch alles, was dem Geliebten an ihm gefällt, durch jede seiner bessern Eigenschaften, die sich in dem Gemüthe des Geliebten abbildet, und ihm von da schöner zurück strahlt. Er ist endlich beglückt, mehr als durch alles andre, durch das Bewußtseyn des Einsseys, des Habens, des Angehörens und des in der Sehnsucht nach noch immer genauerer Vereinigung in einander fließenden Lebens. Das ist das unnennbare Gefühl des gelösten und geöffneten Herzens, des gebrochenen und besiegten Egoismus, das die Wonne der Liebe.

Die Liebe ist auch That. Weil man am Geliebten hängt, und mit ihm eins ist, unternimmt man für ihn alles, ohne sich etwas zur Pflicht oder zum Verdienste zu machen. Die Liebe kennt keine Pflichten, ob sie gleich alles leistet, was je als Pflicht gegen den Geliebten gefordert werden könnte. In der Pflicht ist Zwang, womit sich die Liebe nicht verträgt, die Liebe thut jedes mit Lust. Sie wird nicht müde, um den Geliebten zu wachen, seine Wünsche zu erspähen, zu erforschen, was ihn erfreut und betrübt, seinen Bedürfnissen abzuhelfen, und sein Vergnügen zu vermehren. Sie thut dies mit der größten Anstrengung und Aufopferung, sie

scheut weder Mühe noch Verläugnung. Sie wagt alles, duldet alles, und hält beim Härtesten aus. Bewundernswürdiger als die glänzendsten Siege des Muthes, als die glorreichsten Werke des Ehrgeitzes sind die stillen Werke der Liebe.

Die Liebe ist unendliches Streben. Wornach sie strebt, das faßt kein Moment; es ist das Unendliche selbst. Die vollendete Einigung, die wir in den Augenblicken des höchsten Genusses zu empfinden glauben, ist nur das Werk der nachbildenden Phantasie. Liebende glauben zwar zuweilen, sich alles zu seyn; aber sie werden bald inne, daß sie sich noch mehr seyn könnten. Ihr Genuß ist nie ohne Sehnsucht; die Befreiung von dieser wäre vielleicht sein Tod. Nie ist das Ideal realisirt, das ihnen vorschwebt. Immer werden sie daran erinnert, daß noch zwei Naturen von einander getrennt sind, so vielfach sie sich auch berühren und durchdringen.

Es lassen sich, nach dem, was wir hier über die Natur der Liebe bemerkt haben, folgende Momente unterscheiden, in welchen sie sich entwickelt und vollendet: Bedürfniß, sich an ein andres Wesen innigst anzuschließen; Fin-

den und Erkennen im uneigennützigen Interesse; Streben nach Einigung; Einigung selbst in der Gegenliebe; Genuß mit der ihn begleitenden liebenden Anhänglichkeit und Sorge; unendliche Sehnsucht.

Nicht immer entwickelt sich die Liebe in allen diesen Momenten; so viel ihr daran fehlt, so viel fehlt ihr auch noch, um das Wesen der Liebe ganz auszudrücken. Auch hat das Streben nach Einigung, wie die Einigung selbst und der von ihr abhängige Genuß, verschiedene Grade. Nicht alle Naturen sind geeignet, sich mit der befreundeten ganz zu durchdringen, und in Eine aufzulösen; in vielen ist das Bedürfniß des Anschließens nicht stark genug; viele sind zu kalt. Oft ist an den Liebenden, so viel sie auch zu einander hinzieht, noch vieles, was sie von einander entfernt, was daher in der Annäherung und Berührung, Vorsicht, Schonung, Delicatesse und Verbergung der Fehler nothwendig macht.

Wird die Liebe in ihrer Vollendung selten gefunden: so mußte doch das Höchste gezeigt werden, damit man im Stande sey, das Geringere nach Verdienst zu würdigen, und auch in ihm das Vortreffliche zu erkennen. Überdem soll ja

die Liebe sich immer weiter ausbilden, sich immer mehr im andern zu verlieren und wiederzufinden suchen, und immer mehr hinwegräumen oder ausgleichen, was der vollen Einigung im Wege steht.

Endlich zeigt sich noch ein Unterschied zwischen der feurigen und zärtlichen Liebe. In der feurigen ist vorherrschend der Genuß mit dem Streben, in der zärtlichen der Genuß mit der Anhänglichkeit und That gepaart. Die feurige ist wogend, überströmend, hinreißend; die zärtliche still und hingebend, sie lebt geräuschlos im Geliebten und für ihn, sie kennt keine erschütternden Gefühle; aber dafür ist sie desto dauerhafter, und bleibt sich immer gleich. Um sie blüht ein freundliches Paradies voll Morgenroth und Abendglanz in ewiger Schönheit. Der feurigen Liebe muß, wenn man sie für echte Liebe halten soll, die zärtliche zum Grunde liegen, sie muß zu ihr wieder zurück kehren, und endlich ganz in sie übergehen.

2.

Liebe und Selbstsucht.

Das Wesen der Liebe wird sich uns noch genauer entwickeln, wenn wir sie in ihrem Verhältnisse zu einigen andern, entgegengesetzten, verwandten oder zu ihr gehörigen Erscheinungen beobachten. Wir wenden uns zuerst an die Selbstsucht. Selbstsucht ist der Feind, der die Liebe unaufhörlich bekämpft; Selbstsucht und Liebe können nie eins werden, wo Selbstsucht ist, da besteht keine Liebe, und die Liebe duldet keine Selbstsucht.

In der Selbstsucht ist der Mensch geboren. Aber er hat unter dem warmen Herzen einer Mutter gelegen; darum muß ihm noch etwas anderes als Selbstsucht eingeboren seyn. Mit der ersten Nahrung, die er empfing, ward ihm ein edlerer Keim in die Brust gesenkt. Gefühl des Bedürfnisses ist das Früheste, was in ihm er=

wacht; es bleibt sein ganzes Leben hindurch das Mächtigste, weil es stäts von neuem angeregt wird. Aus ihm entsteht das Selbstgefühl, das, mit jenem vereint, sich zur Selbstsucht befestigt. Indeß wird das Bedürfniß gestillt von der Liebe, die Arme der Zärtlichkeit thun sich dem zarten Ankömmling auf, er schläft und wacht am mütterlichen Busen. So wird der edlere Keim in ihm befruchtet, er lernt sich fühlen in andern und mit andern, sein Leben ist überall in fremdes gewebt. Die Liebe pflegt ihn, und begleitet ihn tiefer in das Leben hinein. Wie ist es möglich, daß sie sich nicht auch in ihm immer mehr entwickle, und der Selbstsucht immer mehr Raum abgewinne? Wie ist es möglich, daß er je bis in das Innerste seines Wesens, ein Egoist werde?

Wo er es am ersten werden könnte, wo die Welt mit ihren Reichthümern, mit ihrer Lust und Freude sich ihm öffnet, und die Selbstsucht nun zu ihm spricht: dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest; da tritt das befreundete Wesen vor ihn hin, aus ihrem klaren Auge strahlt eine höhere Wonne ihn an, in ihrem Herzen öffnet sich ihm eine stillere aber reichere und glücklichere Welt. Hier ist keine Wahl mehr; mit Gewalt fühlt er sich hingezogen;

sein Gemüth ist besiegt und gefesselt; unwillkührlich jauchzt es in seinem Innern auf: Du bist mein, und ich bin Dein, und wir wollen alles theilen!

Vollständig wird die Selbstsucht nur in der Tugend besiegt. Die Tugend ist reine Uneigennützigkeit, Liebe des Guten und Wirken für das Gute um des Guten willen. Der Tugend gilt das Fremde und Eigne gleich; denn sie kennt gar nichts Eignes, das Wahre und Rechte soll überall seyn, und darin ihre Freude. Dafür will aber auch die Tugend mühsam errungen werden; sie ist nicht ursprüngliche Natur, sondern eine zweite, höhere, das Werk der Freiheit.

In Beziehung auf die Tugend ist reine Uneigennützigkeit das Höchste von der Bestimmung des Menschen; aber nur die Anlagen zu derselben, die noch auf die Pflege des Willens warten, welche ihnen bei den meisten nie zu Theil wird, bringt er mit auf die Welt.

In der Liebe ist dem Menschen die Uneigennützigkeit selbst eingeboren. Die Liebe verhüthet, daß uns nicht der größte Theil des Geschlechtes verächtlich werde, und daß nicht ein kalter Egoismus mit allem Schönen und Guten auch alle Freuden des Lebens verheere. Die Liebe söhnt

uns wieder aus, wenn die Unthaten der Selbstsucht das Herz empört haben.

Darum ist auch die Liebe eine treffliche Vorübung zur Tugend; durch sie ist man schon mit dem Geiste der Tugend befreundet, ehe man ihn kennt. Ohne Liebe würde vielleicht niemand tugendhaft seyn. In der Liebe empfängt der Mensch die erste Ahnung von der Möglichkeit, sich über alle Selbstsucht zu erheben, und die Kraft und Richtung des Geistes, die dazu erfordert wird.

Man darf die Liebe nicht deßwegen eigennützig nennen, weil sie im Geben, wie im Empfangen, den Genuß und die Freude sucht. Die hohe Reinheit des Pflichtgefühles, das auch der süßen Lust des Gebens und dem Schmerze des Entbehrens zu widerstehen vermag, erreicht sie freilich nicht; sie begehrt es auch nicht, denn ihr genügt, in ihrer Menschlichkeit sich für das Göttliche zu bilden. Aber sie sucht doch den Genuß und die Freude nicht für sich, wie die Selbstsucht; nur in der Gemeinschaft mit dem Geliebten gibt es für sie Genuß und Freude; ihre Wonne besteht nur durch die Wone des Geliebten. Vereinigung ist ihr Streben, und alle Lust kommt ihr von dem was Bild oder Mittel der Vereinigung ist. Man opfert die Lust willig auf

um sie dem Geliebten zu geben, und sie von ihm verschönert wieder zu nehmen; man empfängt von ihm die Lust, um sie ihm wieder zu geben. Es ist Ein fröhliches Leben in den Seelen zweier Menschen; keiner verlangt etwas vom andern, jeder will nur, daß der andre mit ihm eins sey. Die Liebe nimmt auch die theure Gabe des Geliebten an, weil in diesem die Süßigkeit des Darbringens den Schmerz des Verlustes überwiegt, weil er im Darbringen unaussprechlich glücklich, und sein Glück auch des andern Glück ist.

Emilie bringt ihrem Julius die Blume, die ihre sorgfältige Pflege zur schönsten Fülle gezogen hat. Ihm fällt nicht ein zu sagen: behalte sie, du hast ja so gerne Blumen, und hast dieser so mühsam gewartet. Er würde die Liebe nicht kennen, er würde die zarteste Empfindung des liebenden Herzens nicht verstehen, und dieses Herz tief verwunden, wenn er es sagen könnte. Er nimmt sie, weil er darin wonnevoll das Bild ihrer treuen Liebe sieht, weil es Emilien Freude war, sie für ihn zu ziehen, weil sie in Freude ihrer Entfaltung für den Geliebten zusah, weil es ihre höchste Freude ist, sie ihm geben und darin sagen zu können: so liebe ich dich. Wer

mag dies darum Eigennutz schelten, weil diese Freude auch des Jünglings Gemüth erfüllt!

So ist die Liebe ein Gewebe von Freuden, die von Herz zu Herz gehen, und immer geistiger und verklärter aus dem Einen ins andre fließen ohne Aufhören. Sie ist frohes Streben, dem andern allen Genuß zu gewähren, und selbst keinen Genuß zu haben als in diesem.

In wie fern die Liebe das gemeinschaftliche Interesse der Vereinten dem Interesse aller andern vorzieht, ist sie freilich nicht frei von Selbstsucht. Dem Wohl des Geliebten opfert sie jede andre Rücksicht auf, wenn sie ohne Tugend ist. Nur die Tugend ist Uneigennützigkeit gegen alle, und darin unterscheidet sie sich von der Liebe. Aber rohe Selbstsucht gegen andre kann in solchen Gemüthern nicht wohnen, welche die Liebe erweicht hat. Mit einer sanften Milde beherrscht sie alles Leben und Streben der Menschen. Wer sich beglückt fühlt, wie die Liebe beglückt, der muß auch andre glücklich machen. Wer reich ist, wie die Liebe bereichert, der hat weder in den Kämpfen noch in dem Glücksspiele des Eigennutzes etwas zu gewinnen oder zu verlieren.

Die Selbstsucht kann sich nie zur Liebe er-

heben, in der höchsten Verfeinerung bleibt sie doch immer von ihr geschieden, immer ihr entgegen gesetzt. Sie kann mancherlei Gestalten der Liebe annehmen, aber nicht die Natur derselben, in jeder sucht sie doch das Ihrige; der menschliche Geist der Liebe ist ihr fremd. So kann der Selbstsüchtige wohl begehren, sich mit einem andern Wesen näher zu vereinigen, weil dieses Wesen in seinem Daseyn und Thun ihn erfreut; aber es ist ihm nur um die eigne Lust zu thun, es kümmert ihn wenig, welche Eindrücke der andre von ihm empfängt, wenn ihm durch diese sein Vergnügen nicht verringert wird. Der Liebende will nicht allein empfangen, er will auch geben, das Geben ist seine höchste Lust, er will in eben dem Maße geben, als er empfängt. Hätte der Selbstsüchtige den Wunsch, von dem andern geliebt zu seyn: so würde das den Werth seiner Gesinnung so wenig erhöhen, daß es vielmehr dienen müßte, die Eigennützigkeit und Gemeinheit derselben noch deutlicher zu offenbaren; er würde in diesem Wunsche nicht Tausch der Herzen, sondern nur Verstärkung der süßen Empfindungen, welche ihm die Vorzüge und Liebeserweisungen des andern gewähren, beabsichtigen. Die Liebe will nicht nur ein Herz besitzen, sie

will auch das eigne verschenken; sie will Herz und Herz vermählen. Der Selbstsüchtige strebt vielleicht, dem Wesen, das ihn entzückt, mit großen Aufopferungen, Angenehmes zu bereiten; aber er thut es, weil er sich in dieser scheinbaren Uneigennützigkeit gefällt, oder um die Vorzüge des andern für den eignen Genuß zu erhöhen, und diesem mehr Annehmlichkeit zu verschaffen, oder um sich dem andern bedeutend zu machen, oder um durch Wohlthaten das Herz zu fesseln, das ihm abgeneigt ist, und das er nicht verdient, und sich den Triumpf des Sieges und Besitzes zu verschaffen. Die Liebe bemüht sich den Geliebten zu beglücken, weil ihm das Herz gewonnen ist, sie folgt darin einem innigen, gefühlvollen Drange dieses Herzens.

Wer wahrhaft liebt zieht sich dem Geliebten auf keine Weise vor. Er will nicht durch ihn etwas werden; aber alles in und mit ihm. Er entwickelt seine Vorzüge vor den Augen des Geliebten — nicht damit dieser ihn höher achte, sondern damit er durch das Anschauen derselben sich in höherm Grade beglückt fühle.

Die Liebe duldet keine Art von Selbstsucht. Aber freilich gelingt es ihr nicht auf Ein Mal,

sich diese ganz zu unterwerfen. Nach und nach, wie sie selbst sich immer freier entfaltet, verschwinden auch alle selbstsüchtigen Beziehungen. Nur die werdende Liebe kennt Stöhrungen und Mißverständnisse.

3.

Geselligkeit, Wohlwollen, Zuneigung, Gefallen und Liebe.

Richten wir jetzt unsern Blick auf einige der Liebe verwandte Erscheinungen, die mit ihr der Selbstsucht entgegen stehen, um zu sehen, wie sich die Liebe von ihnen ausscheidet, und über sie erhebt; das wird uns der Entdeckung dessen, wovon die Liebe beseelt ist, was sie erweckt, und den Bund der Herzen zusammen hält, näher führen. Denn hierauf kommt es bei der Untersuchung des Wesens der Liebe vorzüglich an.

Geselligkeit ist das Erste, worin sich der Mensch von der Selbstsucht entfernt. Sie ist das allgemeinste, aber auch das schwächste Interesse für andre. Der Gesellige sucht die Menschen auf, Theils um von ihnen angenehm unterhalten zu werden, Theils zufolge eines Zuges der Verwandtschaft, wodurch ihm die

Nähe und der Anblick der Menschen lieb sind, Theils damit er die Leere ausfülle, die jeder fühlt, der lange auf sich selbst und darauf eingeschränkt ist, bloß von leblosen Dingen Eindrücke zu empfangen. Er vermag seinen Zweck, sich mit andern zu freuen, nicht zu erreichen, ohne daß er sich nach ihnen bequemt, ohne daß er ihrem Zustande und ihren Wünschen Aufmerksamkeit beweist, ohne daß er sie durch Dienste und Gefälligkeiten gewinnt. Wer der Menschen, und besonders des vertraulichen Verkehrs mit ihnen, nicht entbehren kann, der darf kein Egoist seyn. Der Gesellige hat überdem wirkliche Zuneigung zu den Menschen, sie sind ihm an sich selbst, wenigstens in Beziehung auf das Verhältniß des geselligen Beisammenlebens und Mittheilens interessant.

Wie weit ist indeß diese Geselligkeit noch von der Liebe entfernt! Welch ein loses Band ist es, das in ihr die Menschen verbindet, in Vergleichung mit dem festen Bande der Liebe! Nur zu leiser, oberflächlicher Berührung bringt es die Geselligkeit, während sich in der Liebe die Herzen durchdringen; nur gleichgültige Dinge treten in den Kreis geselliger Mittheilung, während die Liebe ihre geheimsten Angelegenheiten und ihre

wärmsten Gefühle offenbart. Die Geselligkeit vermag die Selbstsucht nur von demjenigen zurückzuhalten, wovon sie ohnehin nicht sehr gereitzt wird, die Schonung und Dienstfertigkeit, welche sie einflößt, sind bald zu Ende, wenn es wichtigen Vortheilen gilt; während die Liebe jede Art der Eigennützigkeit verdrängt, und zu jeder Art der Resignation stark macht. Die Geselligkeit bringt keine Opfer, sie leistet bloß, was ihr nicht schwer fällt; die Liebe vermag alles zu verleugnen und aufzuopfern. Mit der Geselligkeit hat das Innerste des Gemüthes nichts zu thun, der Charakter der Menschen, mit welchen wir in geselligem Verkehr stehen, kümmert uns wenig, wenn, was sich davon äußert, dem Zwecke der Geselligkeit keinen Eintrag thun; in der Liebe sind gerade die Gefühlsstimmung, die Denkart und die Handlungsweise des Menschen das Wichtigste, denn wir wollen uns in unserm ganzen Daseyn mit dem Geliebten vereinigen. In den Verhältnissen der Geselligkeit kann man daher mit jedem stehen, dessen Wesen und Sitten nicht ganz ungesellig sind, obwohl der gebildete, geistreiche, wohlwollende, freundliche, höfliche Mann immer der angenehmere ist; aber lieben kann man nur den, der uns ein Interesse einzuflößen ver-

mag, das mit unsern tiefsten Bedürfnissen zusammen hängt. Die Geselligkeit ist von der Liebe so verschieden, daß sie nie, auch wenn sie den höchsten Grad erreichte, in dieselbe übergeht.

Mehr schon nähert sich der Liebe das Wohlwollen; doch unterscheidet es sich von derselben schon gleich Anfangs dadurch, daß es sich weniger auf das Daseyn, als auf den Zustand des andern bezieht, daß es ihm weniger um die Nähe, als um das Glück desselben zu thun ist. Was in der Liebe nur als Ausdruck und Wirkung erscheint, das ist im Wohlwollen die Hauptsache, und was in der Liebe das Wesentliche ist, die Freude am Daseyn des andern, die Sehnsucht nach Vereinigung, das ist dem bloßen Wohlwollen größten Theils fremd. Indessen muß das Wohlwollen doch auch die Selbstsucht überwinden; denn es ist sein Charakter, zu geben ohne Hoffnung des eignen Gewinnens, zu geben selbst mit großer Aufopferung; es hat darin einen härtern Kampf zu bestehen, als die Liebe, welche eigentlich gar nicht zu kämpfen braucht, weil das Geben ihre Lust ist. Daher ist allerdings das Wohlwollen geeignet, das Herz

für die Liebe empfänglich zu machen; ja, es wird immer ein gewisser Grad des Wohlwollens vorausgesetzt, damit die Liebe bei uns einkehren könne. Das Wohlwollen ist zwar zunächst nur Trieb des Wohlthuns, aber durch die Gewohnheit diesen Trieb zu befriedigen, pflegen sich die Gegenstände desselben mit unsern Gedanken und Empfindungen so zu verbinden, daß sie uns selbst in einem hohen Grade interessant werden. Wie sehr das indeß auch der Fall seyn mag; nie kann das Wohlwollen, ohne daß noch etwas andres hinzu komme, sich in eigentliche Liebe verwandeln. Das Verhältniß des Wohlwollens und der Liebe wird noch deutlicher werden, wenn wir die beiden Arten des erstern, das natürliche und das moralische Wohlwollen, jede besonders ins Auge fassen.

Das natürliche Wohlwollen hat seine Quelle im Mitgefühle. Unsre Natur ist so eingerichtet, daß wir nicht bloß den eignen Schmerz und die eigne Freude, sondern auch den Schmerz und die Freude andrer empfinden, daß diese in uns zum Schmerze und zur Freude werden. Die Zeichen des fremden Elendes und des fremden Vergnügens veranlassen die Phantasie, die Bilder der letztern mit großer Lebhaftigkeit hervorzu-

bringen, und dadurch das Gemüth zu erschüttern. Daraus entsteht das Bestreben, das Elend des andern zu vermindern, und sein Vergnügen zu befördern, denn auf diese Weise wird das eigne schmerzliche Gefühl besänftigt, die eigne frohe Empfindung gefördert. Wir rechnen das Wesen, dessen Gefühl das unsrige geworden ist, gleichsam mit zu unserm Selbste; wir müssen sein Wohl wünschen, weil unsre Stimmung davon abhängt. Je öfter wir mit ihm gefühlt haben, desto mehr wird es uns eigen, das Interesse für seinen Zustand auf seine Person zu übertragen.

Wie sehr sich dieses Wohlwollen von der Liebe unterscheidet, das beweiset schon die Größe seines Umfanges — kein menschliches Wesen ist davon ausgeschlossen — und sein Mangel an Innigkeit. Indeß können andre Umstände, wie natürliche Verwandtschaft, Gewohnheit des Zusammenlebens, Wohlgefallen an den Eigenthümlichkeiten des andern und Übereinstimmung der Gemüther, das Mitgefühl in Beziehung auf einzelne Menschen verstärken, und dadurch das Interesse an ihrer Person erhöhen. Daraus bildet sich denn ein Verhältniß, worin man einander vorzüglich wohl will, an seinen Schicksalen gegenseitigen lebhaften Antheil nimmt, sich einer des an-

dern inniger freut, sich einer dem andern vertraulicher mittheilt, und sich einer den andern mit angestrengten Bemühungen zu beglücken sucht. Aber auch diesem Verhältnisse fehlt noch viel um Liebe zu seyn. Man interessirt sich wohl für einander, doch eigentlich nicht das Herz für das Herz; wenn man gibt, so sind es Gaben, nicht das Daseyn selbst; der andre soll nur Lust an der Gabe haben, nicht am Geben; die Gabe soll ein Beitrag seyn zu seiner Zufriedenheit, nicht der Anfang eines unendlichen Tausches von Glückseligkeit und eines unendlichen gemeinschaftlichen Besitzes. Auch ist solches Wohlwollen nicht ganz von feinerer Eigennützigkeit frei zu sprechen; es muß durch Pflichtgefühl geläutert werden, damit es den Namen der Tugend verdiene.

So entsteht das moralische Wohlwollen, sonst auch Menschenliebe genannt. Es ist aus dem natürlichen Wohlwollen und aus der sittlichen Achtung gegen die Würde der Menschheit in andern zusammengesetzt. Der Geist der moralischen Menschenliebe ist das auf Schätzung der menschlichen Würde gegründete und durch Mitgefühl belebte unablässige Streben, das Wohl der Menschheit in allen Einzelnen zu befördern. Eine herrliche Gesinnung; aber eben was sie so

groß macht, das sondert sie ab, von der eigentlichen Liebe. Sie ist um so reiner, je weniger sie von den Persönlichkeiten des Einzelnen Nahrung bekommt, je weniger das Interesse für ein besondres Wesen daran Theil hat; die eigentliche Liebe bezieht sich ganz auf Persönlichkeiten des Geliebten, sie lebt ganz in dem Interesse für ein besondres Wesen. Das Wohlwollen soll allgemein seyn, es soll die ganze Menschheit umfassen; darum müssen ihm die hohe Innigkeit und die lebendige Wärme der Liebe fehlen. Das Wesen des moralischen Wohlwollens ist, wie das Wesen des Wohlwollens überhaupt, im Wohlthun; die Freude am Daseyn des andern und der Wunsch der genauesten Vereinigung, worin das Wesen der Liebe besteht, gehen ihm ab. Wie wäre es möglich, uns die genaueste Vereinigung mit allen denen zu wünschen, für die wir Wohlwollen haben sollen, wo unter Tausenden nur zu Einem ein leiser Zug der Verwandtschaft uns hinzieht, wo sich bei den meisten so vieles findet, was uns von ihnen zurück scheucht? Was in der Liebe die Freude am Daseyn und der Wunsch der Vereinigung sind, das sind im moralischen Wohlwollen das Mitgefühl und die Achtung; wie wenig aber das Mitgefühl der Liebe gleich kommt,

haben wir schon gesehen, und in der Achtung ist immer etwas, das, indem es uns, in der einen Hinsicht, für jemand einnimmt, uns, in der andern, wieder von ihm entfernt. Lange Übung bringt wohl das moralische Wohlwollen dahin, daß es uns zum Bedürfnisse, und daß uns das Wohlthun selbst süß wird; dadurch verstärkt sich denn auch die günstige Stimmung für andre, man kann sich gewöhnen, an Menschen das Schlechte zu übersehen, und nur auf das Vortreffliche zu achten; je mehr dies geschieht, desto mehr nähert sich die Achtung dem sanften Charakter der Liebe und dem Interesse für fremde Persönlichkeit. Aber so lange die Menschen bleiben, was sie sind, bleibt auch der Unterschied zwischen moralischer Menschenliebe und eigentlicher Liebe. In der großen Bahn, welche die Geister zu ihrer Vollendung gehen, liegt ein Zustand, wo ihre Verbindung inniger seyn wird, als sie hier auf Erden seyn konnte, dann werden Göttliches und Menschliches sich einigen; aber auch dann noch werden bestehen die besondern Bündnisse verwandter Seelen. Auf Erden ist es die Bestimmung der Liebe, jene hohe Verbindung vorzubilden, im engern Vereine darzustellen, was im weitern noch nicht Statt finden kann, und

die Bildung zur moralischen Menschenliebe zu befördern.

Die religiöse Liebe ist das Heiligste im Menschen. Sie reicht zwar nicht an die Innigkeit der eigentlichen Liebe, dazu ist ihr Gegenstand zu erhaben und zu fern; aber sie ist reiner und edler als diese. Religiöse Liebe ist Freude in der Betrachtung der Vortrefflichkeit Gottes, und der daraus entstehende Wunsch, mit Gott eins zu seyn. Wo sie sich zu einiger Vollkommenheit entwickeln soll, da muß man es in der sittlichen Veredlung so weit gebracht haben, daß im Gemüthe nichts mehr ist, was dem Höchsten und Besten widerstrebt, daß die Neigung sich ihm willig unterwirft, daß selbst die Unbegreiflichkeit der göttlichen Wege und die schwere Prüfung das Herz nicht mehr von ihm abwendet. Je mehr das moralische Wohlwollen gegen die Menschen von religiöser Liebe beseelt ist; desto mehr nähert es sich der eigentlichen Liebe.

Ein höherer Grad von Innigkeit ist der Zuneigung eigen. Menschen, welche für einander Zuneigung haben, sind einander in ihrem Daseyn und in manchen ihrer Eigenthümlichkeiten

interessant, aber selten in ihrem Wesen; es thut ihnen wohl, sich zu sehen, sich zu unterhalten, sich gegenseitig Dienste zu erweisen, aber sie sind weit davon entfernt, sich gleichsam gegen einander zu vertauschen und in ein gemeinschaftliches Leben zusammen zu gehen; sie sind weit entfernt, die Wärme, die Wonne, das süße Verlieren der Liebe zu empfinden; sie vereinigen sich in vielem, aber in noch mehrerem sind sie aus einander; sie mögen einander geben, und von einander empfangen, aber nicht, sich ganz im Innersten besitzen.

Diese Zuneigung ist oft bloß eine Folge davon, daß man sich an einander gewöhnt hat. Auf gut Glück und in der Hoffnung, die Liebe werde noch hintennach kommen, pflegen sich die Menschen häufig mit einander zu verbinden; und wenn die Gemüther nicht gar zu verschieden, und die Fehler des Einen oder Andern nicht gar zu abstoßend sind, kommt auch etwas hintennach, was wie Liebe aussieht, nämlich man findet das Beisammenleben bequem, man wird gewahr, daß man es in vielen Stücken doch besser habe als sonst, man empfängt von einander Gefälligkeiten, und erwiedert sie, man lernt sich immer mehr Einer in die Launen und Eigenheiten des andern

schicken, man hat vieles mit einander gemein, man theilt mit einander Leiden und Freuden, Besorgnisse und Hoffnungen, man geht täglich mit einander um, und offenbart einander, was man vor der Welt am meisten geheim hält. Die Gewohnheit knüpft die äußern Enden des Lebens aneinander, und diese ziehen die Herzen einiger Maßen nach. So geschieht es, daß man sich der Gemeinschaft freut, daß man, von einander getrennt, einen Theil seines Selbstes zu vermissen glaubt, und dem Gefährten, wenn er hinweg ist, lange in schmerzlicher Sehnsucht nachtrauert. Kommt hierzu einige Übereinstimmung der Denkungsart, der Empfindungen, der Bedürfnisse und Wünsche: dann kann diesem Verhältnisse zwar eine zärtliche Stimmung entwachsen, aber Liebe niemals, denn Liebe ist nur im vollen Einklange der Seelen. Was die Gewohnheit wirkt, ist dem Herzen nicht eigen; es wird erst in dasselbe herein gebracht, und kann daher das Herz nie durchdringen, wie alles Angebildete nur an der Oberfläche haftet. Darum sind die Bündnisse, die auf diese Weise gestiftet werden, vergänglich; die Zeit löscht das Andenken an den beweinten Gefährten aus, man gibt wohl gar einem andern die Hand, welcher dann das Herz wieder folgt.

wie vorhin. Die Liebe kommt nicht von außen in den Menschen; was nicht im Herzen selbst entsteht, ist nicht Liebe; das Herz muß ihre Sehnsucht wecken und nähren, das Herz muß seinen Gegenstand erkennen, und sich ihm in freudiger Weihe ergeben.

Zwar gibt es auch solche Zuneigungen, denen Bedürfnisse des Herzens zum Grunde liegen, aber sie sind zu allgemein, zu wenig auf einen bestimmten Gegenstand beschränkt, und geben zu wenig Wärme, als daß sie sich zur Liebe bilden könnten. Dahin gehören vornemlich diejenigen, welche im Bedürfnisse der Mittheilung und in der Sehnsucht nach häuslicher Stille ihre erste Quelle haben.

In der Liebe findet sich allerdings das Bedürfniß sich mitzutheilen; aber in ihr findet sich noch viel mehr; dieses Bedürfniß allein enthält noch nicht das, was den eigentlichen Charakter der Liebe ausmacht. Die Eigenschaften, wodurch ein Wesen fähig wird, mit uns in den Verkehr der traulichen Mittheilung zu treten, sind bei weitem nicht hinlänglich, eine so innige und durchgehende Vereinigung zu begründen, als die Liebe verlangt. Die Menschen, welche im Stande sind, unsre Erfahrungen, Gedanken und

Gefühle aufzunehmen, und zu erwiedern, sind nicht immer im Stande, das Herz zu verstehen, und ihre Persönlichkeit mit uns zu wechseln. Unter gewissen Bedingungen können die Verbindungen, welche das Bedürfniß der Mittheilung stiftet, mehr Zusammenhang und Festigkeit erhalten; aber nie ist das Band stark genug, so manche Härten, Ungleichheiten und Widersprüche, die immer noch übrig bleiben, in Eins zu zwingen. Selbst der innigste Erguß der Gemüther ist noch weit entfernt von der Kraft und Fülle der Liebe.

Nicht anders verhält es sich mit der Sehnsucht nach häuslicher Stille. Sie ist die weitere Ausbildung des Mittheilungsbedürfnisses. Der Überdruß des Weltgeräusches, der Ekel an dem gewöhnlichen Treiben, an dem nichtigen Streben und an dem eiteln Gewinne der Welt, die peinliche Leere und Kälte, welche der Welt Glanz und Glück im Herzen läßt, erwecken das Verlangen nach den Genüssen, die in einem kleinen, vor der Welt verborgenen, Kreise und in der genauern Verbindung mit guten Menschen gefunden werden; aber das ist noch nicht die Sehnsucht der Liebe, ob es sich gleich gerne zu ihr gesellt. Wenn die Menschen, mit welchen wir uns zum häuslichen Bunde vereinigen, nur

Wohlwollen, Herzlichkeit, ein freundliches Gemüth, Mittheilsamkeit, Fügsamkeit und Sinn für das Eigne, Heimische und Geräuschlose haben: so können sie uns schon alles seyn, was wir in dieser Hinsicht von ihnen verlangen, und uns in einem hohen Grade glücklich machen. Das traute gefühlvolle Leben mit einander hat große Annehmlichkeiten; soll es sich indeß zur Wonne der Liebe erheben, dann muß noch etwas andres hinzukommen. In den meisten von den Ehen, die man die bessern nennt, wird nicht mehr als solche Zuneigung verlangt; man ißt und trinkt mit einander, man spricht, wenn es etwas zu sprechen gibt, man hat Kinder, in denen sich die Gemüther begegnen und anziehen, und so wird man mit einander alt, fröhlich und gutes Muthes. Da die meisten Menschen, ohne Sinn für die wahre Liebe und ohne Ahnung ihres Wesens, für nicht mehr Empfänglichkeit haben, als für solche Zuneigung: so mag sie immerhin bei diesen die Stelle der Liebe vertreten, auch mag ihr der Name gegönnt seyn, indem sie doch die Anhänglichkeit mit derselben gemein hat; nur werde darüber nicht vergessen, daß es eine ganz andre Liebe gibt, die zugleich in der Natur des Menschen auf ganz andre Weise begründet ist.

Am meisten nähert sich noch der Liebe dasjenige Interesse, welches uns eine Person dadurch einflößt, daß sie uns in ihrem Daseyn und in ihren Eigenthümlichkeiten gefällt. Das Gefallen gehört wirklich zum Wesen der Liebe, und hat in derselben eine so wichtige Stelle, daß es, bei einer flüchtigen Ansicht, scheinen möchte, als sey in demselben alles enthalten, was die Liebe zu ihrem Entstehen verlangt, wenn nur das oben angeführte Bedürfniß, sich an ein andres Wesen anzuschließen, hinzukomme. Das Wesen, welches ich lieben soll, muß mir als ein vortreffliches erscheinen, und dadurch Freude an seinem Daseyn in mir erwecken. Aber nicht jede Art des Gefallens ist Gefallen der Liebe. Ein Wesen kann gefallen durch seine körperlichen Reitze, oder durch glänzende Eigenschaften seines Geistes, oder durch edle Züge seines Charakters, oder durch die Annehmlichkeiten seines Umganges; ich begehre deßwegen noch nicht, mich immer mit ihm zu vereinigen, es ist mir genug, wenn ich mich zuweilen an seinem Anblicke, an seiner Mittheilung oder an seiner geistigen Gestalt ergötzen kann; ich würde vielleicht seiner beständigen Nähe bald überdrüßig werden; vielleicht ist selbst in dem, was

mir gefällt etwas, das die genaueste Vereinigung wenig wünschenswerth, wo nicht gar unmöglich macht.

Das Gefallen der Liebe ist einzig in seiner Art, durch eine bestimmte Form von jedem andern Gefallen geschieden. Das gewöhnliche Gefallen, so groß es auch immer seyn, so sehr es auch das Herz entzücken mag, ist doch nie stark genug, um das gewaltige Anziehen der Gemüther, um die Wonne und Wärme, wodurch die Liebe sich auszeichnet, hervor zu bringen. Das bloße Gefallen kommt, wie die Zuneigung durch Angewöhnung, von außen in den Menschen herein; die Liebe soll aber im Herzen ihre Quelle und ihr Leben haben, so daß das Gefallen ihr nur anzeige, den Gegenstand der dem Herzen genügt.

4.

Der Trieb der Sympathie. Freundschaft und Liebe.

Was ist es denn nun, das dem Gefallen der Liebe die bestimmte Form gibt, wodurch es der Liebe allein angehört, und nothwendig in Liebe übergeht, das zu dem bloßen Gefallen hinzukommen muß, damit es Wunsch der innigsten Vereinigung werde, damit es die Wärme und Wonne der Liebe erreiche? Was zieht die Gemüther so gewaltig an, daß sie nichts von einander fordern, nur einander alles geben mögen? Nirgends anders, als im Herzen kann es sich finden, nichts anders, als ein Trieb des Herzens kann es seyn. Wir nennen ihn Trieb der Sympathie.

Das Wort Sympathie hat eine doppelte Bedeutung; bald bezeichnet es eine vorübergehende Anwandlung von Lust und Schmerz,

die durch den glücklichen oder leidenden Zustand eines andern Wesens in uns erzeugt wird, bald eine bleibende und herrschende Stimmung der Seele, die sich auf das ganze Daseyn des andern bezieht, und nicht bloß etwas aus demselben entfernen oder in dasselbe herein schaffen, sondern dieses Daseyn in sich aufnehmen, und hinwiederum sich in dasselbe versenken will.

Sympathie in der ersten Bedeutung ist bloß Gefühl, das, was man Mitgefühl nennt, und was wir als die Quelle des Wohlwollens schon kennen gelernt haben. Sympathie in der andern Bedeutung ist mehr als Gefühl; sie ist lebendiger Trieb nach Vereinigung, Streben, unser Daseyn auszufüllen durch ein fremdes Daseyn, das dazu geeignet ist, in uns einzugehen und uns zu ergänzen; sie ist die nähere Bestimmung und Ausbildung des schon angeführten Bedürfnisses, sich an ein andres Wesen anzuschließen.

Das Mitgefühl entspringt aus der Selbstheit; der fremde Schmerz wird in der Phantasie zum eignen, darum wünschen wir ihn wegzuschaffen, wobei uns der Leidende an sich gleichgültig seyn kann. Die eigentliche Sympathie ist ein ursprünglicher Trieb, der in keinem andern

seine Wurzel hat, und als vereinigendes Glied zwischen der Selbstheit und Uneigennützigkeit in der Mitte steht, als das rein Menschliche, welches das Weltliche an das Göttliche knüpft.

Die Sympathie ist der Selbstheit darin verwandt, daß sich in jener, wie in dieser das physische und geistige Lebensgefühl harmonisch zu erhöhen strebt. In der Selbstheit, wo es sich allein für sich zu erhöhen sucht, nimmt es nur in sich auf, und zwar todte Stoffe; in der Sympathie, wo es sich durch Vereinigung erhöhen will, nimmt es gleichfalls auf, aber das Lebensgefühl eines andern Wesens, dem es sich wieder hingibt, daß auch dieses erhöht werde. Die Sympathie interessirt das Aufnehmen todter Stoffe nur in so fern, als es ein gemeinschaftliches seyn kann, ein neues Band der Herzen, ein neues Unterpfand des verschmolzenen Lebens. Wenn sie anzieht: so geschieht es, um sich in gleichem Maße wieder anziehen zu lassen; ihr Streben will ein gegenseitiges erregen; ihrer Frage soll geantwortet werden.

Der Selbstheit ist das Fremde etwas ihr Angehöriges, nur auf sie zu Beziehendes und von ihr zu Vernutzendes. Der Sympathie ist das Fremde ein Selbstständiges, worauf sie das Eigne

unaufhörlich bezieht, dem es sich anfügen, von dem es die Versicherung seines Lebens empfangen, wodurch es dieses Leben ergänzen will. In eben dem Maße, in welchem die Selbstheit verschlingt und zerstört, schont, erhält und verherrlicht die Sympathie.

Mit dem Menschen kann nur der Mensch sympathisiren. Das Wesen, das ich mir näher aneignen, und dem ich mich hingeben soll, muß mir mein Bild darstellen, und meine Natur haben. Weil ich mich hier erblicke, darum werde ich nicht müde hier zu verweilen.

Die allgemeine Gleichheit der Gattung reicht indeß nicht hin, Sympathie hervorzubringen; nicht mit allen Menschen kann der Einzelne sympathisiren. Zwar ist die Anerkennung beseelter Menschheit das Erste, was zur Sympathie erfordert wird; aber die Menschheit prägt sich in so verschiedenartige Formen aus, die einander widerstreben, sie setzt sich in ihren Individuen so viele Zwecke, an deren Erreichung sie einander hindern, daß das Gemeinschaftliche oft kaum dagegen in Betrachtung kommen, wenigstens keine Anziehung bewirken kann, wenn sich nicht im Besondern der Denkart, der Stimmung und des Strebens etwas findet, das eine nähere Verbindung bewirkt.

Das Wesen, mit dem ich sympathisiren soll, muß, außer dem, allen gemeinschaftlichen, höhern Charakter der Menschheit, noch etwas haben, worin es meinem individuellen Charakter verwandt ist. Es muß so gestimmt seyn, daß es meine Empfindungen, Ansichten, Meinungen, Wünsche und Zwecke leicht in sich aufnehmen, und daß es in mir Empfindungen, Ansichten, Meinungen, Wünsche und Zwecke erregen kann, durch welche sich mein Leben, in seiner eignen Richtung, rascher und reicher fortbildet; denn das Leben will sich ja in der Sympathie verstärken. Menschen von ganz verschiedener Gemüthsart sind einander gleichgültig, wenn sie sich nicht durch ein zufälliges Interesse wehrt werden, was aber nicht Sympathie ist. Menschen von entgegengesetzten Charakteren fliehen einander; das eine Leben droht feindlich dem andern Vernichtung, so lange sich der Widerspruch nicht in irgend etwas Versöhnendem auflöst. Hier ist Antipathie, die, wenn die Entgegensetzung groß wird, in Haß übergeht.

Auf der andern Seite verträgt sich die Sympathie auch mit keiner vollkommnen Gleichheit. Menschen, die in gar nichts von einander verschieden wären, könnte auch nichts zusammenhal-

ten, als etwa die Eitelkeit, von sich selbst ein getreues Bild zu sehen. Das Interesse der Sympathie, das eigne Leben im fremden zu erweitern und zu erhöhen, geht bei ihnen ganz verloren. Wenn mich das ganz Entgegengesetzte zurückstößt: so erweckt in mir das ganz Gleiche den Ekel der Leerheit. Ich kann mich an Dich nicht anschließen, weil Du mir nicht interessant bist; weil ich an Dir nichts finde, als was ich selbst schon habe; weil Du mir keine neue Seite der Welt enthüllst und keinen neuen Zug in mein Leben bildest.

Gleichheit und Verschiedenheit der Charaktere sind beide nothwendig, wenn Sympathie entstehen soll. Jede zieht auf ihre eigne Weise die Gemüther zu einander hin; die Gleichheit, indem sie das Leben, durch das Bild, welches sie ihm darstellt, erhöht; die Verschiedenheit, indem sie es durch das Fremde, was sie ihm mittheilt, erweitert.

Daher gibt es eine doppelte Art der Sympathie; indem entweder die Gleichheit oder die Verschiedenheit, als das Überwiegende, sich das andre unterordnet und gleichsam zu sich

gesellt. Wo die Gleichheit das Übergewicht hat, da ist Freundschaft, wo die Verschiedenheit vorherrscht, da ist Liebe.

Freunde können nur diejenigen seyn, die sich im Wesentlichen gleich, und im Zufälligen von einander verschieden sind. Sie sind von Natur enge mit einander verbunden, und ihr Bestreben ist, sich darin von einander zu entfernen, daß sie die Eigenthümlichkeiten ihres individuellen Lebens, auf welche sich ihre Verschiedenheit gründet, vor einander entfalten. Freunde bleiben sich interessant durch die Mannichfaltigkeit und den Wechsel, wodurch sie die Einförmigkeit ihres gemeinschaftlichen Daseyns unterbrechen. Angelegentlich muß sich der Freund bemühen, im Freunde die Selbstständigkeit anzuerkennen, die leicht über der Gleichheit vergessen werden könnte. Darum ist auch Achtung, welche verhüthet, daß man sich zu nahe kommt, die Stütze der Freundschaft.

Mit der Liebe ist es umgekehrt. Lieben können sich nur diejenigen, die in irgend etwas Wesentlichem von einander verschieden und in etwas Zufälligem einander gleich sind, so daß beide sich als Ergänzungsstücke Eines Daseyns suchen. Die Liebe fängt von der Trennung an, und strebt unaufhörlich nach Einigung. Wie Freunde, ur-

sprünglich eins, sich einander immer mehr in ihrer Verschiedenheit darstellen wollen: so wollen Liebende, ursprünglich getrennt, dadurch die Verschiedenheit auslöschen, daß sie sich an einander anschliessen und eins werden. Liebende bleiben sich interessant durch den beständigen Tausch ihrer verschiedenen Eigenthümlichkeiten, worin sie sich einander verähnlichen, ohne doch ihr Besondres ganz aufzugeben, und durch die unaufhörliche Sehnsucht aus diesem Besondern ein vollständiges menschliches Daseyn zusammen zu setzen. Die Liebe, die mit der Anerkennung der gegenseitigen Selbstständigkeit beginnt, strebt diese immer mehr zu vergessen, und die Selbstständigkeiten zweier Wesen in Eine zu verschmelzen. Obgleich dieses ein unerreichbares Ziel ist, und die Selbstständigkeit eines vernünftigen Wesens weder aufgelöst werden kann noch darf: so schwebt doch den Liebenden etwas der Art in dunkeln Gefühlen vor; die Phantasie sucht dadurch das unendliche Streben der Liebe nach immer größerer Hingebung zu deuten; und so wird das fröhliche Leben der Liebe unterhalten. Auch die Liebe besteht nicht ohne Achtung, aber sie bedarf derselben nicht, wie die Freundschaft, um Zurückhaltung zu bewirken, und je mehr sie sich selbst zum Tausche der Herzen entwickelt, de-

sto mehr wird sie die Achtung in ihr eignes Wesen verwandeln. Wo indeß noch keine innige Vereinigung Statt findet, da bleibt der Rath, einander zu schonen, und was mißfällig werden könnte, möglichst zurück zu drängen, in seiner vollen Kraft.

Doch nicht jede Art der Verschiedenheit ist zur Sympathie geeignet. Z. B. diejenige, welche aus der Verschiedenheit des Alters, des Standes oder der Beschäftigung entsteht, kann nie die Herzen sympathetisch vereinigen. Die Ursache davon ist leicht einzusehen; es fehlt hier an den nöthigen Berührungspunkten; auch im Verschiedenen muß sich Gleichheit zeigen, so daß es nicht Widerspruch werde, sondern in Eine Natur eingehen könne. Zu grelle Entgegensetzungen stoßen sich ab. Der finstere Trübsinn und der fröhliche Leichtsinn begegnen sich feindlich, der wild feurige und der bis zur Weichheit sanfte Charakter müssen sich fliehen; aber der würdevolle Ernst der Betrachtung und des Thuns, und die sanfte Anmuth im Spiele der Gedanken und des Lebens gatten sich gerne, um ein harmonisches Ganze zu bilden, sie sind in ihrer Entgegensetzung befreundet. Die Natur

hatte sie für einander bestimmt, und ihnen die Sehnsucht nach einander eingepflanzt.

Damit indeß ihr Wille keinem Mißverstande und keiner Verfehlung ausgesetzt sey, hat die Natur diejenigen Entgegensetzungen, die einer sympathetischen Einigung fähig sind, auch äußerlich von einander geschieden, und dadurch kennbar gemacht, daß sie dieselben an verschiedene Geschlechter vertheilte. Jedes Geschlecht hat seinen Charakter, der sich mit dem Charakter des andern zu vermählen strebt, weil er von ihm zwar verschieden, aber doch auch mit ihm verwandt ist, und nur in der Vereinigung mit ihm volle Menschheit ausdrückt. Dieses Gefühl der vollendeten Menschheit ist es, was das Verlan und die Wonne der Liebe erzeugt. Alle Liebe aus der Freundschaft ist Geschlechtssympathie.

Der Charakter der Männlichkeit ist Ernst, Muth, Entschlossenheit, Kraft und Festigkeit, Würde und Streben, sich nach außen zu verbreiten; der Charakter der Weiblichkeit ist Fröhlichkeit, Zartheit, Schüchternheit, Güte, Ergebung, Sanfth it, Fülle und eine Innigkeit, die sich in sich selbst zu verlieren strebt. Des Mannes Blick schaut, und sein Wirken greift weit um sich her.

Des Weibes Blick ist in sein Inneres gekehrt, und in die nächsten Kreise führt es unwillkührlich die Gestaltungen ein, die es dort vorgebildet findet. Der Ernst muß sich mit der Fröhlichkeit, der Muth mit der Schüchternheit, die Kraft mit der Güte und Ergebung, die Festigkeit mit der Zartheit, die Würde mit der Sanfmuth und Fülle, das Streben, sich nach außen zu verbreiten mit dem, sich in sich selbst zu verlieren vereinigen, wenn unbedürftiges, voll befriedigtes Daseyn entstehen soll. Das ist das Bündniß liebender Herzen.

Die Verschiedenheit der Geschlechter zeigt sich nicht bloß in den Gemüthern; sondern sie drückt sich auch im Körper ab. Das Bestimmte, Abgeschnittene und Eckige bezeichnen die männliche, das Runde, Verfließende, sanft in einander Übergehende bezeichnen die weibliche Form; kräftig ist des Mannes, zart des Weibes Berühren; straff und fest steht der Mann dem in Weichheit und Fülle blühenden Weibe gegenüber. Auch hierin ist Sympathie der Geschlechter, denn diese strebt sich jedes anzueignen, wodurch Ein Daseyn das andre bereichern kann; daher die Lust des Anschauens, des Handdruckes, des Kusses und der Umarmung. Wenn die Blicke, Hände und Lip-

pen sich suchen, wenn die Arme sich öffnen, wenn Herz an Herz zu schlagen begehrt: so ist das allerdings zum Theil unwillkührliche Nachbildung der geistigen Vereinigung, und des geistigen Strebens, sich immer mehr an einander hinzugeben und in einander aufzunehmen; die trunkene Phantasie schiebt die körperliche Annäherung, täuschend, der Vermählung der Herzen unter; aber daß körperliche Geschlechtssympathie daran Theil habe, daß das Kräftige und das Zarte, das Straffe und das Weiche, das Feste und die Fülle im innigen Anschmiegen Befriedigung finden, ist nicht zu verkennen. Man hüthe sich, diese Erscheinungen von dem gröbern körperlichen Triebe, der freilich zuweilen dabei im Spiele ist, allein abzuleiten. Die körperliche Sympathie findet sich oft ohne jenen Trieb, und ehe noch an die Regungen desselben gedacht werden kann; es ist möglich, das fremde Wesen in Lust zu schauen und zu umfassen, ohne seiner zu begehren.

Die Geschlechtssympathie, wie wir sie bis jetzt betrachtet haben, ist allgemein; sie erregt jedem Geschlechte überhaupt bei dem andern Aufmerksamkeit, Interesse, freundliches, süßes Ver-

weilen. Kein Weib ist dem Manne, kein Mann dem Weibe ganz gleichgültig; ohne alle andre Rücksicht macht schon der Geschlechtscharakter, daß sie einander suchen und am Beisammenseyn Freude haben. Nicht leicht wird man ein Weib finden, das die Gesellschaft der Männer flöhe, und wenn Männer die Gesellschaft der Weiber fliehen, so rührt das entweder von ihrer Unbeholfenheit, oder von ihrer Verschrobenheit, oder von geistiger und physischer Zerrüttung durch Ausschweifungen her.

Die allgemeine Geschlechtssympathie offenbart sich bei den Männern in der Galanterie, dem Bestreben, sich gegen Frauen gefällig zu erzeigen, und sich die Gunst derselben zu erwerben, wobei an nähere Vereinigung nicht gedacht wird — bei den Frauen in der Schüchternheit gegen die Männer.

Das allgemeine Geschlechtsinteresse verwandelt sich in Liebe, wenn Ein Geschlechtscharakter, in seiner Eigenthümlichkeit, den andern anzieht; in der Liebe will sich der besondere geistige und körperliche Charakter von dem Einen Geschlechte mit einem besondern Charakter vom andern Geschlechte, der so geartet ist, daß er mit ihm Ein Ganzes bilden kann, vermählen. Menschen, die keinen

Charakter haben, oder die noch nicht mit sich auf das Reine gekommen sind, bleiben bei dem allgemeinen Geschlechtsinteresse stehen; zu ihnen gehören die Männer, die jeder Schürze nachlaufen und die Weiber, denen jeder recht ist, der sie will — ein zahlreiches Heer.

Wo zwei besondre Charaktere von verschiedenem Geschlechte sich nur oberflächlich oder in wenigen Stücken berühren, da entsteht das, was man den liebenden Geschmack nennen könnte. Er ist Wohlgefallen an einzelnen besondern Geschlechtseigenthümlichkeiten eines andern, die einzelnen besondern Geschlechtseigenthümlichkeiten bei uns entsprechen. Daran schließt sich der Wunsch nach Vereinigung, der gewöhnlich ein leiser und ruhiger ist, doch auch zuweilen zu großer Heftigkeit steigt. Das Letztere geschieht besonders da, wo sich in reitzbaren Gemüthern zu den Gefühlen der Sympathie noch andre dunkle Regungen gesellen, wo die Phantasie veranlaßt wird, diese Sympathie als eine vollkommene vorzuspiegeln, und den Gegenstand derselben mit erdichteten Vorzügen zu schmücken. So verwandelt sich der liebende Geschmack in liebenden Affect, der, als ein Werk der Täuschung und

der künstlichen Exaltation, nie von Dauer seyn kann.

Aus dem liebenden Geschmacke kann, wenn im übrigen die Mißverhältnisse nicht zu groß sind, und die Gemüther sich im Zusammenleben immer mehr für einander bilden, innige Anhänglichkeit werden; aber weit häufiger kommt nachher so viel Abstoßendes und Unvereinbares zum Vorscheine, daß Gleichgültigkeit das Geringste ist, worauf man sich gefaßt halten muß. Aus liebendem Geschmacke, kündige er sich auch noch so lebhaft an, Verbindungen zu schließen, bleibt ein gewagtes Spiel, in welchem gewiß zwanzig Nieten gegen Einen unbedeutenden Gewinn gezogen werden. Muß man die Hoffnung verloren geben, für etwas mehr, als für den liebenden Geschmack Befriedigung zu finden: so sollte man doch wenigstens, ehe man ihm folgt, sorgfältig prüfen, wie es mit der Harmonie der Gemüther steht; denn ihm ist es vorzüglich eigen, von flüchtigen Eindrücken erregt zu werden. Daher lassen sich auch Bündnisse, welche der liebende Geschmack gestiftet hat, leicht trennen, so ernstlich und gefährlich auch Anfangs die Gegenanstalten scheinen, mit welchen man es aufzunehmen hat, und so sehr die Liebenden auch selbst überzeugt sind, keine Gewalt

sey dazu im Stande. Auf jeden Fall bleibt der liebende Geschmack dem Wechsel unterworfen; so oft ein neuer Gegenstand ihn von einer andern Seite anzieht, oder ihn lebhafter reitzt, oder ihm vollkommnere Befriedigung verspricht, wird er sich an diesen wenden, wenn ihn nicht etwas andres an dem ersten Gegenstande fest hält. In sich selbst hat er die Beständigkeit nicht; bei den meisten kommt sie ihm von der Gemächlichkeit, die Edlern geben sie ihm durch Grundsätze.

Wenn diejenigen Eigenschaften, worin zwei Wesen von verschiedenem Geschlechte für einander organisirt sind, sich so zahlreich, oder so mächtig zeigen, daß sie die andern, in welchen jene sich nicht berühren überwiegen: so entsteht Liebe, die aber eine unvollkommene bleibt, so lange noch Eigenschaften von der letztern Art da sind. Die unvollkommene Liebe erweckt, auch ohne daß die Phantasie ihr zu Hüfe kommt, ein sehr starkes Verlangen nach Vereinigung, und stiftet wirklich glückliche Bündnisse. Doch pflegt die Phantasie an ihr Antheil zu nehmen, indem sie, besonders im Beginnen derselben, die ungünstigen Eigenschaften des Geliebten verdeckt, und die günstigen stärker hervor hebt. Daher begegnet es ihr allerdings zuweilen, daß sie sich getäuscht sieht,

wenn sie zur vollen Besinnung erwacht. Indeß ist in der Regel doch genug vorhanden, was die Gemüther, vorausgesetzt, daß es diesen nicht an den Tugenden der Humanität fehle, zusammenhält, so daß sich Mißverhältnisse leicht ausgleichen, und es wenig der äußern Unterstützung bedarf, um sie vor Erkalten und Zerfallen zu sichern. Wo unvollkommene Liebe ist, da wird ein hoher Grad von Leichtsinn oder von sinnlicher Lüsternheit erfordert, um Wankelmuth möglich zu machen. Die Bündnisse der unvollkommenen Liebe lassen sich zwar trennen, doch bei guten Menschen nicht anders, als äußerst schwer; diese wird nichts dahin vermögen, als die Pflicht. Sind sie sich gleich nicht alles: so sind sie sich doch unaussprechlich viel, und sie können sich noch mehr werden.

Übrigens sucht die unvollkommene Liebe die Vereinigung so genau zu machen, als es das Verhältniß beider Naturen zu einander gestattet. Sie will aber mit Vorsicht behandelt seyn; Mangel an Schonung und Zurückhaltung, unbesonnene Äußerung von Schwächen, Fehlern und Leidenschaften, welche Widerwillen erregen, können leicht ihr Tod werden.

Unvollkommne Liebe findet nicht immer gleiche Neigung im Geliebten; denn da noch manches

da ist, worin die Gemüther von einander abstehen, so kann dies im Liebenden von der Art seyn, daß es alle Eindrücke auslöscht, die er beim Geliebten hervor gebracht hat, ohne daß es sich umgekehrt so verhält. Dagegen kann sie auch, wenn sie unerhört bleibt, das Herz nicht unheilbar verletzen, weil sie die Stärke der vollkommenen Liebe noch nicht in sich entwickelt hat; zur Verzweiflung kann nur die entflammte Phantasie sie führen.

Vollkommene Liebe zeigt sich erst da, wo die Sympathie zwischen zwei Wesen von verschiedenem Geschlechte sich über das ganze Daseyn und alle Eigenthümlichkeiten desselben erstreckt, so daß sie in ihrer Vereinigung Ein Wesen darstellen können. Bei ihnen erst findet sich in vollem Maße, was wir bisher über das Wesen der Liebe bemerkt haben. Sie sind für einander geschaffen, darum einander ewig unentbehrlich und von einander ewig unzertrennlich. Nichts kann sich feindlich zwischen ihr Bündniß drängen, so wenig sich etwas feindlich zwischen die Einheit eines menschlichen Bewußtseyns zu drängen vermag.

Die vollkommene Liebe bleibt nie ohne Gegenliebe; denn steht ein Wesen zu mir in dem Verhältnisse, daß es sich mit seinem ganzen Wesen an mein ganzes Wesen anschließt, so muß auch mein

ganzes Wesen geeignet seyn, sich an das seinige anzuschließen. In dem Augenblicke, da wir einander erkennen in diesem Verhältnisse, gehören wir einander an auf ewig.

Die unvollkommene Liebe kann dadurch betrogen werden, daß sich der Geliebte in Ansehung seines moralischen Charakters des Liebenden unwürdig findet; für die vollkommene ist das nicht zu besorgen; ein Wesen das auffallende moralische Fehler an sich hat, werden wir nie in vollkommner Liebe umfassen; geringere moralische Fehler des Geliebten aber werden angesehen, als eigne; die Gemeinschaft des ganzen Daseyns schließt auch die Mängel desselben ein, man verbirgt sie einander nicht, wie man sich die eignen Fehler nicht verbirgt, aber man arbeitet gemeinschaftlich an der Verbesserung derselben.

Liebenden Geschmack kann man für viele Wesen haben; selbst die unvollkommene Liebe läßt sich theilen, so lange sie noch nicht bis zur Vereinigung der Herzen vorgedrungen ist; aber die vollkommene Liebe ist nur gegen Ein Wesen möglich, dies liebt man ganz und ewig.

In welchem Verhältnisse müssen denn die Geschlechtscharaktere zweier Individuen stehen, die mit einander vollkommen sympathisiren sollen? Im Allgemeinen steht dafür die Regel fest: die Liebe flieht so wohl zu große Gleichheit als zu große Verschiedenheit. Selten findet sich der Charakter eines Geschlechtes in einem Wesen rein ausgedrückt. Die Natur hat, wie überall, so auch hier das Harte der Extreme dadurch zu vermeiden gesucht, daß sie dieselben in unzählbaren Abstufungen einander immer näher rückte, und sie so gar in einigen Individuen genau an einander knüpfte. Daher findet man Männer, die sich durch ihren innern Charakter wenig von den Frauen unterscheiden, so gar solche, die in dem, was Männer auszeichnen sollte, hinter vielen Frauen zurück bleiben — und umgekehrt Frauen, die an Kraft, Energie, Muth, Entschlossenheit und Festigkeit vielen Männern gleich kommen, und viele übetreffen. Bei solchen Mittelgeschöpfen wird die Liebe selten ihr Glück machen; der Freundschaft wird es eher gelingen, denn leichter wird man ihnen das gleichgeartete, als das geschlechtsverschiedene Wesen anweisen, mit welchem sie zu sympathisiren vermöchten. Soll der weibische Mann mit einem weibischen Wesen in

ein liebendes Verhältniß treten: so wird dieses Wesen in einem hohen Grade weiblich seyn müssen. Das männliche Weib würde sich nur an einen, in einem hohen Grade männlichen Mann, liebend anschließen können, wenn man nicht das Unnatürliche annehmen will, daß der weibische Mann und das heroische Weib, durch Umkehrung der Geschlechter, mit einander sympathisiren. Je mehr sich also ein besondrer Character dem Charakter eines andern Geschlechtes nähert; desto mehr wird das Wesen des andern Geschlechtes, dem er sich in Liebe ergeben soll, in diesem Charakter ausgebildet seyn müssen. Aber auch, je mehr ein Wesen in dem Charakter seines Geschlechtes hervorragt; desto mehr wird das Wesen, das er lieben soll, sich diesem Charakter nähern müssen. In der strengen Entgegensetzung würden beide einander gleichgültig bleiben, wenn nicht zurück stoßen.

Man kann die Männer, so weit sie in den Gränzen ihres Geschlechtscharakters bleiben, unter zwei Klassen bringen; bei einigen herrscht nämlich der betrachtende Verstand, bei andern der schaffende Wille vor, von welchen jeder wieder sich seine besondern, mit ihm zusammen stimmenden Nebenzüge aneignet. In den erstern neigt sich die männliche Natur, die sich in

den letztern rein ausdrückt, mehr zur Weiblichkeit hin. So lassen sich auch unter den Frauen die naiv fröhlichen und die sanften unterscheiden, von welchen die letztern die reine Weiblichkeit, die erstern diese mehr in der Annäherung an den männlichen Charakter darstellen. Der zur Betrachtung geneigte Mann wählt sich gewöhlich das sanfte Weib, das naiv fröhliche würde ihm nicht weiblich genug — der schaffende Mann dagegen das naiv fröhliche Weib, das sanfte würde ihm zu weiblich seyn.

Männer, welche beide den reinen männlichen Charakter haben, erkennen der Eine im andern das gleichgeartete Wesen; darum ist unter ihnen wohl Freundschaft, aber keine Liebe möglich. Da indeß das innere Wesen nicht immer der äußern Beziehung entspricht; da es Männer gibt von weiblicher Anmuth, Zartheit, und Innigkeit: so läßt sich allerdings unter Männern ein Verhältniß denken, das, wo nicht der Liebe, doch dem, was wir liebenden Geschmack genannt haben, verwandt ist. Dies wird um so eher entstehen, je mehr sich die Gleichheit in eine Verschiedenheit auflöst, die wenigstens für ein Nachbild der Geschlechtsverschiedenheit gelten kann.

Indeß wird ein solches Verhältniß nie dem unvollkommensten zwischen Wesen von verschiedenem Geschlechte gleich kommen, die wenigstens im Allgemeinen immer ganz für einander organisirt sind. Von dieser Art war die Männerliebe der Griechen, die, davon abgesehen, daß sie sich an die Stelle der Frauenliebe zu setzen, und diese ganz zu verdrängen suchte, als eine traurige Verirrung angesehen werden muß, daher sie gewöhnlich zu den unnatürlichsten und empörendsten Ausschweifungen führte, und fast führen mußte, wenn sie ganz den Charakter der Liebe annehmen wollte.

Nach dem Willen der Natur sollte die Liebe nur Wesen von verschiedenem Geschlechte verknüpfen; deßwegen kann auch zwischen Frauen wohl Freundschaft, aber nicht eigentliche Liebe Statt finden; bei diesen nicht einmal dann, wenn der eine Charakter in den männlichen hinüber spielt, während der andre der Weiblichkeit treu bleibt. Das heroische Weib wird das sanfte stolz verachten; dieses wird jenes als ein rohes, entartetes Geschöpf mit Abscheu ansehen. Hier kann gar keine Verbindung, nicht einmal eine freundschaftliche bestehen. Dagegen nimmt die Freundschaft unter gleichgestimmten weiblichen Seelen

mehr von dem Charakter der Liebe an, Theils wegen der größern Innigkeit des weiblichen Gemüthes, Theils wegen der größern Disposition der weiblichen Natur zur Liebe, Theils wegen der Beweglichkeit und Lebhaftigkeit der weiblichen Phantasie, indem diese der Freundin heimlich den Geliebten unterschiebt, dem dann in der That die Wärme der Umarmung gilt.

Zwischen Mann und Weib, welche beide den Charakter ihres Geschlechtes an sich tragen, kann wohl Liebe, aber keine Freundschaft seyn. Die Liebe kann sich indeß der Freundschaft nähern, wie die Trennung der Geschlechtscharaktere verschwindet, und die Verschiedenheit derselben sich der Gleichheit nähert; doch ist das nicht oft der Fall. Das männliche Weib wird den weibischen Mann vielleicht interessant finden, weil es ihn beherrschen kann, was mit der Liebe nichts gemein hat. Aber der Mann, wäre er noch so weibisch, wird sich von dem weiblichen Heros immer zurück gestoßen fühlen; er kann nicht anders, als diesen Mißgriff der Natur oder der Verbildung bemitleiden.

Fehlerhaft, und auf gänzliche Verkennung der Natur gegründet ist daher der Gemeinspruch: die Liebe müsse sich mit der Zeit in

Freundschaft verwandeln. War sie je echte Liebe, so kann sie dies nicht anders, als dadurch, daß der Eine von den Verbündeten seinen Geschlechtscharakter vertilge, und den Geschlechtscharakter des andern annehme, welches, wenn es möglich wäre, das ganze Verhältniß umändern würde, während doch die Natur will, daß es in seinem Wesen fortdaure, und an diesem Wesen seine Wonne hängt. Die Liebe kann sich zu einem sanften Tone stimmen; aber sie bleibt in ihrem Wesen Liebe. Wo man in einer Ehe nichts als Freundschaft findet, da ist auch von Anfang nichts als Freundschaft gewesen.

Eben so ungegründet ist die Besorgniß, daß aus der Freundschaft zweier Individuen von verschiedenem Geschlechte sich allmählich Liebe entwickeln möge. Gemeiniglich ist die angebliche Freundschaft schon wirklich Liebe, oder doch liebender Geschmack, die sich nur hinter den erborgten Namen verstecken; und dann muß der Betrug freilich mit der Zeit zum Vorscheine kommen. Ist sie aber das, wofür sie sich ausgibt: so leistet sie zugleich die sicherste Bürgschaft, daß hier nie Liebe entstehen werde. Es müßte denn seyn, daß sich beide in ihren Charakteren geirrt, und wie sie nach und nach dies bemerkten, sich in einer an-

andern Hinsicht immer mehr für einander geeignet gefunden, und immer näher an einander angeschlossen hätten.

Freundschaft kann nie die Zärtlichkeit und Innigkeit gewinnen, welche der Liebe eigen ist. Den Freunde müssen dahin streben, sich durch Verschiedenheit interessant zu bleiben, und einander immer mehr Reichthum des mannichfaltigen Lebens zu offenbaren. Der Bund der Liebenden ist zwar durch Reichthum des mannichfaltigen Lebens geknüpft, aber ihr ganzes Sinnen darauf gerichtet, diese Mannichfaltigkeit zur Einheit zu bringen. Die Basis der Freundschaft ist Anerkennung der gegenseitigen Selbstständigkeit, welche immer einige Entfernung nothwendig macht. Der Liebe süßeste Lust ist der Traum, man könne einander alles Selbstständige hingeben, und in jeder Rücksicht eins seyn. In der Freundschaft muß der Charakter so viel als möglich in seiner Individualität hervorgehoben, und dem gemeinschaftlichen entgegengesetzt — in der Liebe so viel als möglich, geeinigt, und in den gemeinschaftlichen aufgelöst werden. Die Freundschaft erkaltet, wenn sich Freunde zu nahe

kommen; die Liebe wächst mit jedem Momente der innigern Vereinigung. In der Freundschaft ist mehr Egoismus als in der Liebe, darum weniger Hingebung. Die Freundschaft vereinigt nicht, wie die Liebe, den ganzen Menschen; darum bleibt auch das Interesse getheilt. In der Freundschaft stehen zwei Wesen gegeneinander; in der Liebe schließen sich zwei Hälften Eines Daseyns an einander an.

Daher wird denn Freundschaft nicht ohne Kampf errungen und behauptet. Sie liegt mit der Selbstsucht unaufhörlich in Streite, und muß immer neue Siege erfechten; sie hat es bald mit dem Dünkel, bald mit dem Eigennutze, bald mit der Gleichgültigkeit aufzunehmen. Die Verschiedenheit der Charaktere, die sich erst mit der Zeit entwickelt, stößt oft überal Ecken gegen einander. Die Liebe weiß von keinem Kampfe; in ihr ist alle Selbstsucht auf ewig vernichtet; Liebende sind in allem eins, und haben nichts gegen einander durchzusetzen; die Hingebung ist gleichsam ein der Liebe eingeborner Instinct. Die Verschiedenheit der Charaktere ward ihnen gleich Anfangs offenbar; sie hat ihre Herzen zuerst verknüpft; deswe-

gen legt sich hier alles Getrennte leicht, sanft und fest in einander.

In der Freundschaft ist Kraft, in der Liebe Fülle das Hervorstechende. Die Freundschaft lebt in der gewaltigen Anstrengung und im kühnen Wirken; die Liebe im Vollgenusse des süßen innern Daseyns, und im stillen Walten um und für den Geliebten.

Die Freundschaft ist erhaben, in ihr glänzt die Stärke der Menschheit; die Liebe ist schön, in ihr verklärt sich der Menschheit Friede. Es ist ein großer Moment, worin zwei Geister sich das Wort geben; es ist ein seliger Augenblick, worin zwei Herzen sich erkennen, und in einander fließen. Die Freundschaft spricht: ich weihe mich für dich dem Tode; die Liebe: wir wollen mit einander sterben, auch im Tode noch ungetrennt. Laut schlagen in der Freundschaft die Herzen an einander; sanft wallen sie sich in der Liebe entgegen. Nach kühnen Zwecken strebt die Freundschaft, und vollbringt herrliche Werke; die Liebe will Wonne geben und haben. Die Freundschaft, wo sie er-

scheint, erregt hohe Bewunderung; die Liebe fesselt das Anschauen in stillem Entzücken. Die Freundschaft geht ins Unendliche, und begeistert zu Ideen; die Liebe kehrt ins Unendliche in sich selbst zurück, und vermählt die Ideen mit der Wirklichkeit. In der Freundschaft feiert der Geist seinen herrlichen Sieg über die Sinnlichkeit, indem er sich die höchste sinnliche Gewalt, welche in der Selbstsucht ist, unterwirft; in der Liebe vermählen sich Geist und Sinn, indem der Erstere den Letztern in seine Verklärung hinauf zieht.

Der Liebe vertraute darum auch die Natur die Erzeugung und Erziehung des Menschen, daß er der Liebe lebe, und sich dem Schönen weihe. Menschlicher konnte sie nicht mit ihm anfangen, und einen schönern Segen ihm nicht mitgeben, als daß sie ihn entstehen ließ eine Frucht und ein Pfand der Liebe. Inniger knüpft der Neugeborne die Gemüther der Liebenden an einander, zärtlicher drücken sich die Vermählten ans Herz, wenn sie auf den schlummernden Säugling blicken. Vater- und Mutterliebe leiten ihn fröhlich ins Leben hinein. Wo die Freundschaft sich eine idealische Ewigkeit schafft, da entwickelt sich

aus der Liebe eine wirkliche, von ihrem Geiste beseelt, als Nachwelt. Durch die ganze Schöpfung tönen die sanften Laute der Liebe, und von Mund zu Mund geht der Vater- und Muttername ins Unendliche. Bei aller Mühseligkeit, von der es gedrückt wird, kann das Leben doch nie ganz elend seyn, das von der Liebe, in der es empfangen ward, die Verheißung der Freude empfing.

5.

Liebe und Schönheit.

Das Wohlgefallen, welches die Schönheit der Gestalt erweckt, ist zwar der Wonne der Liebe nahe verwandt, aber nicht mit ihr einerlei, und für sich allein nicht einmal geeignet, Liebe zu werden. Tausend Gegenstände sind schön, die wir nie lieben können, weil ihnen das wichtigste Erforderniß der Liebe, die Beseelung, und, mit dieser, die Fähigkeit der Sympathie und der Mittheilung fehlt. Das Auge ist trunken, aber das Herz schließt sich nicht an, und gibt sich nicht hin.

Auch die Schönheit der belebten, selbst der menschlichen Gestalt ist noch nicht hinlänglich, Liebe hervorzubringen. Wir verweilen bei ihr im ruhigen Anschauen, und fühlen uns befriedigt, ohne weiter etwas zu erwarten; was sie uns geben kann, gibt sie uns in Einem Au-

genblicke, ob es gleich einer unendlichen Entwikkelung fähig ist. Wir kehren zu ihr mit immer neuem Vergnügen zurück; aber unsre ganze Lust ist im Anschauen; wir sind gar nicht interessirt den Gegenstand näher an uns zu ziehen, ihn gleichsam in uns herüberzuholen, und ihm von dem Unsrigen etwas mitzutheilen; wir wünschen vielmehr, daß er uns nur immer gegenüber stehe, weil er so allein in Freude genossen werden kann. Je reiner die Schönheit ist, desto gleichgültiger ist uns der Gegenstand in seinem Wesen und in seiner Bedeutung; desto mehr beschränkt sich unser Wohlgefallen auf die Form desselben und auf das Verhältniß, in welches er durch diese zu unsern Gemüthskräften tritt. Eigentlich ist es nichts anders, als das Gefühl unsers leicht und fröhlich bewegten innern Lebens, was wir als Schönheit preisen, und als solche auf den Gegenstand, welcher jenes Gefühl veranlaßte, übertragen.

Die Liebe geht auch vom Anschauen aus, und ergötzt sich im Anschauen; aber was ihr die Lust des Anschauens gewährt, sind reelle sittliche Eigenschaften und Verhältnisse, die das Interesse des Besitzes und der Vereinigung erregen; mit und in dem Geliebten wünscht man zu leben. Man erwartet vom Geliebten mehr als die Au-

ßenseite zeigt; aus den Tiefen des Gemüthes sollen immer neue Eigenthümlichkeiten hervorsteigen, welche die Wonne erhöhen und das Band fester knüpfen. Das Gefühl dessen, was man hat, ist zugleich Ahnung einer unerschöpflichen Fülle, die sich noch enthüllen wird. Die Liebe ist ein unendliches Geben; sie reiht Verlangen an Verlangen, Genuß an Genuß ohne Aufhören. Dem Liebenden genügt am Geliebten nicht, was blos Form ist; er fordert einen Gehalt, der sein eignes mangelhaftes Wesen ausfülle, und ein ewiges Bedürfniß befriedige.

Die Natur der reinen Schönheit ist Zusammenstimmen des Mannichfaltigen zu Einem, harmonische Verschmelzung der einzelnen Züge, Ordnung und Ebenmaß des Verschiedenen ohne Rücksicht auf einen bestimmten Zweck. Daraus entsteht die freie Lust des erweiterten Herzens und des unbeengten Lebens. Auch in der Liebe ist dieses Zusammenstimmen und diese Verschmelzung, diese Ordnung und dieses Ebenmaß. Aber während die Schönheit nur todte Stoffe umfaßt und vereinigt, umfaßt und vereinigt die Liebe inneres Leben, menschliche Charaktere, menschliches Daseyn. Während die Schönheit erfüllt ist in der

Harmonie der Bestandtheile eines natürlichen Ganzen, verlangt die Liebe Harmonie zweier Individuen, die sich in Eins aufzulösen streben. Da die Schönheit als etwas Äußerliches am Gegenstande haftet, so kann sie sich in tausend Formen spiegeln, die Liebe aber, welche aus dem Innern kommt, erkennt nur Eine, die durch das Wesen selbst bestimmt ist. Darum können wir auch einem beseelten Wesen den höchsten Preis der Schönheit zugestehen, ohne die geringste Anwandlung von Liebe zu empfinden; im Gegentheil, je vollkommner eine Schönheit ist, desto mehr ist sie auch in sich geschlossen, desto mehr scheint das Wesen, welches sie schmückt sich selbst genug, und der Aufnahme eines andern in sich unbedürftig zu seyn. Eine vollendete reine Schönheit dürfte weder männlich noch weiblich seyn, sie müßte vielmehr Männliches und Weibliches in innigster Verschmelzung, und sich dadurch als etwas über die Liebe Erhabenes und der Liebe Unfähiges darstellen. Ein Weib das sich der vollendeten reinen Schönheit nähert, wird zwar mit Entzücken, aber doch auch mit einer gewissen Kälte betrachtet; man möchte es anbethen, aber Liebe kann es nicht einflößen. Um den Besitz ei-

nes solchen Weibes buhlt gewöhnlich nur die Eitelkeit.

Doch läßt sich nicht läugnen, daß die reine Schönheit, wo sie neben den übrigen zur Liebe erforderlichen Eigenschaften, ohne sie zu beeinträchtigen, besteht, den Effekt derselben verstärkt, die Wonne der Liebe erhöht, und das Band derselben fester schlingt.

Von der reinen Schönheit unterscheiden wir die eigenthümliche Schönheit der Geschlechter. Zwar kann die Schönheit in keiner ihrer Erscheinungen ihr Wesen, die freie Harmonie des Mannichfaltigen, das leichte Verfließen desselben zu Einem, die Reinheit und Lebendigkeit der Gestalt, verläugnen; aber wo sie an einem bestimmten, sich für sich selbst aussprechenden Gegenstande erscheint, da muß sie den Begriff dieses Gegenstandes in sich aufnehmen, so daß die Form desselben sich in der Form der Schönheit darstelle, und die Gestalt zugleich eine gebundene und eine freie sey.

Die menschliche Schönheit erscheint an Individuen, die zu Einem von den Geschlechtern gehören, worin die Menschheit getheilt ist, und von

welchen jedes seinen eigenthümlichen Charakter hat, der sich am Körper abbildet. Sie wird sich daher anders an den Männern und anders an den Frauen offenbaren müssen, indem sie sich hier einem weiblichen dort einem männlichen Charakter anfügt. Was wir am Manne als Schönheit bewundern, würde das Weib entstellen, und was uns am Weibe entzückt, das würden wir am Manne als Zeichen der Schwäche mit Widerwillen betrachten. Es gibt freilich Individuen, in welchen die männliche und weibliche Form zur reinen Schönheit verschmolzen ist, aber sie gehören wie diejenigen, in welchen die innere Geschlechtscharaktere sich auslöschen, zu den Ausnahmen.

Es liegt schon in der Natur der Schönheit selbst, daß sie in zwei verschiedenen Richtungen hervortritt, wie sie zwei verschiedene Seiten hat, indem nämlich bald die Mannichfaltigkeit und das Leben, bald die Reinheit und das Zusammenstimmen mehr ausgebildet ist, wo sie dann im ersten Falle sich als männliche, im zweiteu als weibliche Schönheit ankündigt. Die Schönheit des Mannes ist Harmonie in der Kraft und Festigkeit; an ihm gefällt das Bestimmte, Gespannte, Gediegene und Strebsame; die Schön-

heit des Weibes ist Harmonie des Zarten und Fröhlichen; das Weiche, Ineinanderfließende, Sanfte und Verlorne macht hier vorzüglich die Rechte der Schönheit geltend.

Diese Schönheit der Geschlechter ist für die Liebe schon wichtiger, als die reine Schönheit, da sie in gefälliger Gestalt dasjenige zeigt, was durch Sympathie die Herzen verbindet. Die Liebe kann wohl ohne sie bestehen, wenn nur dasjenige vorhanden ist, dem sie zum Schmucke dient; aber sie wird diesen Schmuck nicht gering achten, leichter und inniger werden der schöne Mann und die schöne Frau sich an einander anschließen. Immer weckt die weibliche Schönheit im Manne liebende Empfindungen, die aber erst dann sich in Liebe verwandeln können, wenn die freundliche Gestalt auch ein echt weiblich Gemüth bekleidet.

Bedeutender noch als die Schönheit der Gestalt ist für die Liebe die Schönheit in der Bewegung. In der männlichen Schönheit fießen beide in einander, weil der Charakter derselben Kraft und Strebsamkeit, diese aber ohne Bewegung nicht möglich ist, und sich immer wenigstens als erster Ansatz der Bewegung und

als Tendenz, in Bewegung überzugehen ausdrückt. Der Mann, dessen Stellung Festigkeit, Bestimmtheit und Gediegenheit hat, wird auch mit Sicherheit und mit der, dieser eignen, Abgemessenheit um sich greifen, und vor sich schreiten; er wird die Schönheit der Würde auch in der Bewegung zeigen.

Anders ist es mit der weiblichen Schönheit; aus der Natur des Weichen, Sanften und Verlornen folgt noch nicht, daß es sich bewegen werde. Die Umrisse der weiblichen Schönheit scheinen weit eher auf Ruhe zu deuten, und noch ein ganz eignes belebendes Prinzip zu erfordern, wenn Bewegung entstehen, und besonders, wenn sie sich selbst in dieser Bewegung offenbaren sollen. Daher sehen wir nicht selten Gestalten, denen eine schöne weibliche Form nicht abgesprochen werden kann, die uns aber deßwegen sehr gleichgültig lassen, weil das Leben gleichsam in ihnen erstarrt ist, weil sie uns nichts als das Ebenmaß einer seelenlosen Masse gewähren, oder weil in ihren Bewegungen gar keine Schönheit, und am wenigsten weibliche, sichtbar wird, weil uns hier bald das Langsame, bald das Heftige, bald das Eckige, bald das Gezierte und bald das Einförmige und Abgezirkelte beleidigt. Das alles sind Ei-

genschaften, die nicht sehr zur Liebe einladen, und schon im Äußern eine mangelhafte Weiblichkeit verrathen, wovon man leicht auf ein ähnliches Inneres schließt.

Die weibliche Schönheit in der Bewegung heißt Anmuth oder Grazie. Ihr steht entgegen: auf der Einen Seite die Ruhe, auf der andern die zu große Lebhaftigkeit der Bewegung, und das daraus entspringende Ungeregelte.

Das erste Erforderniß der Grazie ist, daß sie das Wesen der Schönheit überhaupt an sich habe, nämlich: Einheit des Mannichfaltigen, Harmonie des Verschiedenen. Die einzelnen Theile der Bewegung müssen mit einander in einem richtig abgemessenen Verhältnisse stehen, ungezwungen in einander übergehen, und sich leicht zu einem wohl geordneten Ganzen einigen. Wo es hieran fehlt, da kann von keiner Grazie die Rede seyn; ein Körper, der sich nicht einmal schön bewegt, wird sich noch weniger anmuthsvoll bewegen.

Aber die bloße Schönheit der Bewegung ist allein noch nicht Grazie; um Grazie zu werden, muß sie zugleich eine weibliche seyn. Es gibt Frauen genug, welche jene ohne diese besitzen,

und deßwegen wohl gefallen, aber nicht durch Weiblichkeit das Herz anziehen, wie es in der Liebe seyn soll. Das Weib hat Grazie, wenn sich in seinen Bewegungen eine fröhliche Lebhaftigkeit mit Sanftheit vereinigt, und jene von dieser gemildert wird. Ein stiller, wohlwollender Geist scheint über dem mannichfaltigen und schnell fortschreitenden Spiele der Bewegung zu herrschen; alle Bewegungen scheinen die flüchtige Poesie einer, von einem sichern Geschmacke geleiteten liebevollen Seele zu seyn; alles scheint aus Einem zu kommen, in vielfaches Leben sich auszugestalten, und sich dann wieder in Eins aufzulösen.

Grazie ist nicht allein in der eigentlichen Bewegung durch den Raum, sondern auch in derjenigen, die sich in der Stellung, im Blicke, in den Gesichtszügen, und selbst in der Haltung und der Gestalt des Körpers leise ankündigt. Anmuthsvoll ist der Mund, um den das stille Lächeln der wohlwollenden Heiterkeit schwebt. Grazie glänzt aus dem Auge, in welchem sich die Lebhaftigkeit des Entzückens mit Verschämtheit und ruhiger Ergebung, das süße Verlangen mit bescheidener Resignation, der Schmerz des Leidens mit dem Frieden der Unschuld, der schnelle

Geist mit dem innigen Gefühle paart. Die Grazien haben die Wangen gefärbt, auf welchen sich die innere Bewegung im holdseligen Erröthen bricht. Jene Gestalt, die in weichen Linien sich vollendet, haben die Grazien gebildet; darum scheint sie ein ruhendes Schweben zu seyn. In jener Stellung wirft sich der Körper so leicht aus einander, daß wir ihn in einer Bewegung zu erblicken glauben, die sich in die sanfteste Harmonie verliert; auch hier ist Grazie.

In der Grazie muß die Lebhaftigkeit der Bewegung in ihrer Sanftheit so verfließen, daß aus dieser Vermischung jene bezaubernde Leichtigkeit entstehe, die wir an ihr vorzüglich bewundern. Gleichwohl bleibt hier noch ein bedeutender Unterschied übrig. Bald ist nämlich die Lebhaftigkeit von der Sanftheit so verschlungen, daß diese für das Wesentliche, und jene nur für das zufällige Spiel derselben gilt; bald wird die Lebhaftigkeit, als das Herrschende, von der Sanftheit nur leise modificirt, daß diese einem halb durchsichtigen Schleier gleicht, der die Umrisse zwar einiger Maßen verbirgt, und für das Auge abglättet, aber sie doch auch nicht selten hervorschimmern läßt, immer indeß mehr oder weniger die Form des Gegenstandes annehmen muß, wel-

chen er bekleidet. Das Erste ist bei der sanften, das andre bei der naiven Grazie der Fall.

Die sanfte Grazie ist reinere Weiblichkeit; dafür entzückt uns die naive durch ihr munteres Wesen, und durch die blühenden Reitze, die sie, immer neu, und in nie erschöpfter Mannigfaltigkeit aus einander legt. Jene gewinnt das Herz, und diese macht es weit. Die sanfte Grazie ist voll Huld, die naive freundlich.

Aus dem über die Natur der Grazie so eben Bemerkten, leuchtet von selbst ein, daß sie auf die Liebe nicht geringen Einfluß haben muß. Bloß als etwas Äußerliches betrachtet, vermag sie zwar nicht Liebe hervorzubringen, aber doch sie zu veranlassen und zu stärken. Das Wohlgefallen, womit mich die weibliche Grazie erfüllt, ist eine ästhetische Empfindung, noch keine Liebe; aber schon regt sich in ihm liebende Sehnsucht, schon entwickelt sich in ihm die Ahnung eines befreundeten Wesens, dem ich vielleicht einst angehören kann. Vielleicht — ob es wirklich so seyn werde, das hängt von dem nähern Verhältnisse

unsrer besondern Naturen und unsrer geistigen Charaktere ab. Diese individuelle weibliche Anmuth muß zu dieser individuellen männlichen Würde, und überdem dieser weibliche Charakter zu diesem männlichen stimmen, daß beide sich zu einigen, und ein gemeinschaftliches Daseyn darzustellen streben. Darauf beruht das stärkere Interesse, womit uns die Eine anmuthige Gestalt vor der andern anzieht, das oft in das stille Geständniß des Herzens übergeht, dieses Wesen wirst du lieben können.

An sich ist die sanfte Grazie mehr für die Liebe geeignet als die naive. Da aber, wie die Naturen, so auch die Bedürfnisse verschieden sind, so macht auf manche die naive Grazie tiefere Eindrücke, je nachdem ihr männlicher Charakter etwas anders gemischt ist. Auch ist dabei die Stimmung des Liebenden sehr in Anschlag zu bringen. Gegen die reine Männlichkeit würde die sanfte Grazie zu sehr contrastiren; daher zieht der jovialische Mann in der Regel die naive vor. Für den mehr weiblichen Mann hingegen würde diese weniger interessant, ihm wird der

stärkere Ausdruck der Weiblichkeit in der sanften anziehender seyn.

Der Mangel an äußerer Grazie ist oft die Folge des Mangels an Kultur, und in so fern ist es möglich, ein weibliches Geschöpf ohne Grazie zu lieben. Indeß bleibt doch immer wenigstens eine unverkennbare Anlage zur Grazie von der echten Weiblichkeit unzertrennlich; das Weib, dem auch diese fehlt, wird nie Liebe finden. Was übrigens die Kultur versäumt hat, das wird die Liebe ersetzen; sie ist die beste Lehrerinn der Grazie; jedes, selbst das am meisten versäumte Weib, wird anmuthsvoll, wenn es liebt. Die süße Wonne der Liebe ist schon innere Lebhaftigkeit der Bewegung in Sanftheit verloren, und wird auch die äußere Bewegung zur Grazie verklären. In der Liebe feiern die Grazien ihren herrlichsten Triumpf.

Soll die Grazie Liebe wecken und pflegen: dann darf sie nicht bloß etwas Äußerliches seyn; ein gleichgestimmtes Inneres muß sie beseelen, so daß sie nichts andres, als der Ausdruck von diesem ist. Es gibt freilich Frauen, welche im Schimmer äußerlicher Anmuth ge-

fallen, ohne daß ihr Gemüth daran Theil hat, ja sogar während dasselbe die heftigsten Leidenschaften und einen Ungestüm verbirgt, der nur gereitzt werden darf, um in ungezügelter Wildheit hervorzubrechen, und das Wesen, das alles in froher Bewunderung fesselte, in ein wahres Scheusal zu verwandeln. Ihre Anmuth ist darum nicht erheuchelt; denn erheucheln läßt sich nichts weniger als sie. Ein gewisser genialischer Instinkt wirft jene fröhlich stillen Gestalten in ihre Bewegungen hinein, täuschend genug um uns glauben zu machen, diese Gestalten seyen der Spiegel der Seele. So oft indeß auch solche Frauen die Herzen der Männer bethören: nur des Unerfahrnen können sie sich bemächtigen, wahre Liebe können sie nimmer einflößen. Wahre Liebe begnügt sich nicht mit dem Scheine; sie will das Herz und gibt sich nicht eher hin, als bis sie das Herz erkannt hat. Was jene hervorbringen ist nicht mehr als liebender Geschmack, den die Phantasie zur Leidenschaft entflammt. Auf die Dauer sind sie nicht im Stande, was sich in ihrem Innern regt, zurück zu halten, und wenn es einmal durchbricht, dann vernichtet es den Zauber auf immer. Der Kenner bemerkt auch die Spuren wohl, die davon auf das Äu-

ßere fallen, und erräth die Furie selbst hinter dem Blicke und den Bewegungen eines Engels.

Das gleichgestimmte Innere, welches sich in der äußern Grazie spiegelt, nennen wir sittliche Grazie. Die sittliche Grazie offenbart sich ebenfalls in Bewegungen, nämlich in Gedanken, Empfindungen und Neigungen. Diese zeigen uns Grazie, wenn sich in ihnen Mannigfaltigkeit und fröhliches Leben mit Innigkeit und Ergebung so vermählen, daß sie sich immer in Zartheit und die heilige Stille eines tiefen Gemüthes auflösen; wenn die Gedanken sich rasch und doch auch schüchtern hervordrängen; wenn die Empfindungen die Seele lebhaft beschäftigen, im leichten Wechsel schnell dahin schweben, und doch auch in holder Verschämtheit sich selbst anhalten; wenn das süße Verlangen unaufhörlich strebt, und doch auch unaufhörlich von Bescheidenheit und Unschuld gefesselt und gemäßigt wird.

Wo bloß Mannigfaltigkeit und fröhliches Leben, ohne Innigkeit und Ergebung, sich im Blicke und in der äußern Bewegung offenbaren, da ist geistvolle Schönheit, aber keine Grazie. Die geistvolle Schönheit hat zu wenig Weibliches, um für sich allein Liebe zu gewinnen; sie

gibt dem Umgange hohes Interesse, ohne das Bedürfniß des innigsten Anschließens anzuregen. Das geistvolle Weib findet Anbether genug, und auch solche, die sich mit ihm zu verbinden wünschen, weil seine Verschönerungsgabe unerschöpflich ist, weil das Leben unter seinen Händen immer neue Reitze gewinnt, und weil es in jedes Verhältniß die interessanteste Mannigfaltigkeit bringt; aber oft fehlen ihm sowohl die Eigenschaften, welche Liebe einflößen, als auch der Sinn für die Liebe. Hat die geistvolle Schönheit indeß beide zu sich gesellt: dann wird sie auch dieses Bündniß mit immer frischen Blumen umkränzen.

Wo, auf der andern Seite, Innigkeit und Ergebung nicht mit Mannigfaltigkeit und fröhlichem Leben gepaart gehen, da ist die Schönheit eine ruhige und sanfte, aber nicht Grazie. Die ruhige und sanfte Schönheit ist zwar in einem hohen Grade weiblich; dagegen aber fehlt ihr etwas, das in der Liebe nicht wohl entbehrt werden kann, wenn sie nicht einförmig werden soll. Sie ist Ausdruck des Duldens, des Wohlwollens und der Zärtlichkeit — aber in dem allem des bloßen Leidens. Die Liebe verlangt mehr; sie besteht nicht ohne entgegenwirkende Reitze.

Ein geistvoller Blick oder ein sanftes Auge finden sich oft bei Frauen, die auf Schönheit der äußern Gestalt wenig Anspruch machen können, ohne daß dadurch ihr Einfluß auf das Herz beträchtlich vermindert würde. Dasselbe gilt von der sittlichen Grazie; sie ist nicht immer mit Schönheit des Körpers verbunden; es gibt sogar häßliche Frauen, die durch ihre Anmuth alles bezaubern, und bei gebildeten Männern weit mehr Glück machen als die schönsten, welche von den Grazien versäumt worden sind. Schönheit ohne Grazie erregt nur auf den ersten Augenblick Bewunderung, nachher Widerwillen; aber die Grazie verklärt das ganze Wesen, sie läßt den Mangel an Schönheit leicht übersehen, und entzückt immer mehr, je länger man sie betrachtet.

Den zwei Arten der natürlichen Grazie, von welchen in der Einen die Sanftheit in der andern die Lebhaftigkeit hervorsticht, entsprechen genau zwei Arten der sittlichen, von welchen in der Einen die Innigkeit und Ergebung, in der andern die Mannigfaltigkeit und das fröhliche Leben das Übergewicht haben. Jene ist Holdseligkeit, diese Liebreitz.

Die Holdseligkeit ist sanfte Grazie des

Äußern, beseelt von Innigkeit und Ergebung eines vielfach bewegten Gemüthes. Zartheit und heilige Stille sind in ihr das Herrschende. Sie geht gewöhnlich mit einer gewissen süßen Schwärmerei gepaart, und lebt im Anschauen solcher Gefühle, die sich auf das Geistige und Übersinnliche beziehen. Verlangen, von Bescheidenheit und Scham zurückgehalten, glänzt im schwimmenden Auge, ein wehmüthig frohes Lächeln schwebt um die Lippen, und das ganze Wesen ist gleichsam in Freundlichkeit und inniges Wohlwollen aufgelöst. Das holdselige Weib scheint nur da zu seyn, um zu beglücken, und allem eine Freude anzuhauchen, die so still ist, wie sein Gemüth. Rührung ist die Stimmung, welche die meisten Eindrücke in ihm hervorbringen; in Glauben und Demuth gibt es sich hin, das Göttliche in sich aufzunehmen und auszubilden. Sein Blick hängt am Himmel oder wendet sich schüchtern umher; denn es weiß, daß es alles erwarten muß. Nirgends aber zeigt sich die Holdseligkeit lieblicher als in der Andacht und im Schmerze; dort ist es der fromme, hier der duldende Sinn, der alle innern und äussern Bewegungen verklärt.

Der Liebreitz ist die naive Grazie des Äußern, in so fern sich in der Lebhaftigkeit und

Sanftheit desselben, die Mannigfaltigkeit der Gedanken, Empfindungen und Neigungen, durch Innigkeit und Ergebung gemildert, abspiegelt. Beim liebreitzenden Weibe steht alles in fröhlichem Leben, das ein heiliger Geist der Sittlichkeit und Schicklichkeit beherrscht. Flüchtig, wie Vorstellungen und Wünsche durch seine Seele gehen, schweben tausend Gestalten vor uns vorüber, und alle regiert die Einheit eines klaren Sinnes. Das liebreitzende Weib scheint leichtsinnig zu seyn, und vergißt sich doch nie; seine Munterkeit gränzt an Ausgelassenheit, und wird doch vom ernsten Anstande bewacht; Heiterkeit strahlt aus dem seelenvollen Auge, aber sie ist mit einer milde gemischt, die alle Herzen anzieht. Auch des liebreitzenden Weibes Wesen ist vom Widerscheine reiner Güte übergossen; es weiß selbst nicht, daß es andern so zur Freude lebt.

Es ist einleuchtend, wie sehr diese Grazien der Holdseligkeit und des Liebreitzes die Liebe begünstigen müssen. Im Allgemeinen möchte in dieser Hinsicht der erstern, als dem reinern Ausdrucke der Weiblichkeit, der Vorzug gebühren. Indeß bei der großen Verschiedenheit menschlicher Charaktere und Bedürfnisse, wird in vielen Fällen auch die letztere glücklicher in ihren Siegen seyn.

Wenn sich das liebreitzende Weib nicht so innig im Wesen der Liebe selbst vereinigen kann, und vielleicht die ganze Stärke derselben nicht einmal empfindet: so wird es doch äußerlich mehr die Wonne des Mannes seyn, und dem Bündnisse der Herzen in den Umgebungen mehr Nahrung und Unterhaltungsmittel verschaffen.

Zwischen der eigentlichen Schönheit und der Grazie liegt in der Mitte die interessante Schönheit, die vorzüglich durch dasjenige gefällt, was wir niedlich nennen. Sie zeigt sich, wie die Grazie, nicht bloß in der ruhenden Gestalt, wie die eigentliche Schönheit, sondern auch, wie die Grazie, in der Bewegung. Die Gestalt ist weiblich zart, die Bewegung weniger weich, mehr bestimmt, gerundet und künstlich regelmäßig, als in der Grazie, mehr durch Witz und Schicklichkeitsgefühl, als durch ein mit ihr harmonirendes Inneres gehalten. Das Geistige, was sich in ihr ausdrückt, ist mehr Bedürfniß und Instinct, als Stimmung und Zustand.

Das Auge verweilt zwar mit Lust bei der interessanten Schönheit, aber sie spricht wenig zum Herzen; die Bedürfnisse der Geselligkeit und

der Häuslichkeit werden reich befriedigt, aber das Verlangen nach Einigung geht ziemlich leer aus, wenn nicht die dichtende Einbildungskraft das Meiste dazu thut. Die interessante Schönheit findet sich selten bei echt weiblichen Gemüthern. Sie verräth, selbst dann, wenn sie bloß Werk der Natur oder des natürlichen Talentes ist, eine Abgemessenheit, die sich mit echter Weiblichkeit nie recht verträgt; doch hat sie Grade, in welchen sie sich der Anmuth nähert, und der Liebe wichtiger wird. Die Empfindungen, welche sie erweckt, sind immer einiger Maßen der Liebe verwandt.

Außer der Schönheit und Grazie gibt es noch eine gefallende Eigenschaft der körperlichen Gestalt, die für die Liebe nicht ganz gleichgültig ist: den sinnlichen Reitz. Er ist von zweifacher Art, nähmlich entweder unmittelbarer Reitz für die Sinne, oder Reitz für die Phantasie.

Wie die Schönheit ihr Wesen in der Form hat: so haftet der Reitz ganz am Stoffe. Die Schönheit ergötzt durch die Harmonie der Theile, der Reitz durch den Bestand derselben, durch dasjenige, woran sich jene offenbart. Die Schönheit gehört für die Anschauung, der Reitz für die

Empfindung; die Schönheit wirkt auf den Verstand, der Reitz nur auf die Sinnlichkeit. Schönheit kann nicht anerkannt werden ohne Reflexion, der Reitz thut seine ganze Wirkung schon, indem er afficirt, und dadurch ein leichtes Spiel der physischen Lebenskräfte hervorbringt.

Der Reitz für die Sinne gefällt durch die angenehmen Eindrücke, welche er in diesen unmittelbar hervorbringt. Ein voller, üppiger Bau, eine sanfte Ründung und eine weiche Bekleidung sind die vorzüglichsten Mittel desselben; Eigenschaften, die in der Berührung das Gefühl des Zarten und Geschmeidigen erwecken, und dem Auge nur in so fern wohl thun, als sich die Erinnerung an den Gefühlseindruck in die Empfindung desselben mischt, und sich dieser mittheilt. Die Lippe scheint zum Kusse einzuladen, die Hand den freundlichen Druck gerne aufzunehmen. Dieser Reitz hat allerdings Einfluß auf die Liebe: denn in ihm strebt das Männliche sich dem Weiblichen, das Sanfte dem Starken, das Weiche dem Festen äußerlich zn vereinigen, wie innerlich in den Charakteren. Da die innere Einigung das eigentliche Wesen der Liebe ist: so kann der Reitz von ihr nicht mehr als die Erscheinung

und die äußere Begleitung erzeugen; aber wo sie schon ist, muß er viel beitragen, sie zu verstärken.

Der Reitz für die Phantasie gewährt ebenfalls sinnliches Vergnügen, aber nicht unmittelbar, sondern dadurch, daß er zunächst die Phantasie in Bewegung setzt. Das Reitzende liegt nicht in der Natur des Gegenstandes selbst, sondern in den angenehmen Bildern, die durch ihn geweckt werden, und deren Empfindung mit der Empfindung des Gegenstandes in einander fließt. Durch heimliche Selbsttäuschung schreiben wir dem Gegenstande zu, was unsre Einbildungskraft spielend auf denselben übergetragen hat. Daher kommt es, daß für den Einen ein Gesicht oder eine Gestalt reitzend seyn kann, die jeden andern gleichgültig läßt; denn nicht allein die Ursachen des sinnlich Angenehmen, sondern auch die Verkettungen der Ideen sind in verschiedenen Menschen sehr verschieden. Dasjenige, wodurch das Reitzende seine Macht übt, liegt in der geheimsten innern Lebensgeschichte des Menschen, die vielleicht ihm selbst noch nicht offenbar geworden ist. Unter allen Empfindungen ist auch keine, über die man sich weniger Rechenschaft ablegen kann, als über die des Reitzenden. Man müßte dazu nicht allein eine ganze innere Welt voll Ge-

stalten aus dem Helldunkel, in dem sie gleichsam begraben liegen, hervorzaubern, sondern auch die verborgenen Machinationen der Seele, durch welche sich diese Welt gebildet hat, ans Licht ziehen können.

Das Reitzende für die Einbildungskraft ist ungemein anziehend, und weiß sich des Herzens mit einer gewissen sanften Gewalt zu bemächtigen. Darin gleicht es dem Schönen, und wird daher vielfach mit demselben verwechselt; oft ist, was uns durch seine Reitze ergötzt, zugleich wirklich schön. In dieser Verwechselung hat es wohl seinen Grund, daß das Schöne häufig, und vorzüglich im gemeinen Leben, wo man so fein nicht unterscheidet, für subjectiv erklärt, und ihm sein Anspruch auf allgemeines Gefallen streitig gemacht wird. Das Schöne gefällt nothwendig allgemein, denn das Gefühl desselben entspringt aus einer wesentlichen Form des menschlichen Geistes, oder vielmehr aus dem Verhältnisse, worin die Formen der Dinge zu dieser stehen. Das Reitzende ist eben so nothwendig überall ein andres, weil es auf der individuellen Stimmung und dem zufälligen Spiele der Phantasie beruht; weil es nichts in der Sache, sondern immer etwas ist, was jeder aus seinem besondern Eignen hinzuthut.

Auch das Reitzende für die Phantasie kann der Liebe zuträglich werden. Das vermehrte Gefallen vermehrt auch die Zuneigung und die Lust des Hingebens. Aber für sich allein bedeutet es weniger als das Reitzende für die Sinne, weil es kein besonderer Ausdruck des Geschlechtscharakters ist.

6.

Liebe und Sinnlichkeit.

Kaum kann man sich an der Ehre der menschlichen Natur schwerer versündigen, als dadurch, daß man die Liebe zum rohen körperlichen Triebe herabwürdigt, oder auch nnr diesem den Namen und die Rechte der Liebe zugesteht. Der Adel der Liebe ist die reine Hingebung, das uneigennützige Streben nach Vereinigung der Herzen, wovon der bloße körperliche Trieb nichts weiß, nicht einmal etwas ahnet. Er ist durchaus selbstsüchtig, er sucht nichts als das eigne Vergnügen, sein Gegenstand ist ihm nicht mehr, als Mittel des thierischen Genusses; und wenn der gebildetere Mensch wünscht, daß der andre sein Vergnügen theile, so geschieht das doch nur in so fern, als der eigne Genuß dadurch erhöht wird, nur in Beziehung auf diesen Genuß ist ihm nähere Verbindung interessant — und nur so lan-

ge, als dieser dauert; das Herz hat nichts zu fordern. Dem gemeinen Menschen ist es einerlei, ob ihm, was er sucht, die Gunst gewähre, oder sein Geld erkaufe, oder die Gewalt verschaffe. Wie, sollte da die Humanität nicht erröthen? Welch ein Frevel des Mannes, das Weib zum Werkzeuge seiner sinnlichen Lust zu erniedrigen, wenn es sich gleich selbst dazu anböthe! Kann sich die Selbstsucht härter an der Menschheit vergreifen? Welche schändliche Selbsterniedrigung des Weibes, für sinnliche Lust oder schnöden Gewinn den Leib Preis zu geben, dem die Natur durch die edle Gestalt, die sie ihm verlieh, eine so hohe Bestimmung anwies! Wer sollte sich nicht mit Verachtung davon wegwenden?

Und was ist es für ein Vergnügen, das der rohe Trieb begehrt? Bloßer Sinnenkitzel — etwas wahrhaft Ekelhaftes, wenn es nicht durch eine edle Geistesnatur geheiligt wird, etwas worin der Mensch zum Thiere herabsinkt, wenn er ihm nicht Menschliches mitzutheilen, und dadurch seine Würde zu retten weiß. Es ist Brutalität, den rohen Trieb ohne Liebe zu befriedigen; daher die Schamhaftigkeit, die in Ansehung seiner dem kultivirten Menschen immer eigen ist, und nur in seiner Entmenschung verschwindet; daher

die traurigen Zerrüttungen im Innern derjenigen, die sich den Ausschweifungen jenes Triebes überlassen. Die Abstumpfung aller feinern Gefühle, die Vertilgung aller bessern Bedürfnisse, der Verfall des ganzen Charakters, die Verwilderung des ganzen Lebens die gröbste Gemeinheit sind davon unzertrennlich. Nirgend zeigt sich das mehr als an der zarten, verletzbaren Natur des Weibes. Jeder Zug edler Weiblichkeit wird verunstaltet, das Ganze derselben zur widerlichsten Gestalt verzerrt, so bald das Weib sich gemeiner Lust ergibt, wenn es auch eben nicht ein öffentliches Gewerbe damit triebe. Und das sollte Liebe seyn? Liebe, die mit der Tugend so nahe verwandt ist, die die menschliche Natur so herrlich schmückt, und so hoch erhebt, die an allem was schön und trefflich ist, ein so reines Gefallen hat, die das Gefühl für Anstand und Schicklichkeit so heilig achtet, in welcher echte Weiblichkeit so rührend glänzt, und von welcher sie so zart gepflegt wird?

Der rohe Trieb ist ein schnell aufloderndes und wieder verlöschendes Feuer; wahre Liebe entbrennt allmählich in sanfter Wärme, aber diese Wärme verlischt nie. Der rohe Trieb endet mit Überdruß; die Liebe verliert sich in immer reineres Entzücken. Jener will immer Abwechselung,

und treibt sich von Einem Gegenstande zum andern; diese bleibt ewig ergeben, und läßt nie vom Geliebten. Dem rohen Triebe ist jeder nur nicht ganz widerliche Gegenstand recht, der ihm Befriedigung verspricht, höchstens sieht er auf sinnlichen Reitz; die Liebe verlangt Anmuth, für sie gibt es nur Einen Gegenstand, und diesen wählt sich das Herz, um ihn nie fahren zu lassen.

Wo der gröbere Trieb in seiner ganzen Stärke und Rohheit herrscht, da ist Liebe nicht möglich. Er verschlingt die Empfindungen, aus welchen die Liebe ihre Nahrung zieht; er unterdrückt die geistigen Regungen, welche doch in der Liebe das Vornehmste seyn müssen, indem er alles in sinnliches Gelüsten verwandelt. Wie könnte man Geschöpfe lieben, die man gewohnt ist, bloß als Werkzeuge des Genusses zu betrachten? Wie könnte, wo sich alles auf diesen Genuß bezieht, auch nur der Gedanke an liebendes Anschließen und liebende Mittheilung entstehen? Das Gemüth muß befreit werden von der Macht der Begierde, ehe, im stillen, harmonischen Leben, das Bedürfniß der Liebe erwacht. Die Sclaven des gröbern Triebes sinken gewöhnlich zu immer tieferer Gemeinheit, bis ihre Kräfte erschöpft, und sie die Opfer ihrer zerstörenden Leidenschaft geworden

sind. Nur selten machen früh Verführte, denen eine beßre Natur zu Theil ward, hiervon eine Ausnahme; aber dann war auch ihr Herz nicht unkeusch, so ärgerlich ihr Leben seyn mochte, die Unschuld war nie ganz von ihnen gewichen. Mögen sie indeß sich mit dem Genius der Tugend wieder versöhnen, der Genius der Liebe wird nie freudig in einem Gemüthe wohnen, das unreine Bilder und Begierden einmal befleckt, aufgewiegelt und mit sich selbst entzweit haben; nie werden sie im Stande seyn, die Wonne der Liebe zu empfinden.

Der gröbere Trieb entwickelt sich von selbst aus der physischen Natur des Menschen, während die Anlagen zur Liebe zwar auch in die Natur gewebt sind, aber noch der künstlichen Pflege und der feinern Geistesbildung bedürfen. Der Liebe sind nur diejenigen fähig, die sich uuf das Gemüth verstehen, und denen die leisern Züge desselben in sich und andern nicht verborgen bleiben. Um lieben zu können, muß man zartes Gefühl für das natürlich und sittlich Schöne haben; das haben aber wenige, und wenige bringen es zu dem Grade der Kultur, auf welchem die zarten Laute der Liebe vernehmbar werden. Die meisten sind durch ihre geistige Rohheit verurtheilt, un-

ter der Herrschaft des sinnlichen Triebes zu stehen, und das Verhältniß der Geschlechter nie anders als in seinen Reitzungen zu empfinden. Dieser Trieb ist es, was ihre Bündnisse schließt, in die sich nur zu bald der Ekel, das Mißbehagen und die lange Weile einschleichen, wenn sie sich nicht gar bald nach dem Hochzeitstage auflösen.

Aber der sinnliche Trieb ist nicht immer ein grober und thierischer. In der menschlichen Natur nimmt er nicht selten Menschlichkeit, und oft eine so edle Gestalt an, daß ihn nur der forschende Blick des Menschenkenners von der echten Liebe unterscheiden kann.

Dies ist zuweilen schon der Fall, wo er sich als Trieb ausspricht, und aus seiner irdischen Natur gar kein Geheimniß macht. Es sey, daß dich zunächst sinnliche Begierde an ein weibliches Wesen feßle. Aber bist du ein gebildeter Mensch, hast du einen echt menschlichen Sinn: dann kannst du dich doch nicht bloß auf die Forderungen der Begierde beschränken, dein Herz hat auch Forderungen, die du nicht ganz zum Schweigen bringen wirst. Du wirst bei deiner Wahl noch auf

etwas andres Rücksicht nehmen, als auf sinnlichen Reitz, gesetzt auch, daß dir die höhern Bedürfnisse der Liebe noch unbekannt geblieben wären. Und hättest du bei deiner Wahl auf nichts andres Rücksicht genommen, solltest du gar nicht davon gerührt werden, wenn sich dir späterhin etwas Gefälliges darstellt, das geistiger und edler ist? sollte diese holde Gestalt, dieses geistvolle Auge, dieses bezanbernde Lächeln, diese sanfte Güte, dieser freundliche Liebreitz, oder dieses holdselige Wesen dich denn ganz gleichgültig lassen? sollte es dir nicht neben dem sinnlichen Gelüsten beßre Empfindungen einflößen? sollte dich nicht Wohlwollen zu dem Weibe hinziehen, das sich dir so ganz ergiebt? sollte sich überhaupt der Naturtrieb nicht im gebildeten Menschen mit manchem schönen Zuge des Geistes und Herzens vereinigen, wovon der Ungebildete nicht weiß?

Auf diese Art können Verbindungen gestiftet werden, die sehr dauerhaft und zärtlich sind, wenn anders die Verbundenen die nöthige Aufmerksamkeit auf sich selbst nicht versäumen, und das Bestreben, das Interesse für einander zu bewahren, und durch fortschreitende Geistesbildung zu erhöhen, nicht erkalten lassen. Aber eigentliche Liebe darf man hier doch nicht suchen; diese

kommt aus reinern Quellen, und hat ihr Wesen immer zunächst im Gemüthe, von wo aus sie den Sinn nachher zu sich gesellt.

Auch durch die Hülfe der Einbildungskraft erscheint der sinnliche Trieb oft in einer edlern Gestalt. Sein erstes Erwachen ist, wenigstens in solchen Gemüthern, deren Unschuld das Gift der Frechheit und der Verführung noch nicht berührt hat, ein unbestimmtes Sehnen, sanft, still und rein, wie alles, was von der Natur kommt, ein wehmüthig süßes Verlangen, von jugendlichem Frohsinne geleitet, das weder sich selbst recht versteht, noch seinen Gegenstand kennt. Die Phantasie trägt ihm ihre Farben auf, und bildet daraus tausend romantische Träume. Ehe sich dieses Verlangen vernehmlicher ausspricht, hat sich eine zahllose Menge von schönen Bildern, Wünschen und Hoffnungen daran gekettet, daß seine ursprüngliche Natur fast nicht mehr darin wiedergefunden werden kann, wenn es nun wirklich zum Vorscheine kommt. In der That sind es nicht die Regungen des Triebes, sondern jene romantischen Träume, jene geistigen Bilder, Wünsche und Hoffnungen, denen der Jüngling und das

Mädchen nachgehen. Sie wissen nur nicht, aus welcher Quelle diese fließen, und woher sie ihr Leben haben; sie würden erröthen, oder sich mit Unwillen wegwenden, wenn man sie darauf aufmerksam machen wollte. Könnte die Täuschung immer fortdauern: so würde auf diese Weise manches schöne und beglückende Band geknüpft werden.

Tadelt sie nicht zu strenge, die Beglückten, die mit dem Entzücken einer von der Sinnlichkeit berauschten Phantasie an einander hangen, daß ihnen die Welt nichts als Blumen, die Zukunft nichts als ewigen Sonnenschein und namenlose Wonne zu haben scheint. Ihre Herzen sind nicht unrein, aber sie täuschen sich selbst, indem sie das im gegenseitigen Besitze ihrer Seelen zu haben glauben, was nur in ihrer Einbildung ist. So kann es nicht bleiben; einmal müssen doch die Hüllen fallen; einmal wird doch die Wirklichkeit den fröhlichen Spielen der Phantasie ein Ende machen, und den Betrogenen ihren Himmel zerstören. Noch ist es Zeit, etwas Beßres und Dauerhafteres in ihnen zu wecken. Darum habt Mitleiden mit ihnen, warnet sie, öffnet ihnen die Augen, zeiget ihnen, daß das nicht Liebe ist, was sie dafür halten.

Man denke indeß nicht, jene Gefühle seyen immer phantastisch und zu hoch für die wahre Liebe. Die wahre Liebe hat auch ihre Wonne und ihr Entzücken, und diese strahlen nie heller als in der heitern Frühlingszeit des Lebens; aber sie werden bei ihr nicht von der sinnlichen Begierde geweckt, hätte diese gleich einigen Antheil daran — nicht durch die Täuschungen der Einbildungskraft unterhalten; sie fließen rein und ungetrübt aus der Fülle und dem Innern des nicht verstimmten Daseyns; sie sind von großer Wahrheit, die sich immer mehr erprobt; sie vergehen nie, ihr hoher Glanz mag sich wohl etwas verlieren, dafür wird ihr inneres Leben desto kräftiger.

Wenn aber auch jene schwärmerischen Träume und Hoffnungen nie zerstört würden; wenn die Farben der Phantasie nie verblichen, und sie nie ermüdete im Hervorzaubern neuer Gestalten: so könnte daraus wohl eine zärtliche Anhänglichkeit, doch keine Liebe entstehen. Das Bedürfniß sich einander hinzugeben und zu Einem Daseyn zu vereinigen, muß von der Natur selbst geschaffen seyn, und kann durch keine Täuschung der Einbildungskraft hervorgebracht werden. Dabei ist in jenen Träumen und Hoffnungen, da sie im

Grunde vom sinnlichen Triebe ausgehen, noch viel Selbstisches, was sich mit der Liebe nicht verträgt. Zwar kann sich nachher einige Verwanstschaft der Gemüther entdecken, welche das Band etwas fester anzieht; aber theils ist dies zufällig; theils wird selbst dann das idealische Wesen der Liebe nicht erreicht.

Zuweilen ereignet sich auch, daß dasjenige, was Anfangs nichts mehr als bloßer sinnlicher Trieb war, sich nachher in etwas Besseres verwandelt. Das Gefühl gemeinschaftlicher Freuden erzeugt eine gewisse Gemeinschaft der Gemüther; man betrachtet einander mit höherm Wohlgefallen, weil man mit einander glücklich war; Erinnerung und Dankbarkeit fesseln die Herzen; man kann sich sogar eine Zeit lang unentbehrlich werden, und im Umgange mit einander eine Wonne empfinden, die der Liebe gleich kommt. Nur rohe Menschen wechseln mit den Gegenständen ihrer Lust, und vergessen wieder was sie liebten; Gebildeten verbiethen das die Delicatesse, und die feinern sympathetischen Bedürfnisse, die in ihnen rege sind. Unter einem kultivirten Geschlechte würde die Ehe schon geachtet werden, wenn auch

keine Liebe wäre, und wenn sie auch nicht durch bürgerliche Verhältnisse und durch das Interesse der Erziehung nothwendig gemacht würde. Die meisten Ehen bestehen durch ein solches Nachgefühl sinnlicher Lust, die oft im höhern Alter noch aus den Schatten einer weiten Vergangenheit herauf dämmert, und, vereint mit der Macht der Gewohnheit, der gemeinschaftlichen Schicksale und der gegenseitigen Hülfe eine süße Gemeinschaft zwischen den Gemüthern unterhält.

Doch würde es mit solchen Verbindungen in der Regel schlecht gestellt seyn, wenn sie bloß sich selbst überlassen wären, und nichts andres ihnen Festigkeit gäbe. Die Gefühle von welchen sie ihr Leben haben, verlieren zu oft ihre Kraft, wo man sich in Geschäfte verwickelt sieht, und Erfahrungen macht, wie sie im häuslichen Leben täglich vorfallen, und wo man mit so vielen ernsten und finstern Sorgen zu kämpfen hat. Dabei gibt es Collisionen der gegenseitigen Selbstsucht, die weit heftigere Empfindungen erwecken, als die der Delicatesse und der Dankbarkeit sind. Daher kommt es, daß von den meisten Ehen bald nichts weiter übrig ist, als das bürgerliche Beisammenleben.

Gesellt sich aber zu solchen Verbindungen

noch etwas anders, das die Gemüther stärker anzuziehen vermag, wie etwa eine schöne Form, Reitz für den Sinn oder für die Phantasie, ein gebildeter Verstand ein angenehmes Wesen geistreiche Unterhaltung, Güte des Herzens, unverkennbares Wohlwollen in der Miene und im Betragen, ein heiteres Gemüth und vorzüglich reine Züge des Geschlechtscharakters: so gehen sie mit der Zeit in eine frohe Häuslichkeit über. Man behandelt sich mit großer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, opfert viel für einander auf, und hält treu bei einander aus; nur die volle Hingebung und das herrliche Leben der Liebe sucht man hier vergebens.

Es ist schon im Vorhergehenden bemerkt worden, daß es eine von dem gröbern Triebe verschiedene körperliche Geschlechtssympathie gibt. Diese ist zwar nicht von der Liebe auszuschließen, aber sie ist auch nicht die Liebe selbst, sondern nur ein untergeordneter Theil derselben, der sich nicht anders als in der Verbindung mit dem ganzen zeigen soll. Wie die Geister, so sind auch die Körper für einander geschaffen, wie jene, so erkennen sich diese und streben nach Annäh-

rung; es ist das geistigste Leben, was Lippe auf Lippe haucht, wie hier das feinste Gefühl wohnt; das Zarte und Feste streben sich im Händedruck zu vereinigen; das glühende Herz will sich am sanften beruhigen, das sanfte am heftigern stark werden. Das ist unwillkührliches Verlangen der Natur, welches sich auch in unbefleckten Seelen äußert. Aber unter der Würde des Menschen und dabei sehr gefährlich ist. Die körperliche Sympathie, wenn sie sich von der geistigen trennt, und sich für sich allein geltend machen will. In allem Sinnlichen soll der Mensch das, damit verknüpfte, Geistige suchen. Und leicht entbrennt das sinnliche Verlangen zur gröbern Begierde, wenn es nicht von dem heiligen Geiste der Unschuld und Liebe bewacht wird. Nie sollte der Jüngling dem Mädchen, das er nicht mit voller Seele liebt, die Hand drücken; nie sollte das Mädchen seine Lippe zum Kusse hingeben, wo es nicht damit den Bund der Herzen versiegeln kann.

Dagegen will die, in ihrem Wesen geistige Liebe die Sinnlichkeit nicht von sich ausschließen. Die Liebe ist für den ganzen Menschen; wo die Geister sich durchdringen, da sollen sich Hand und Lippe berühren; was, an sich betrachtet, gemein wäre, wird durch den Geist geadelt. Die echte

Liebe begründet eine ungetheilte ewige Gemeinschaft; sie muß Ehe werden. Dabei ist das Aeußere Zeichen des Innern, und alles, was das Innere lebendig bewegt, muß sich in seinem Zeichen aussprechen. Der Kuß ist Pfand der Einigung; die in einander geschlungenen Hände sind das Bild der unzertrennlich verketteten Gemüther; wie die Herzen äußerlich an einander schlagen, so sind Gedanke, Gefühl, Wunsch und Streben, das ganze Daseyn innerlich eins. Auf diese Weise nimmt sie selbst den sinnlichen Trieb in sich auf; aber dieser ist nun nicht mehr ein grober und thierischer, er ist ein echt mennschlicher geworden, die Liebe hat ihn geheiligt; seine Befriedigung ist nicht rohes Gelüsten sondern Erweisung der Zärtlichkeit, und nur in dieser Gestalt, nur in der innigsten Gemeinschaft, welche in der Ehe sich findet, ist sie möglich, ohne Herabwürdigung der Menschheit. Auch hier ist die Liebe wechselseitiges Geben und Empfangen ins Unendliche. Was den Geliebten glücklich macht, das gewährt der Liebende gerne; ihn selbst macht es glücklich, dieses gewähren zu können.

7.

Liebe und Eitelkeit.

Liebe und Eitelkeit vertragen sich so wenig mit einander, als Uneigennützigkeit und Selbstsucht; wo die eine ist, da treibt sie die andre aus. Das liebende Weib ist zu hoch gestimmt, als daß es auf diejenigen Dinge, woran sich die Eitelkeit ergötzt, einigen Werth setzen — das eitle Weib ist zu gemein und zu engherzig, als daß es sich, so lange es diesen Götzen huldigt, der Liebe ganz ergeben könnte.

Möchte man noch einiges Bedenken tragen; zu entscheiden, ob das weibliche Geschlecht im allgemeinen eitler sey als das männliche, weil die hierhin gehörigen Erfahrungen so vielerlei Beurtheilungen zulassen: so ist doch gewiß, daß Eitelkeit der weiblichen Natur und den weiblichen Verhältnissen näher liegt, und aus beiden nicht allein leichter zu erklären, sondern auch leichter zu

entschuldigen ist, und daß der Mann, um eitel zu werden, den männlichen Charakter in einem hohen Grade verläugnen muß. Nur in Einer Beziehung kann der Mann eitel seyn, ohne seinem Charakter zu nahe zu treten, nämlich in Beziehung auf den Beifall, der dem Talente, dem Wirken und dem Verdienste gezollt wird; in jeder andern macht Eitelkeit den Mann verächtlich, und raubt ihm die Fähigkeit so wohl zu lieben, als geliebt zu werden.

Das Weib soll für andre leben, Ergebung ist seine Bestimmung; darum kann ihm selbst das mit einer gewissen Ängstlichkeit verbundene Bestreben Aufmerksamkeit zu erregen, nicht verargt werden — und wie nahe gränzt das schon an Eitelkeit! Das Weib bewegt sich in einem kleinen Kreise, und beschäftigt sich mit vielen kleinen Angelegenheiten, Kleinigkeiten werden ihm oft wichtig gemacht, oft hängt daran seine Zufriedenheit, oft sind sie die Gegenstände seiner heiligsten Pflichten; darum kann man es ihm nicht verdenken, wenn es auch durch Kleinigkeiten zu gefallen sucht. Es dringt überall nicht so tief ein, und urtheilt nicht nach so strengen und bestimmten Grundsätzen; darum muß man es nicht so sehr tadeln, wenn es sich oft mit dem schönen Schei-

ne begnügt, und die Zeichen des Werthes mit dem Werthe selbst verwechselt. Aber wenn die Liebe kommt, muß die Eitelkeit weichen; sie verträgt sich nicht mit der Weite und Wärme des Herzens, welche die Liebe verlangt, und es steht sehr schlimm um das weibliche Herz, in welchem die Liebe nicht vermag, die Eitelkeit zu besiegen.

Der Mann ist für das Große geboren, daran soll er halten, in sich selbst soll er gegründet seyn, und in einer weiten Sphäre wirken; überall muß er richtig unterscheiden, und sich durch gediegenen Werth geltend machen. Das ist es, was ihm nicht allein die Achtung der Welt, sondern auch des Weibes Liebe erwirbt. Er darf daher wohl Ehrgefühl besitzen, um das Bewußtseyn seiner Vollkommenheit durch die fremde Anerkennungen zu beleben, und sich für das, was er zu thun hat, mehr Macht und Einfluß zu verschaffen; strebt er aber bloß zu gefallen, ist es ihm wohl gar mehr um die Zeichen des Werthes als um diesen Werth selbst zu thun: so kann er nicht verhüthen, daß man nicht allgemein von ihm denke, es fehle ihm nicht allein an allem Gehalte, sondern noch dazu an Verstand.

Der eitle Mann kann noch weniger als das eitle Weib wahrhaft lieben; denn dem Weibe

kommt hier die natürliche Disposition zur Liebe und der angeborne Sinn des Wohlwollens einiger Maßen zu Hülfe, während die Eitelkeit des Mannes ganz in Selbstsucht ausschlägt. Der eitle Mann ist ein sehr kleiner Mensch, die Liebe — ein großes Gefühl — kann nicht in seiner Brust wohnen, denn sie findet da weder Raum noch Befreundung. Der eitle Mann ist ein weibischer Mann; des Weibes Liebe vermag sich aber nur an das echt Männliche anzuschließen. Davon abgesehen, was sollte ein vernünftiges Weib an dem luftigen Wesen zu lieben finden, dessen ganze Seele im Anzuge sitzt, und höchstens noch einige Spuren von sich über die Sprache und die Bewegungen verbreitet?

Das eitle Weib will gefallen, weiter nichts. Zuweilen lauert wohl im Hinterhalte die sinnliche Lust oder der Wunsch unter die Haube zu kommen; aber das ist doch das Seltenere. Gewöhnlich ist das Gefallen selbst Zweck; deßwegen ist es ihm auch einerlei, wodurch es dies erlangt, und worin der Beifall, der ihm gezollt wird, seinen Grund hat. Was am meisten blendet, was mit der herrschenden Meinung am meisten

übereinstimmt, was am allgemeinsten bewundert wird, ist ihm das Zuträglichste; mag es dies dem Scheine, oder dem Vorurtheile, oder dem Werthe zu verdanken haben, darum bekümmert es sich nicht. Mögen andre über diese Dinge denken, wie sie wollen, wenn sie nur die äußere Aufmerksamkeit zeigen, die sie doch nicht wohl versagen können.

Das liebende Weib will auch gefallen, aber damit es geliebt werde. Das Gefallen ist ihm an sich gleichgültig; es betrachtet es nur als Mittel, sich den Weg zum Herzen des Geliebten zu bahnen, und ihn zu beglücken. Es würde sehr elend seyn, wenn es bloß gefiele, und wenn der Geliebte mit seinem Beifalle nicht zugleich sich selbst gäbe. Darum ist es ihm auch nicht gleichgültig, auf welche Art und durch welche Eigenschaften es gefällt; es muß dies solchen Eigenschaften verdanken, die einen sittlichen und echt weiblichen Werth haben.

Dem eiteln Weibe kann es schmeicheln, das Herz eines Mannes zu besitzen, aber bloß, weil es darin eine Eroberung gemacht hat, weil seiner Eitelkeit darin ein Opfer gebracht wurde — nicht weil es diese Empfindung zu erwiedern wünscht, und sich darin glücklich findet; die Liebe des ge-

wonnenen Herzens soll ihm bei andern helfen, nicht bei diesem selbst; es will darin sich und der Welt wichtiger erscheinen, nicht wonnevoll mit dem Geliebten leben. Eine zufällig erwachte beßre Empfindung kann es zuweilen etwas länger an diesen Gegenstand fesseln; in der Regel aber wird es, so bald es sich desselben versichert hat, gleich auf neue Eroberungen ausgehen. So zeigt es denn auch wohl eine kurze Zeit das Bestreben; viel für den vermeinten Geliebten zu thun; im Grunde ist dieß indeß nicht andres, als eine Anwandlung von Dankbarkeit für den der Eitelkeit gestreuten Weihrauch, die nur so lange dauert, bis eine neue schmeichelhafte Verbindung neue Gefühle und Verflichtungen erweckt.

Die Eitelkeit sucht Anbether, und deren kann man nie zu viele haben; je mehrern sie gefällt, desto größer ist ihr Triumpf. Es ist wohl möglich, daß das eitle Geschöpf endlich auf einen Gegenstand treffe, der ihm eine dauerhafte Neigung einflößt, aus welcher Liebe werden kann; aber das geschieht selten, und in den meisten Fällen der Art möchte diese Neigung bloß die gemeinschaftliche Wirkung der Phantasie und der Sinnlichkeit seyn. Die Liebe will nur Einem gefallen; aber diesem ganz und ungetheilt.

Das liebende Weib thut deswegen auch nicht groß damit, daß es geliebt wird, nicht einmal gegen Personen seines eignen Geschlechtes; ihm genügt es, glücklich zu seyn, und glücklich zu machen. Es lebt für den Einzigen; was kümmert andre ihr Verhältniß? Es würde schon nicht mehr rein lieben, wenn die Meinung andrer, daß es geliebt werde, seinem Glücke den geringsten Zusatz geben könnte. Dieses Glück ist seine Welt, außer ihm ist nichts für es da; es ist ein Geheimniß, das tief im Herzen verborgen bleibt, weil es hier am sichersten verwahrt ist, und am innigsten genossen wird — und das höchstens die vertrauteste Freundschaft erfährt. Wohl aber darf das liebende Weib stolz seyn auf den wahren Ruhm und das echte Verdienst des Geliebten; das ist ja etwas, das zu ihrem verbündeten Daseyn gehört, darin will es sich ja nicht gegen den Geliebten behaupten, und über ihn erheben, sondern sich nur an ihm aufrichten; darin wiel es nicht andern bedeutend werden, sondern sich vor sich selbst rechtfertigen und den Geliebten beglücken.

Widerlicheres aber gibt es kaum, als wenn der Mann unter dem weiblichen Geschlechte Eroberungen zu machen sucht, oder mit diesen Eroberungen prahlt; zu Eroberungen ist ihm ein ganz

andres Feld angewiesen. Welch ein Sieg, ein schwaches, leicht verblendetes und bethörtes Herz gefesselt zu haben!

Die Eitelkeit sucht das Ihrige, die Liebe aber das, was des andern ist; dies unterscheidet beide unverkennbar, wo ihre Wirkungen in einander zu laufen scheinen. Jener sieht man es an, daß sie nur glänzen, und die Macht ihrer Reitze zeigen will. Hat sie gesiegt; dann ist ihr das Schicksal des Besiegten gleichgültig, sie nimmt nur in so fern Theil daran, als es nöthig ist, um ihren Triumpf fortzusetzen. Über dem Bestreben, ihren Gegenstand fester an sich zu ziehen, schont sie seiner auf keine Weise, der Schmerz, den sie ihm verursacht kümmert sie wenig, wenn sie nur ihr Ziel erreicht, auch kümmert es sie wenig ob das, wodurch sie es erreicht Liebe sey oder nicht. Bald sucht sie Eifersucht in ihm zu erwecken; bald quält sie ihn mit ihren Launen; bald bringt sie absichtliche Mißverständnisse in das gegenseitige Verhältniß; bald legt sie ihm Entbehrungen auf, oder schreckt ihn durch Kälte und eine finstre Miene zurück, um ihn desto lüsterner zu machen; bald kränkt sie ihn durch die Empfind-

lichsten Demüthungen, weil sie ihm damit Ehrfurcht einzuflößen meint; bald fordert sie von ihm Dienste, die er, ohne große Aufopferung — bald Gefälligkeiten, die er, ohne sich selbst zu erniedrigen, nicht leisten kann. Sie erwartet davon keinen andern Genuß als den, einen unterthänigen Sclaven zu ihren Füßen zu sehen. Wie wenig Ehre es bringe, über charakterlose Menschen zu herrschen, davon hat das eitle Geschöpf keinen Begriff.

Das alles ist der echten Liebe fremd, und wo sich etwas davon findet, da ist sicher keine Liebe — nichts als Eitelkeit. Wie könnte das liebende Weib den Geliebten je wehe thun? Alles was es denkt, wünscht und verrichtet bezieht sich auf den Geliebten; nur bei ihm will es gelten, und bei ihm nur darum, damit er in der Liebe glücklicher sey. Es kommt ihm nicht in den Sinn, ihn durch etwas anders zu fesseln, als durch die Gewalt der Liebe; noch weniger kommt ihm in den Sinn über denselben auf irgend eine Weise zu herrschen, ihm etwas anzusinnen, oder ihn auf irgend eine Probe zu stellen; denn die Liebe ist voll Vertrauen. Es nimmt Aufopferungen von ihm an, damit er die Freude habe, sie darzubringen. In der süßen Selbstvergessenheit ih-

res Wonnegefühls kann die Liebe nicht anders, als sich unbefangen und wahr zeigen; sie würde nicht mehr Liebe seyn, wenn sie etwas Erkünsteltes oder mühsam Ersonnenes annehmen könnte. Sie würde den Geliebten verabscheuen, den die Liebe zu einer knechtischen Denkungsart und zu einer schimpflichen Selbsterniedrigung fähig machte. Sie resignirt auf alles, nur nicht auf das Herz des Geliebten; keine Forderung an ihn zu haben, alle Ansprüche für ihn aufzugeben, das ist ihre höchste Lust.

Sehr verschieden sind auch Liebe und Eitelkeit in den Mitteln, wodurch sie gefallen wollen.

Die Eitelkeit will gefallen durch Schönheit, Zierlichkeit des Betragens, Eigenheiten im Sprechen und Handeln, durch Putz und äußern Schimmer. Sie beachtet dabei weniger, was dem gebildeten Geschmacke gefällt, als was den Beifall der Menge für sich hat — weniger, was einer edeln Weiblichkeit angemessen ist, und diese hebt oder schmückt, als was die Mode mitbringt, was am meisten hervorsticht, oder das eigne Talent bewundern läßt. Hält sie ja noch dafür, daß man auch durch geistige Eigenschaften glänzen kön-

ne: so sind es süffisante Urtheile, sentimentale oder gelehrte Floskeln, das, wovon der Mund unaufhörlich überströmt; so ist eine verschrobene Art zu denken und zu empfinden das, wodurch sie sich am vortheilhaftesten auszuzeichnen, und ihre Bildung am treffendsten zu beurkunden meint. Kurz, das ganze Wesen des eiteln Weibes ist so, daß sich nur Thoren und Neulinge davon bestricken lassen; der Mann von richtigem und feinem Gefühl braucht es nur zu sehen und sprechen zu hören, um auf immer von ihm zurückgestoßen zu werden.

Wie ganz anders ist es mit dem liebenden Weibe! Es gefällt auch durch Schönheit; aber es setzt darauf wenig Werth; es weiß zu gut, wie wenig daß noch zu dem ist, was ihm über alles geht; es weiß, daß es durch sein Herz gefallen, durch sein ganzes Daseyn anziehen muß, um Liebe zu erwecken. Es sucht seine Schönheit zu erhalten, weil es dadurch dem Geliebten interessanter wird; aber weit mehr Sorgfalt wendet es auf die Kultur seines Herzens; weit mehr bemüht es sich, seiner Schönheit durch sittliche Grazie und ein echt weiblich Gemüth jenen mächtigen Zauber zu geben, der die erbärmlichen Zierereien der Eitelkeit so weit hinter sich zurück

läßt. Am wenigsten dünkt es sich etwas auf seine Schönheit; es scheint selbst die Gewalt seiner Schönheit nicht einmal zu kennen.

Das liebende Weib schmückt sich für den Geliebten; aber nicht, um ihn dadurch zu gewinnen, — er wäre der Liebe nicht werth, wenn er dadurch könnte gewonnen werden —, sondern um ihm in allem angenehm zu seyn. Sein Schmuck ist einfach, wie sein Herz; auch in ihm gibt sich die Anmuth seines ganzen Wesens zu erkennen; er zeichnet sich mehr durch Reinlichkeit als durch Kostbarkeit aus. Eine Blume am Busen oder im Haar hat für den Geliebten größern Werth als das edelste Geschmeide.

Für seine Sprache und seine Bewegungen kennt das liebende Weib keine Regel. Sie sind wie die veredelte Natur und das Gemüth sie gestalten; und allen Reitz, den sie empfangen können, gibt ihnen die Liebe und die weibliche Holdseligkeit. Der Eigensinn der Mode, der Prätension und der Laune werden nie etwas über sie vermögen.

Die Liebe lehrt es, seinen Geist ausbilden, und ihn mit allem, was ihn schmücken, und das liebende Verhältniß verschönern kann, bereichern; aber es will weder gelehrt noch witzig seyn, son=

dern nur das Wahre, Schöne und Gute tief empfinden, und innig sich aneignen, um es lebendig mitzutheilen, und überall anzuwenden. Ein heller Blick, ein sicherer Geschmack, ein reines und kräftiges Gefühl und ein edles Gemüth sind es allein, was es in allem seinem Beobachten, Denken und Lesen beabsichtigt.

Die Eitelkeit will mit ihren wirklichen oder vermeinten Vorzügen glänzen; sie kann das Bestreben, dieselben sichtbar zu machen, gar nicht verbergen; dies bringt in die herrlichste Natur etwas Ängstliches, Künstliches und Geschrobenes, wodurch sie dem feinern Gefühle widerlich wird. Die Liebe zeigt sich überall, wie sie ist; sie hat so wenig etwas zu verbergen als hervorzuheben; in ihrer holden Unbefangenheit entfaltet sie ihre Vorzüge am schönsten und rührendsten. Doch sie entfaltet sie selbst nicht; zufällige Umstände und Veranlassungen ziehen sie ans Licht. Sie gibt sich dem Geliebten hin, und inniger Genuß ist für sie das frohe Erstaunen, worin ihn die Entdeckung neuer trefflicher Eigenschaften versetzt. Flüchtig gehen die Blicke des eiteln Weibes umher, und wenn sie bei einem Gegenstande verweilen, so scheinen sie immer fordern zu wollen; sanft ruht das bescheidene Auge des liebenden

Weibes auf dem Geliebten, und in ihm liegt das stille Geständniß: ich bin alles durch dich, nnd der Wunsch: möchte ich dich nur recht glücklich machen können!

An dem Beginnen der Liebe mag die Eitelkeit wohl einiger Maßen Theil nehmen. Wohl mag es den Jüngling, der, ohne viel Zutrauen zu sich selbst, in die Welt trat, freuen, der Aufmerksamkeit eines Mädchens würdig befunden zu seyn, das, von der stillen Glorie der Schönheit und Anmuth umschimmert, die Bewunderung seines Kreises ist, und Jung und Alt da entzückt; und wenn Liebe zu diesem Mädchen bei ihm erwacht, dann mag sich jene Freude in dieselbe mischen, sie stärker und feuriger machen, und ihre Reife beschleunigen. Wohl mag sich das Mädchen, seiner weiblichen Schwäche sich bewußt, geschmeichelt fühlen durch die Liebe des Jünglings, der auf einem herrlichen Schauplatze wirkt, den das Lob der Verständigen auf seiner Laufbahn begleitet, und dem Talent, Geschicklichkeit, Fleiß und Rechtschaffenheit Ehre und Achtung bei der Menge verschaffen; wohl mag diese Empfindung

seine Anhänglichkeit erhöhen und es zum willigern Hingeben stimmen. Das ist nicht immer Eitelkeit; es kann auch von dem Vergnügen, seine Wahl gebilligt zu sehen, und sich in derselben nicht geirrt zu haben, herrühren, es kann auch Anerkennung des männlichen Charakters und der männlichen Würde seyn. Und wäre es Eitelkeit: so ist sie doch hier von der bessern Art — nicht jene gemeine, selbstsüchtige und anspruchvolle — eine Eitelkeit, die, mit dem sittlichen Gefühl genau verwandt, der menschlichen Natur und besonders dem weiblichen Geschlechte leicht nachgesehen werden kann. Indeß muß sich auch das einst in der Liebe auslöschen, wenn diese zur Reife kommt; die Liebe fühlt sich nicht geschmeichelt, weil sie immer von dem süßen Gefühle des Geliebtseyns erfüllt ist; ihr Bestreben ist, das Selbstgefühl nur im seligen Bewußtseyn der völligen Gemeinschaft zu haben.

Aus der Eitelkeit kann aber nie die echte Liebe hervorgehen. Das Mädchen, das in der Aufmerksamkeit und dem Geständnisse des Jünglings nichts als eine schmeichelhafte Auszeichnung findet, und ihm dafür wohl will, wird seine Gunst bald einem andern schenken, von dem es noch

schmeichelhafter ausgezeichnet wird. Die Liebe gehört in jeder Hinsicht dem Herzen an; Herzen will sie vereinigen, schon in ihrem Entstehen muß sich die edlere Natur offenbaren; die Eitelkeit ist in jeder Gestalt Selbstsucht und Trennung der Gemüther, was sie auch nie verläugnen kann.

8.

Liebe und Einbildungskraft.

Die Liebe ist eine romantische Stimmung, zu deren Entstehung und Ausbildung die Einbildungskraft mitwirken muß. Menschen, die in Ansehung dieser versäumt worden sind, zeigen daher auch wenig Disposition zur Liebe; je reger, lebhafter und blühender die Einbildungskraft ist, desto mehr Empfänglichkeit findet sich für jene.

Oft wird die Liebe erst durch den Gegenstand, welcher ihr genügt geweckt; das Bedürfniß derselben war zwar im Herzen, aber sich selbst ein Geheimniß; durch das, was ihm Befriedigung verspricht, mußte es sich erst klar werden. So ist es gewöhnlich bei den Frauen der Fall, in welchen der Sinn der Natur rein bewahrt wurde. Bei den Männern pflegt sich dieses Bedürfniß genauer zu entwickeln und bestimmter hervor zu treten, ehe sich das Wesen findet, welches

ihm zusagt. In der Ergebung wird eine lange genährte Sehnsucht erfüllt, eine Sehnsucht, die das Herz schon vielfach beschäftigt, in manchen süßen Traum gewiegt, und es mit manchem schönen Bilde erfreut hat. Im Gemüthe stehen die holden Züge vorgebildet, die der Liebende im Geliebten wieder erkennt; sein Blick wählt unter Tausenden die Eine, weil sie dem Ideal seiner Seele entspricht, oder weil er wenigstens glaubt, dieses in ihr zu erblicken. Woher nun das Ideal? Die Phantasie hat es aus den Ahnungen und dunkeln Regungen des Herzens gebildet. Aus sich selbst vermochte sie es nicht zu erzeugen; denn wie hätte sie gerade die Eigenschaften treffen sollen, welche im Stande waren, das Herz in Liebe anzuziehen, indem sie das Individuelle des Geschlechtscharakters darstellen, was gerade zu dem Individuellen des entgegen gesetzten Geschlechtscharakters paßt, wenn das Herz selbst nicht darauf hindeutete? Aber wie sollte auch, auf der andern Seite, das Herz eine vernehmbare Sprache bekommen, wenn nicht die Einbildungskraft sie ihm verliehe? Wie würde das Herz ohne die Hülfe der Einbildungskraft sich selbst verstehen? Sey jenes Ideal auch nicht mehr als ein schwankendes Bild, dennoch hat die Phantasie es ins

Leben rufen müssen; kündige es sich auch bloß in einer wenig bestimmten Sehnsucht an, diese Sehnsucht könnte dem Herzen nicht jene süße Beschäftigung gewähren, wenn die Einbildungskraft sie nicht mit ihren Farben und Blumen schmückte. Es kann seyn, daß in dem Ideale und in dem Verlangen der Liebe das Herz mißverstanden worden ist; es kann seyn, daß sich in dieselbe Empfindungen und Wünsche gemischt haben, die der Liebe nicht angehören, daraus entstehen die Täuschungen der Liebe; aber selbst diese dienen zum Beweise, welchen großen Einfluß sich die Phantasie auf alle Erscheinungen der letztern zu verschaffen weiß.

Der Einfluß der Phantasie auf die Liebe offenbart sich auch in den Stimmungen, welche die Liebe verlangt, um recht empor zu kommen. Es gibt derselben zwei, die ihr vorzüglich günstig sind: heitre Fröhlichkeit und sanfte Wehmuth. An beiden hat die Phantasie großen Antheil; Spiele der Phantasie mit lachenden oder rührenden Bildern tragen das meiste bei, sie zu wecken und zu unterhalten. Beide versetzen aber auch die Phantasie in neue eigenthümliche Bewegung, und veranlassen dadurch neue Gefühle, die das Herz erweichen und die Disposition zur Liebe

vermehren, denn dies wird durch alles bewirkt, was das Gemüth zarter, stiller und inniger macht. Ernst und Kummer lassen, so wenig als die laute, sinnliche Freude die Liebe aufkommen; aus keinem andern Grunde, als weil sie zu sehr an das Wirkliche fesseln, den Sinnen und dem Verstande zu viel, der Einbildungskraft zu wenig Nahrung geben.

Zur Liebe gehört eine idealische Richtung des Geistes, Empfänglichkeit für Gedanken, Beschäftigungen und Genüsse, die nicht in das Gebieth des Irdischen fallen. Darum gilt den Menschen, die hierzu nicht aufgelegt sind, alle Liebe, die sich von dem gröbern Triebe unterscheiden will, für eitel Schwärmerei. Das Idealische aber, wenn es gleich in der menschlichen Natur einen tiefen und festen Grund hat, empfängt sein Leben und seine Bekleidung von der Phantasie. Für Gedanken, Beschäftigungen und Genüsse, die nicht in das Gebieth des Irdischen fallen, hat man nur so viel Sinn, als die Lebhaftigkeit und der Reichthum der Phantasie gestatten. Darum ist auch die Zeit, wo sich die Phantasie am stärksten regt, und der Seele die kräftigsten und reitzendsten Bilder vorführt, die Blüthenzeit der Liebe. Zärtlicher, inniger, be-

glückender wird sie wohl späterhin; aber feuriger, muthiger, sehnsuchtsvoller und mehr in ihr Entzücken verloren als da, wo sich die ganze Fülle einer jugendlichen Einbildungskraft in sie ergießt, ist sie nie.

Die Eigenschaften, welche Liebe erwecken, sind geistig. Der Sinn vernimmt bloß ihre Erscheinungen und ihre Zeichen; sie selbst können nur von der Einbildungskraft gefaßt, und für die Empfindung des Herzens dargestellt werden. Das Auge haftet am Äußern, das Innere, was die Gemüther verknüpft, wird von ihm nicht einmal geahnet, geschweige denn verstanden. Die Gewalt der Liebe wohnt im Unsichtbaren, und fordert ein andres Organ, als dasjenige ist, durch welches das Sichtbare zu uns redet. Schon der sinnliche Reitz und die Grazie bedürfen der Hülfe der Phantasie, um ihre Wirkungen zu erreichen; wie viel mehr die sittlichen Eigenschaften der Geschlechtscharaktere, die den Bund der Liebe schließen! Durch Hülfe der Phantasie wird dir, in jener anmuthsvollen Gestalt, in jener zarten Bewegung und in jener lieblichen Sprache, das sanfte, milde, wohlwollende und geistreiche Wesen kund gethan, das dich zum Vollgenusse deines menschlichen Daseyns führt.

Die Phantasie leiht der Liebe die tausendfachen Formen, in welchen sie, ewig dieselbe, und doch immer neu, das Gemüth erfreut, und das Schönste des Lebens, in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit, entwickelt. Die verschiedenen Arten, wie die Liebe sich ausdrückt und mittheilt, die so viel zu ihrer Erhöhung und Belebung beitragen, sind die Schöpfungen einer vom Herzen begeisterten Phantasie. Was die Liebenden sich schon unzählige Mahle gesagt haben, weiß die Phantasie so zu gestalten, daß sie, so oft es wiederhohlt wird, etwas anders zu vernehmen glauben, und es mit einem gleichen Interesse hören. Was sie schon unzählige Mahle für einander thaten, thun sie unaufhörlich wieder auf eine andre Weise für einander, und fühlen darin jedes Mahl ihre Herzen stärker angezogen.

Die Liebe ist nie vollendet; mit dem Genusse ist stets Ahnung, Sehnsucht und Streben gepaart; ihre Aussichten verlieren sich in das Unendliche. So viel sie auch erfahren und genossen hat, so oft sie auch glaubte, es sey keine höhere Glückseligkeit möglich: sie hört doch nicht auf, zu hoffen, und die Zukunft mit neuen Träumen zu erfüllen. So viel sie auch dem Geliebten gewährte: sie will ihm immer noch mehr gewähren; was

noch nie da war, wird gesucht; was noch nie empfunden wurde, wird erwartet. Woher dieses Ahnden, Sehnen und Streben, wenn nicht von der Einbildungskraft, die darin das unendliche Wesen des Gemüthes nachbildet?

Die Einbildungskraft bewahrt dem Herzen das Bild des Geliebten. Sie setzt uns in den Stand, uns wonnevoll mit ihm zu beschäftigen, wenn er weit entfert ist, sie erfüllt die Einsamkeit des Liebenden mit tausend süßen Erinnerungen und freundlichen Träumen, mit Sorgen nnd Wünschen für den Geliebten, sie entwickelt hier zarte Gedanken, mahlt reitzende Situationen, entwirft angenehme Plane, verwebt die schönsten Züge des Geliebten immer mehr mit dem eignen Gemüthe, und wiegt das Herz in die sanftesten Empfindungen. So sichert sie nicht allein der Liebe eine immerwährende Dauer und ein immer frisches Leben, sondern gibt auch dem Einverständnisse eine Innigkeit, die es ohne das nicht haben würde. Nähme sich die Einbildungskraft der verlassenen Liebe nicht an: so würde sie eine lange Trennung schwerlich überleben; durch die Einbildungskraft aber geschieht es, daß die Entfernung selbst ein Mittel wird, die Liebe zu erhöhen, indem sie gewöhnlich nur die interessantesten Eigen-

schaften des Geliebten, und diese noch dazu idealisirt, vergegenwärtigt. Dem Adel der Liebe wird dadurch nichts benommen, denn auch zu allem andern, was in der menschlichen Natur herrlich ist, muß die Einbildungskraft mitwirken.

Die Einbildungskraft gehört selbst mit unter diejenigen Eigenschaften, durch welche ein andres Wesen uns Liebe einflößt. Sie entzündet in der männlichen Natur das Feuer, und belebt in der weiblichen die Sanftheit, die sich liebend suchen, und an einander anzuschließen wünschen. Ohne Einbildungskraft bleibt dem Manne nichts als der rechnende Verstand — und dem Weibe nichts als phlegmatische Ruhe von den Eigenthümlichkeiten der Geschlechtscharaktere übrig; beides aber erweckt keine Liebe. Das Geistreiche, was im männlichen Tiefsinne und im weiblichen Zartgefühle der Liebe so günstig ist, wird größten Theils von der Einbildungskraft hervorgebracht. Durch eine leichte, lebhafte und blühende Phantasie macht das Weib schon ein bedeutendes Glück beim männlichen Geschlechte, und gerne gesellen sich zu ihr andre weibliche Vorzüge, die den Eindruck verstärken. So ist auch auf der andern Seite, eine starke und küh-

ne Einbildungskraft für den Mann eine nicht geringe Empfehlung beim weiblichen Geschlechte.

Wenn die Dauer der Liebe im Herzen gegründet ist: so hängt die Stärke derselben von der Einbildungskraft ab. Die Stärke der Liebe zeigt sich in dem Muthe, womit sie sich Gefahren aussetzt, in den Aufopferungen und den Anstrengungen, wozu sie begeistert, in den Leiden, die sie für den Geliebten erduldet. Wenige Leidenschaften vermögen in dieser Hinsicht, was die Liebe vermag, ohne doch selbst Leidenschaft zu seyn; selbst der Ehrgeitz, eine der mächtigsten unter allen, wagt und leistet das kaum, was die Liebe wagt und leistet. Und vielleicht gibt es keine, welche die Furchtsamkeit so in Heldenkühnheit verwandelt, die Schwäche so zur Kraft stählt, die Weichlichkeit so zur Seelenstärke erhebt, wie die Liebe.

Die echte Liebe ist zwar selbst weder Leidenschaft noch Enthusiasmus; die Leidenschaft zerstört entweder ihren Gegenstand, oder sie verzehrt sich selbst; der Enthusiasmus gehört den süßen Jugendträumen, dem ersten unbestimmten Verlangen und der gereitzten feinern Sinnlichkeit.

Aber die Liebe kann den Enthusiasmus wecken, und sie muß es zuweilen, um ihre ganze Stärke zu zeigen, sie muß es, so oft etwas Ungewöhnliches gethan werden soll. Das entehrt sie eben so wenig, als es die Tugend entehrt, wenn sie den Enthusiasmus zu großen Thaten aufbiethet. Bei beiden verräth es schon eine edle Natur, daß sie einen so reinen und dabei doch so mächtigen Enthusiasmus erzeugen können. An allem Enthusiasmus aber hat die Phantasie den bedeutendsten Antheil; ihr allmächtiger Zauber, der Reichthum der großen rührenden und entzückenden Bilder, die sie in Einen Moment zusammen drängt, ist es, was die Seele befeuert.

Zärtliche Anhänglichkeit ist der Zustand, in welchem sich die Liebe am besten gefällt, und der ihrer Dauer, wie ihrem Glücke, am zuträglichsten ist; aber auch dieser muß die Einbildungskraft zu Hülfe kommen, damit sie immer interessant bleibe, und ihre angelegentlichsten Wünsche erfüllen könne. Sie will den Geliebten erfreuen; sie will Reitz und Abwechselung in das Leben bringen, und den Geliebten mit immer neuen Schöpfungen umgeben; wie kann sie das, wenn nicht eine zarte und dichterische Einbildungskraft ihr zur Seite geht? Welche Mannichfaltig-

keit und welche Fülle beseelt alle Mittheilungen der Liebe? wie sind ihre Äußerungen und ihre Gaben immer anders, und doch immer gleich wohlthuend und herzgewinnend? wie vieles weiß sie zu ersinnen und zu gestalten, wie viel Eigenes in das Gewöhnlichste, wie viel Herrliches in das Gemeinste zu verweben? welche Farben schimmern in den Kränzen, die sie windet? welche Düfte verbreiten die Blumen, die unter ihrer Pflege aufwachsen? wie reich ist jeder Tag der Liebe an ungekannter Glückseligkeit? muß ihr dazu nicht ein so unerschöpfliches Vermögen, als die Einbildungskraft ist, zu Gebothe stehen?

Wie sich die Liebe nicht ohne Hülfe der Einbildungskraft entwickelt, so wirkt sie auch belebend auf diese zurück; ja unter allen Kräften der Seele ist keine, die so sehr den Einfluß der Liebe erführe, als die Phantasie. Wo sie sich kaum zu regen schien, da facht die Liebe sie zur feurigen Begeisterung an, Köpfe, die sonst nichts als rechnen können, werden warm, so bald liebende Empfindungen im Herzen aufsteigen, die prosaischsten und trägsten Naturen lassen sich in Kraftsprüchen, Bildern, Hyperbeln und Versen vernehmen, wenn es der Angebetheten gilt. Besonders ist es der feineren Sinnlichkeit und dem liebenden Ge-

schmacke, wenn er zu einer gewissen Heftigkeit steigt, eigen, die Phantasie in Bewegung zu setzen. Sanfter und stiller zwar, aber doch nicht weniger mächtig wirkt die reine Liebe auf die Einbildungskraft. Die ganze Natur dünkt sie beseelt zu seyn, und ihre Empfindungen zu theilen; allem weiß sie ein eigenthümliches Interesse für ihre Stimmung abzugewinnen. Welche Lieder sind schöner als die, welche die Liebe singt? Wo jubeln die Töne der Freude lauter und reiner, wo klagt die Wehmuth rührender und weicher als in der Liebe?

Im Herzen muß gleichwohl die Liebe beginnen und gebildet werden, so daß die Phantasie nur ausspricht die Bedürfnisse des Herzens; denn die Herzen sollen ja sympathisiren. Wo das Herz nicht die Einbildungskraft anregt, da entsteht keine Liebe; die Einbildungskraft kann für sich allein nicht mehr als ein täuschendes Bild derselben hervorbringen, das sich bald in sein Nichts wieder auflöst.

Die exaltirten Gefühle, die für Liebe gehalten seyn wollen, sind gewöhnlich nichts anders, als Rausch der Phantasie. Die schöne Gestalt,

das gefällige Wesen, der sinnliche Reitz, oft auch einzelne Züge der Anmuth oder des innern Geschlechtscharakters setzen die Phantasie in Bewegung; sie läßt damit eine Menge dunkler Bilder, die mit liebenden Empfindungen in Verbindung stehen, zusammenfallen, oder sie vermischt, was sie findet, mit klaren Bildern andrer Treflichkeiten aus ihrem eignen Vorrathe, und bildet daraus ein Ganzes, das sie auf die Wirklichkeit überträgt, und zuletzt mit derselben verwechselt. So gewinnt sie ein Geschöpf, ausgerüstet mit allen Vorzügen, die ihm die Liebe des Individuums, welches nur nicht merkt, daß es darin sein eignes luftiges Werk liebt, erwerben können. Nichts ist natürlicher, als daß sich diese Täuschung auch des Herzens bemächtigt, welches sich ohnehin so gerne täuschen läßt. Gepriesen, angebethet und immer herrlicher ausgemahlt, immer höher gehoben bis zur Klarheit und Vollendung des Ideals wird das Wesen, das nirgends existirt; und das Gemüth verliert sich immer tiefer in den Rausch des Entzückens.

Aber schlimm ist dabei, daß ein solches Verhältniß fast allein einen geistigen Umgang gestattet, daß der Betrug sich immer mehr enthüllen muß, je näher man sich in der Wirklichkeit

kommt, und je besser man sich kennen lernt. Nur zu oft zeigt es sich da, daß die Gemüther, die so viel von einander träumten, gar nicht zu einander passen, oder sich wohl gar feindlich zurück stoßen. Die Einbildungskraft kann sich des Herzens eine Zeit lang bemächtigen, aber sie kann ihm keine dauerhafte Richtung geben.

Auf gleiche Weise entwickelt sich die schwärmerische Liebe, nur mit dem Unterschiede, daß die Phantasie hier noch mehr ins Geistige bildet. In den meisten Fällen ist die schwärmende Liebe ganz ein Produkt der Phantasie, und läßt, wenn diese ihr Spiel nicht weiter fortsetzen kann, nicht einmal eine Spur von liebender Empfindung zurück. Sie kann indeß auch aus den Anfängen einer echten Liebe entstehen, wenn man dabei der Einbildungskraft zu viel Einfluß gestattet. Entzückt, den Gegenstand gefunden zu haben, der dem lange und tief gefühlten Bedürfnisse des Herzens ganz zu entsprechen scheint, erfüllt von der Wonne des Anschließens, des Theilens und des gegenseitigen Beglückens, überläßt man sich dem süßen Zuge der Phantasie und ihren Götterträumen. Diese biethet ihr ganzes Vermögen auf, um den Geliebten mit allen Vorzügen auszustatten, die jene Wonne rechtfertigen und erhöhen

können; das Sinnliche wird vergeistigt, das Schöne idealisirt, das Beschränkte erweitert und in Freiheit gesetzt; Mängel werden bedeckt und vortheilhafte Eigenschaften hinzugedichtet. So ist denn bald das Wesen fertig, das, wenn es irgendwo vorhanden wäre, nicht geliebt, sondern angebethet werden müßte.

Dessen ist man sich auch wohl bewußt. So idealisch als der Geliebte, soll auch die Stimmung und das ganze Verhältniß seyn. Irdische Annäherung würde ein so reines Bündniß beflecken; hier schickt sich nur geistige Berührung. Ohne Organ sollen, in wunderbarer Sympathie, die Gedanken und Empfindungen von Einem zum andern gehen; im unsichtbaren aber wirklich physischen Ineinanderfließen der Herzen soll sich das Schöne zum Schönen, das Vortreffliche zum Vortrefflichen gesellen, und sich durch gegenseitiges Einwirken noch immer mehr läutern und zu höherer Vollkommenheit erheben.

Es ist einleuchtend, daß dieses schwärmende Wesen, weit entfernt, echte Liebe zu seyn, die, immer der Wahrheit und Natur getreu, den ganzen Menschen besitzt, für eine Verstimmung gehalten werden muß, welche die schöne Eintracht und den Frieden des Lebens zerstört, und wo sie

tiefere Wurzel faßt, den reinen Genuß, wie das freudige Thun und Streben der Liebe zuletzt unmöglich macht. Alles Überspannte vernichtet sich mit der Zeit, und dann ist es schwer, zu der Natur zurückzukehren, die man verlassen hat, und deren sanfte Regungen durch das exaltirte Wesen erstickt worden sind.

Dem jugendlichen Alter muß man kleine Anwandlungen solcher Schwärmerei nachsehen; die Stimmung dieses Alters und besonders die Lebhaftigkeit der Phantasie, die alles in eine verklärende Beleuchtung zieht, und die man oft nicht schwächen kann, ohne die Keime des Vortrefflichen zu tödten und die herrlichsten Triebfedern unwirksam zu machen, bringen sie mit sich. Jahre, Erfahrungen, kälteres Blut, genauere Verwickelung mit den Angelegenheiten der wirklichen Welt heilen sie gewöhnlich von selbst, und das Verhältniß, worein die Liebe zuletzt führt, verwandelt sie in besonnene, aber herzliche und dauerhafte Zärtlichkeit. Doch dürfen sie nicht über die Gränze schweifen, nicht zu heftig werden und zu lange dauern, wenn sie nicht eine Verschrobenheit des Kopfes und des Herzens hervorbringen sollen, die nie wieder in das rechte Ge-

leise kommt, und oft genug die traurigsten Verirrungen nach sich zieht.

Auch eine zu feurige Einbildungskraft ist der Liebe nachtheilig. Sie treibt die Empfindungen zu einer Höhe, auf welcher sie sich nicht behaupten können, sondern sich in ihrer eigenen Gluth verzehren müssen, um einer erstarrenden Kälte Platz zu machen; sie gibt dem Streben das Gewaltsame und Stürmische, das sich mit sanfter Zärtlichkeit nicht verträgt, und worin dieses Streben entweder sich selbst oder seinen Gegenstand zerstört. Gleichgültigkeit, Überdruß und Zerrüttung der physischen und geistigen Natur folgen dem brausenden Verlangen, dem berauschenden Genusse und der bald gestillten Lust auf dem Fuße nach. Die feurige Phantasie begünstigt weit mehr das Sinnliche als das Geistige in der Liebe, jenem theilt sie ihre Flamme mit, jenes hebt sie über dieses unnatürlich empor, weil sie in ihm die meiste Nahrung findet; so sinkt, was Anfangs schöne menschliche Stimmung war, immer mehr zum rohen Affecte herab. Es sind die unglücklichsten Menschen, denen das erloschene Feuer der frühern Jahre das Leben zum Ekel gemacht hat.

9.

Liebe und Tugend.

Liebe und Tugend sind in natürlicher Verwandschaft mit einander verbunden, beide sind von dem Bedürfnisse der Harmonie beseelt, beide sind in dem edlern Theile der menschlichen Natur gegründet, beide erwecken reine Freude. Die Tugend ist das Göttliche, die Liebe das Menschliche im Menschen; wo sie sich vereinigen, da wird ein genügendes Daseyn verlebt.

Die Liebe erzieht zur Tugend; aber sie setzt auch einen gewissen Grad derselben voraus. Die Tugend wird durch die Liebe sanfter, freundlicher und reicher an schönen Handlungen; aber in einem Herzen, das noch nicht durch den Geist der Tugend geregelt und gemildert ist, wird nie Liebe entstehen. Die Liebe bildet und gewöhnt zur Uneigennützigkeit; aber wo die Begierde noch ihre volle Gewalt hat, finden die zarten Regungen

der Liebe keinen Raum; ihre leisen Laute werden unter den tobenden Ausbrüchen der Leidenschaft nicht vernommen.

Die Umstände, unter welchen die Menschen aufwachsen, und die Eindrücke, welche sie empfangen, leisten größten Theils der Sinnlichkeit zu viel Vorschub, und verstärken die Triebe derselben zu sehr, als daß nicht die liebenden Neigungen von ihr entweder ganz verschlungen, oder doch verbildet werden sollten, wenn ihr nicht ein andres Prinzip entgegen gesetzt wird. Menschen, welche ganz unter ihrer Herrschaft stehen, kennen die Liebe nicht; sie kann ihnen nicht mehr seyn, als körperliche Lust, und nicht länger dauern, als diese gereitzt wird.

In einem freien und frohen Herzen will die Liebe wohnen; darum vermag nur die Tugend, ihr eine würdige Stätte zu bereiten. Wenige Dinge sind ihr so sehr zuwider, als der Ernst und die Mühseligkeit des Lebens, welches diejenigen führen, die in der Schätzung weltlicher Güter keine Gränzen kennen. Der Geitz, die Ehrbegierde und die sorgenvolle Geschäftigkeit, verengen das Gemüth; die Liebe strebt ins Weite. Jene beschränken die Seele auf einzelne Interessen, so daß sie nur für das Sinn hat, und in dem lebt,

was sich auf diese bezieht; die Liebe strebt ungefesselt zu walten, und das Leben zu genießen, wie es ihr gefällt; im fröhlichen Spiele, ohne Sorge und Mühe sind ihre Werke vollkommen. Nur die Tugend kann glückliche Unbefangenheit gegen Weltgüter einflößen; nur ihr sind die Grundsätze eigen, in deren Anwendung das Leben selbst über seinen einzelnen Zwecken nicht versäumt wird.

Die Tugend allein gibt dem Herzen Frieden. Voll Widersprüche und in ewigem Streite mit sich selbst ist das Herz, das die Tugend nicht gebildet hat; die Liebe aber gedeiht nicht anders, als in der stillen Eintracht der Seele, im ruhigen Gleichgewichte aller Kräfte. Sorgen kann die Liebe verscheuchen, aber nicht den innern Tadel über eigne Nichtswürdigkeit zum Schweigen bringen. Die Bitterkeit des Kummers kann sie lindern, die Wolken des Unmuthes zerstreuen, aber nicht den Stachel aus dem Gewissen ziehen. Unter rauschenden Lustbarkeiten verstummen seine Vorwürfe, aber in der Stille, welche die glückliche Liebe umgibt, werden sie lauter. Ihre Wonne kann nur von reinen Herzen rein empfunden werden. Das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit muß uns das Recht auf sie geben, und damit

den Muth, vor dem Geliebten zu erscheinen. Selbst der Verworfene fühlt es, daß er die Liebe entweihen würde, wenn er ihr seine Laster antragen wollte. Mehr als das Urtheil der ganzen Welt demüthigt der strafende Blick des Geliebten. Wir wagen es nicht, die kleinste Forderung bei ihm geltend zu machen, bis der beleidigte Genius der Tugend wieder ausgesöhnt ist; und wenn er gleich vergeben und vergessen hat, so mischt sich doch das Gefühl der Unwürde beschämend und verbitternd in alles, womit die Liebe erfreut.

Auch ist es nicht möglich, daß ein der Tugend entfremdetes Wesen je wahre Liebe finde. Bei beiden Geschlechtern sind die Eigenschaften, welche Liebe erwerben, selbst schon Tugenden; aber die Liebe begnügt sich nicht einmal damit, daß dieselben, als Gaben der Natur, da sind; sie verlangt auch, daß ein edler Sinn sie bewache, belebe, zu herrschenden Charakterzügen erhöhe, mit denjenigen vermehre, die sonst noch zu einer tugendhaften Denkart gehören, und sie gegen Verirrungen schütze; sie verlangt, daß die Tugend, als Gesinnung im Menschen herrsche. Eine un-

gezügelte Leidenschaft ist im Stande, die vereinigten Eindrücke der größten Vorzüge zu verdunkeln. Wer könnte ein geiziges, neidisches, verläumderisches, rachsüchtiges oder wollüstiges Weib lieben, wenn es auch übrigens alles Einnehmende hätte, was mit einer solchen Gemüthsbeschaffenheit nur irgend verträglich ist? Gewöhnlich sind die Spuren, die sie im Äußern zurückläßt, und die Verheerungen, die sie in der ganzen innern Stimmung anrichtet, so auffallend, daß schon deswegen das feine Gefühl nicht leicht davon angezogen wird. Sanfte Weiblichkeit suche man nicht bei dem leidenschaftlichen Weibe, selbst Schönheit und Anmuth wird man selten bei ihm antreffen, und nie ohne Entstellungen, die sich höchstens auf Augenblicke verbergen lassen. Mit dem Achtungswehrten verschwindet gewöhnlich auch das Liebenswürdige. Könnte dies indeß ohne jenes bestehen: so würden die widrigen Empfindungen, welche von den genannten und ähnlichen moralischen Fehlern hervorgebracht werden, doch viel zu lebhaft seyn, als daß irgend etwas andres sie zu überwiegen oder auszulöschen vermöchte.

Das Weib, in welchem eine ungeregelte Leidenschaft herrscht, sey wirklich im Übrigen eine Grazie, es bezaubre durch seine Sanftheit und

Ergebung, es entzücke durch einen hellen Verstand und schimmernden Witz: wir werden es bewundern, aber nie lieben; wir werden uns vielmehr von ihm wegwenden, mit Unwillen darüber, daß die Natur ihr herrliches Meisterstück so verderben läßt. Das Weib, das wir lieben sollen, muß die Forderungen des Herzens in jeder Rücksicht befriedigen, vorzüglich aber die Forderungen des sittlichen Gefühles; die innigste Verbindung ist aufgelöst, so bald etwas zum Vorschein kommt, was diese empfindlich beleidigt. Die Liebe ist überall mit der Vernunft einverstanden; sie kann nichts billigen als was vollkommen ist.

Zwar findet sich alles Menschliche mangelhaft; vollkommene Freiheit von sittlichen Gebrechen kann nur die überspannte Schwärmerei verlangen, die darum auch nie glücklich wird. Die Liebe ist duldsam; daß sie nachsehen, schonen und vergeben kann, ist ja ein bedeutender Theil ihrer Freude. Aber mit Recht verlangt sie, daß der Geliebte keine grobe Fehler an sich habe, keine solche, die von einem schlechten Herzen zeugen, die jedes schöne Verhältniß zerstören, und das gesunde Gefühl heftig empören; die Fehler des Geliebten dürfen weder Laster noch unverbesserlich seyn. Das demüthigende Bewußtseyn, das redliche Geständ-

niß, und das Bestreben sie abzulegen, muß uns einiger Maßen mit ihnen aussöhnen.

Die liebende Neigung, welche lasterhafte Weiber wohl erwecken, ist nichts als Sinnlichkeit, und gewöhnlich Sinnlichkeit von der gröbsten Art. Geselliges Talent, ein lebhafter Geist, ein heitres angenehmes Wesen, körperliche Vorzüge, ein feuriges Auge, ein leichter Anstand, Reitz für den Sinn oder für die Phantasie, Gewandtheit in den Künsten der Buhlerei, das sind die Eigenschaften, wodurch sie die Herzen solcher Männer gefangen nehmen, die bloß für diese Empfänglichkeit haben. Solche Männer finden auch leicht hier ihre Rechnung, da es ihnen an moralischem Sinne fehlt, um durch häßliche Eigenschaften des Gemüths zurückgestoßen zu werden, und sie überdem nichts fordern, wobei ihnen diese hinderlich seyn könnten. Ihr ganzes Bedürfniß ist auf Unterhaltung oder gemeinen Genuß berechnet; sie kommen dem Gegenstande ihrer Zuneigung nie so nahe, daß sie Ansprüche an den sittlichen Charakter desselben zu machen hätten. Bei rohen Wüstlingen sind oft die Ausschweifungen der Weiber eine nicht geringe Empfehlung, vorzüglich wenn in ihnen noch ein gewisser Anstand beobachtet wird. Es darf uns nicht wundern,

den entnervten Sclaven der Begierde in den Armen eines üppigen und zügellosen Weibes zu finden; er ist keines Bessern werth, und es ist der Wollust eigen, daß sie sich zuletzt an Geschöpfe hängt, die sich durch ihre physische und moralische Ekelhaftigkeit auszeichnen. Dies verdient indeß kaum bemerkt zu werden, wo von echter Liebe die Rede ist.

Die Frauen scheinen den Männern darin mehr nachzusehen, und an ihren Geliebten Fehler zu dulden, die wir ihnen nicht zu Gute halten würden. Diese Nachsicht zeigt sich besonders dann, wenn die Fehler des Geliebten das Wohlwollen und die Herzensgüte nicht ausschließen, wenn sie mehr der Sitte als dem Gemüthe angehören, wenn in ihnen etwas Kühnes, Kräftiges und Festes ist, das den männlichen Charakter stark ausspricht, wo sie denn wohl zu großer Empfehlung gereichen, wenn sich mit ihnen Aufmerksamkeit auf das weibliche Geschlecht, Zartgefühl und Innigkeit verbindet, oder wenn glänzende Tugenden für sie gewisser Maßen schadlos halten. Der Leichtsinn und die Schwäche des weiblichen Herzens machen, daß sie es, wenn dieses gefesselt ist, mit manchem so genau nicht nehmen, und der Macht der Liebe vertrauen, sie

werde den Geliebten, wenn sie ihn einmal besitzen, leicht auf andre Wege bringen.

Zwar sind die Frauen gegen keine Art der Unsittlichkeit im liebenden Verhältnisse gleichgültig; das gestattet ihr lebhaftes und zartes moralisches Gefühl nicht; aber die innigere Liebe und die Güte bedecken viele Fehler; die Gebrechen des Mannes stellen sich ihnen nicht so grell und häßlich dar, und er hat überdem noch kräftige und warme Fürsprecher genug. Der Mann kann neben bedeutenden Fehlern, auf der andern Seite, noch weit mehr besitzen, was ihn dem weiblichen Herzen empfiehlt, während die Fehler des Weibes gewöhnlich seine ganze Weiblichkeit zerstören.

Indeß gibt es auch Fehler, die das Weib dem Manne nicht nachsieht, den es lieben soll. Welch ein Geschöpf müßte es seyn, das sich einem rohen, geitzigen, tückischen, ränkevollen, niederträchtigen oder charakterlosen Manne ergeben könnte! Ein solches dürfte wenigstens, in den Angelegenheiten echter Liebe, nicht als beweisendes Beispiel aufgeführt werden. Mit je größerm Zutrauen sich das Weib in die Arme des Mannes wirft: desto stärker ist auch sein Abscheu, wenn es durch ein schlechtes Herz betrogen wird.

Unverkennbar ist der Einfluß der Tugend auf die Liebe in der Verstärkung der letztern. Die Tugend läutert und verherrlicht jeden Zug echter Weiblichkeit; sie gibt der Schönheit Glanz, der Grazie Leben; und alles, was das Herz anzieht, wird durch sie weiter ausgebildet. Nie ist die Anmuth rührender, als wenn das Licht der Unschuld sie umschimmert; nie ist die Zärtlichkeit so geschäftig, so unermüdet und so reich beglückend, als wenn das Wohlwollen einer tugendhaften Seele sich zu ihr gesellt. Sollte der Mann das Weib nicht inniger an seine Brust schließen, wenn bewährte Grundsätze das Herz desselben unbefleckt erhielten, wenn strenge Wachsamkeit über sich selbst und gewissenhafte Aufmerksamkeit auf die Regel des Guten in seinem Gemüthe, demselben das erwarben und sichern, was der Schmuck der Weiblichkeit und das Glück der Liebe ist? Sollte das Weib nicht inniger sich dem Manne ergeben, wenn er sich eben so sehr durch Rechtschaffenheit und Großmuth als durch Kraft und Entschlossenheit auszeichnet? Sollte es nicht freudiger ihm vertrauen, wenn es Treue gegen die Überzeugung, Achtung gegen die Pflicht, unwandelbare Festigkeit in der Erfüllung derselben, wenn es Mäßigung und Stärke der Seele an

ihm wahrnimmt? Mit edelm Stolze sieht es auf einen solchen hin; von ihm erwartet es beständige Liebe; sein sittlicher Charakter leistet ihm für alles Bürgschaft, woran es sonst noch zweifeln möchte. Es gewährt ihm namenloses Entzücken, sich sagen zu können: der, den ich liebe, ist nicht nur der Liebenswürdigste, sondern auch der Beste.

Tugend, für sich allein, erweckt noch keine Liebe. Gegen den Tugendhaften, der unser Herz nicht sonst zu interessiren weiß, empfinden wir wohl Achtung; und diese kann nach und nach in inniges Wohlwollen, in das Bestreben, uns ihm gefällig zu machen, und ihm zur Freude zu leben, übergehen; aber die Zärtlichkeit der Liebe wird hier nicht erreicht; denn die Achtung hat an sich immer einige Entfernung zur Folge. Gleichwohl muß jede Liebe, die mehr seyn soll, als ein flüchtiger Rausch, von derjenigen Achtung, welche sich auf die moralische Würde der Individuen bezieht, ausgehen; Menschen, die einander nicht achten können, können auch einander nicht lieben. Die Bündnisse der Liebe, wie sie gewöhnlich gefunden werden, zerfallen unvermeidlich, wenn nicht gegenseitige Achtung sie zusammenhält. Diese Achtung darf zwar nicht die Innigkeit des Anschließens und der Ergebung schwächen, aber sie

soll wachen, daß alles Gemeine entfernt, und das Edle unverletzt bleibe. In der vollkommenen Liebe bedarf es derselben in dieser Hinsicht nicht mehr, denn sie beschützt sich selbst; indeß liegt ihr doch Achtung zum Grunde, die sich, wie die Liebe stärker wird, immer mehr in den Charakter der letztern auflöst. Wenn Liebende auch das eigenthümliche Gefühl der Achtung nicht mehr haben, so sind sie doch beide achtungswerth, und sie würden sich achten, wenn sie sich weniger herlich liebten. Je lebhafter sie sich dessen bewußt sind: desto höher und reiner ist die Wonne der Liebe.

Für die Liebe ohne Tugend sind vielfache und große Verirrungen zu besorgen, welche auch selten vermieden werden. Freilich die vollkommne, reine, zartfühlende Liebe verirrt sich nicht; aber diese ist selten unter den Menschen, und wo sie ist, da verdankt sie ihre Vollkommenheit, ihre Reinheit und ihr Zartgefühl der Mitwirkung der Tugend. Die unvollkommne Liebe ist immer in Gefahr zu erkalten, der Hang des Menschen zum Wechsel, wahrgenommene Gebrechen, die höhern Vorzüge eines andern Wesens vertilgen sie leicht, wenn nicht die Grundsätze der Tugend da noch die Treue bewahren, wo die Neigung schon im Begriffe steht, sie zu verlassen. Geschähe dieses

indeß auch nicht: so wird eine solche Liebe, wenn die Tugend von ihr weicht, bald sich unordentlichen Aufwallungen überlassen, und ihr schönes Gleichgewicht verlieren, bald in Leidenschaft ausbrechen, und sich dann selbst verzehren, bald der Eitelkeit und der Selbstsucht zu viel Raum geben, und Ansprüche machen, von denen sie nichts wissen soll, bald sich zu sehr der sinnlichen Lust ergeben, und immer tiefer zur rohen Begierde herabsinken. Die Tugend mäßigt und verschönert die Empfindungen der Liebe; sie sichert ihr Dauer und immer gleiche Wonne, und bringt sie mit den übrigen Verhältnissen der menschlichen Natur in Übereinstimmung.

Endlich wird die Liebe auch durch die Tugend veredelt. Die Tugend theilt ihr einen höheren Geist und eine höhere Richtung mit. Die Verbindungen, welche die Liebe schließt, sind schön; sie sind zugleich rührend und erhebend, wenn die Tugend ihren Segen dazu sprach. Nichts kann sie dann zerstören, ihnen ist das Siegel der Ewigkeit aufgedrückt; zu dem Bestreben, einander zu beglücken, gesellt sich das Bestreben, einander zu bilden und zu vervollkommnen; alles, was den Liebenden Freude gibt, befestigt sie auch im Guten; sie theilen einander ihre bessern Ei-

genschaften mit; sie errinnern und belehren sich gegenseitig; sie sagen sich ihre Fehler, und muntern einander auf; sie fassen ihre Vorsätze gemeinschaftlich, und der Werth, den Einer auf den Beifall des Andern setzt, der Wunsch, von ihm immer mehr geliebt zu werden, ist ihm ein neuer kräftiger Antrieb, sie zu halten. So gedeiht bei ihnen, im freudigen Genusse des Schönen, alles Vortreffliche herrlich.

Wo sich Liebe und Tugend mit einander vereinigen, da gehen sie leicht in eine religiöse Stimmung über. In beiden hat das Gemüth schon eine Richtung nach dem Unsichtbaren hin, die durch ihre Vereinigung verstärkt werden muß, indem die Tugend der Liebe ihren überirdischen Charakter, die Liebe der Tugend ihr warmes Leben und ihren innigen Erguß mittheilt. Die Tugend bedarf eines höchsten Wesens, das sie, als Ziel ihres Strebens und als Vorbild dessen, was sie selbst seyn soll, verehre, dem sie sich mit allen ihren Angelegenheiten anvertraue, von dem ihr Kraft komme zu den schweren Kämpfen, und unter dessen Leitung sie hoffen könne, ihr Ziel zu erreichen; die Tugend glaubt an Gott weil sie

Göttliches in sich hat. Leichter aber ergibt sie sich diesem Wesen, gefühlvoller wird ihre Verehrung, fester ihr Vertrauen, stärker die fromme Resignation und das seelige Hoffen, wenn die Liebe das Herz vom Sinnlichen einiger Maßen entfesselt, von der Selbstsucht geläutert, und es mit Ahnungen und Wünschen erfüllt hat, die über das Sichtbare hinaus gehen. Die Liebe bedarf des unsichtbaren immer nahen Freundes, um ihm ihre süßen Geheimnisse zu offenbaren, und ihm für die Wonne des beglückten Daseyns zu danken. Die stille Freude zieht zu Gott hin; scheint sie doch selbst aus einer unerschöpflichen Güte hervorzuströmen. Weil die Herzen durch das Band des Vortrefflichen mit einander vereint sind, darum ist in ihnen ein unaufhörliches Sehnen nach Vereinigung mit dem Vortrefflichen. Die reine Liebe ist frohes Unsterblichkeitsgefühl, Versicherung eines ewigen Daseyns und eines ewigen Besitzes. Bei jedem neuen Beweise der Liebe, den Liebende einander geben, bei jedem neuen Gefühl dessen, was sie an einander haben; bei jedem neuen Geständniß, das sie einander thun, richten sich in stiller Rührung Augen und Herz gen Himmel.

Die schon vorhandene religiöse Stimmung

des Gemüthes wird nicht allein belebt, sondern nimmt auch einen sanftern Charakter an, wenn sich die Liebe mit ihr vereinigt; die süßen Gefühle der Liebe verschmelzen sich mit den erhabenen Empfindungen, welche die Religion einflößt; so entsteht größere Innigkeit, mannichfaltiges Bewegtseyn des Herzens, genauere Befreundung des Unsichtbaren mit dem Leben und Aufregung aller Kräfte durch dasselbe. Vorzüglich ist die Liebe zu einem edeln menschlichen Wesen geeignet, den Übergang der religiösen Verehrung in religiöse Liebe zu befördern. Nicht selten erlangt freilich dadurch die Religiosität einen Anstrich von Schwärmerei; aber diese Schwärmerei ist nicht jene überspannte, sinnliche, wilde und phantastische, welche die Gesinnung verunreinigt, die moralischen Triebfedern schwächt, und die Angelegenheiten des Lebens verwirrt; sie ist höhere, von einem heiligen Geiste beseelte, von echter Religiosität durchdrungene, von den zartesten Gefühlen gepflegte Schwärmerei, welche das Unsichtbare dem Herzen näher bringt, ohne ihm von seiner Majestät etwas zu rauben — eine Schwärmerei, die man der menschlichen Schwäche wohl nachsehen mag, weil sie liebenswürdiger und besser macht.

Durch ihren Zusammenhang mit der Phan-

tasie ist die Liebe überhaupt zur Schwärmerei sehr geneigt, und besonders zeigt sich das bei den Frauen, weil ihre Phantasie lebhafter und beweglicher, ihr Gefühl inniger ist. Die ersten Bewegungen der Liebe verlieren sich immer in das Reich dunkler Empfindungen; hier wird die Phantasie von ihnen angeregt, das Leben mit freundlichen Träumen zu bevölkern; das Verhältniß der Liebenden selbst und alle ihre Angelegenheiten, alles, was mit ihnen in Berührung kommt, gestaltet sich in die Bildungen aus, welche der jedesmaligen Stimmung angemessen sind. Ist es zu verwundern, daß sich die Phantasie auch an religiöse Ideen wendet, die zur Liebe in so vielfacher Beziehung stehen, die sich den Gefühlen der Liebe so leicht anschmiegen, und in ihren Geheimnissen der Schwärmerei selbst einen so reichen Stoff anbiethen? Ist es zu verwundern, daß die Liebe an Wesen einer andern Welt ihre Bedürfnisse und Neigungen knüpft, daß sie jene Welt selbst zu sich hinabzuziehen sucht, und die Wonne derselben in ihrer eignen zu genießen glaubt? Je nachdem nun hieran die Sinnlichkeit weniger oder mehr Antheil hat, je nachdem die Phantasie mit weniger oder mehr Kühnheit verfährt, entsteht daraus weniger oder mehr eigentliche Schwärme-

rei. Feurig und ausschweifend kann sich dieselbe aber nur im Anfange der Liebe zeigen; sie wird immer sanfter und feiner, in dem Maße, wie sich die Liebe der stillen Zärtlichkeit nähert, doch verschwindet sie bei Menschen von reitzbarer Phantasie nie ganz. Im Anfange der Liebe sind die Menschen fast alle Schwärmer, vorzüglich die Mädchen.

Die religiöse Schwärmerei der Liebe verdient indeß nur in so fern den Namen einer wirklich religiösen Stimmung, und kann nur in so fern für unschädlich gehalten werden, als ihr eine, von der Liebe unabhängige echt religiöse Verfassung des Gemüthes zum Grunde liegt, und diese nicht von der Phantasie entweiht oder verunstaltet wird. Es gibt noch eine religiöse Schwärmerei andrer Art, welche, zwar nicht aus der Liebe selbst, aber doch aus Gefühlen und Bedürfnissen, die der Liebe angehören, und an welchen immer die Sinnlichkeit den größten Antheil hat, entspringt. Die unbefriedigte Sehnsucht sucht in der Verbindung mit höhern Wesen, oder gar mit der Gottheit selbst, was sie auf Erden nicht gefunden hat; mit diesen Wesen will sie sympathisiren, wie sie mit dem irdischen Geliebten sympathisiren würde, wenn nur einer da wä-

re. Die Phantasie bedient sich der unbeschränkten Freiheit, die ihr vergönnt ist, jene Wesen mit allen Eigenschaften auszustatten, die zu einer solchen Sympathie nach den besondern Bedürfnissen des Herzens erforderlich sind. Die Liebe zu dem unsichtbaren Freunde ist in den Gemüthern, die von solcher Schwärmerei ergriffen sind, in der That nichts andres als sublimirte Geschlechtsliebe, ohne jedoch als solche sich selbst klar zu werden; die religiöse Gemeinschaft, von der sie träumen, ist in der That nichts anders, als ein, durch die höhere Natur des Gegenstandes, verfeinertes Liebesverständniß. Oft zieht auch das lüsterne Herz diesen Gegenstand zu sich selbst hinab, und dann wird der geistige Verkehr der Gedanken und Empfindungen sinnlicher Genuß, der sich über seine Natur täuscht.

Das ist das Wesen eines gewissen mystischen Pietismus, den man so häufig unter dem weiblichen Geschlechte antrifft, wo ihn die eigenthümliche Lage desselben in der Gesellschaft, welche diesem Geschlechte so oft die Befriedigung des süßesten Wunsches versagt, und die größere Disposition zur Liebe, verbunden mit dem größern Hange zur Schwärmerei, vorzüglich begünstigt. Daß derselbe nicht Religion ist, davon überzeugt

man sich bald, wenn man ihn näher ins Auge faßt. Er ist nicht überall in gleichem Maße wohllüstig; es können sich echt religiöse Regungen des Gemüthes mit ihm vereinigen; und dann kann er sich, durch sorgfältige Bildung des sittlichen und religiösen Gefühles, zur Religiosität läutern. Aber sich selbst überlassen bleibt er sehr gefährlich; er bedarf gewöhnlich nur des Reitzes und der Gelegenheit, um sich ganz als das zu zeigen, was er ist, und selbst in rohe Begierden auszubrechen. Daher man auch die Bemerkung gemacht hat, daß schwärmerische Frauen unter allen am meisten verführbar sind. Mit Unrecht würde man das aus der Verwandtschaft der Andacht und Liebe erklären; die sinnliche Natur dieser Schwärmerei allein ist die Ursache davon.

Die Religiosität wirkt auch wieder verschönernd zurück auf die Liebe. Sie beschützt die Reinheit derselben mächtiger als die bloße Tugend; sie heiligt ihre Freuden; sie verknüpft sie mit erhabenen Gedanken und Gefühlen; sie lehrt ihre Leiden geduldiger tragen, und das Beschwerliche muthvoller überstehen; sie gibt dem Umgange der Liebenden eine sanfte Stille und eine heitre Mil-

de, die sie gegen Überdruß sicher stellen; sie macht ihre Gedanken mannichfaltiger und ihre Mittheilungen interessanter, und verleiht der Seele eine Stimmung, worin sie die Wonne der Liebe reiner und stärker empfindet, als es sonst möglich wäre. In dieser Stimmnng wissen die, die sich lieben, daß ihr Bund für die Ewigkeit geschlossen ist.

Echte Religiosität kann die Liebe nicht verdammen, die ihr so viel Nahrung gibt, und mit ihr aus einer so edlen Quelle entspringt. Nur jene finstre und heuchlerische, welche die Phantasie melancholischer oder herrschsüchtiger Menschen ausgebrütet hat, verdammt sie, und mit ihr noch sonst viel Vortreffliches im Menschen, um sich dafür in der heimlichen oder öffentlichen Befriedigung grober Begierden schadlos zu halten. Doch sie bleibe der Finsterniß, die sie erzeugte.

10.

Liebe und Verliebtheit.

Wir unterscheiden von der Liebe noch zwei Erscheinungen, das verliebte Wesen und das Verliebtseyn, die wir beide unter dem Namen der Verliebtheit zusammen fassen. Diese Erscheinungen sind allerdings der Liebe verwandt, liebende Empfindungen sind in ihnen rege; aber die Liebe ist weder rein noch vollständig in ihnen, daher sind die meisten Äußerungen derselben der Liebe fremd, und es heißt die letztere herabwürdigen, wenn man sie mit Verliebtheit verwechselt.

Das Wort Verliebtheit deutet immer auf etwas hin, das entweder verächtlich oder lächerlich ist. Wir wollen jede dieser Erscheinungen für sich betrachten. In Beziehung auf das verliebte Wesen sagt man: jemand sey ein verliebter Mensch, in Beziehung auf das

Verliebtseyn sagt man: jemand sey in dieses Individuum verliebt, oder auch er habe sich verliebt.

Das verliebte Wesen kündigt sich an, als bleibenden Zustand. In ihm ist der Antheil, den die Sinnlichkeit an der Liebe hat, das Hervorstechende. Gleichwohl heißt uns der rohe Wohllüstling so wenig verliebt, als wir es wagen, sein Streben Liebe zu nennen; mit Liebe und liebende Empfindungen hat es gar nichts gemein. Die Sinnlichkeit hat im verliebten Wesen fast immer von den bessern Bedürfnissen des Herzens etwas zu sich genommen, und wenn sie dieses nicht hat, so erscheint sie doch nie anders, als von der Phantasie entweder verschleiert, oder vergeistigt.

Das verliebte Wesen ist starke Disposition zur Liebe, die sich noch nicht fixirt hat; es besteht in charakterlosen Gefühlen der Liebe. Der Verliebte weiß eigentlich selbst nicht, wie er mit sich daran ist, immer ist Unruhe, Sehnsucht, Leerheitsgefühl in seinem Herzen, es ist ihm zuweilen, als ob er sich selbst nicht ganz besäße; aber was ihm fehlt, vermag er selten anzugeben. In der Gesellschaft von Personen des andern Geschlechtes wird es ihm besser, da scheint ihn zuweilen etwas von Befriedigung anzuwandeln;

aber das dauert nur so lange, bis er wieder sich selbst überlassen ist. Unter mehrern findet er zwar die Eine schöner, oder geistreicher, oder sanfter, oder gefälliger in ihrem Benehmen; aber sein Herz macht diesen Unterschied nicht. Keine läßt ihn ganz kalt; aber keine flößt ihm auch ein sehr lebhaftes Interesse ein; zieht ihn auch Eine etwas stärker an, so wird sie ihn darum doch nicht fesseln. Möchte er sich jetzt lieber von dieser hinhalten lassen, so wird er ein andres Mal einer andern den Vorzug geben; am Ende möchte er sie gerne alle haben. Und was denn mit ihnen anfangen? — Was andres, als mit ihnen tändeln, ihnen Süßigkeiten sagen, von ihnen träumen, Gedichte an sie machen, sich an ihrer Rede ergötzen, sich in ihrem Anschauen berauschen, Blicke und Küsse wechseln, zuweilen auch etwas Solideres, was er noch keine Lust hat, sich zu gestehen. Alles kommt darauf an, wie sinnlich oder wie romantisch jemand gestimmt ist, und wie dringend die Forderungen der Natur sind.

Oft entsteht das verliebte Wesen aus den **ersten dunkeln Regungen des Bedürfnisses, sich an ein Wesen des andern Geschlechts liebend anzuschließen.** Dieses Bedürfniß wird da, wo es sich noch nicht hin-

länglich entwickelt, und in die besondern Forderungen des Herzens ausgestaltet hat, zwar lebhaft, aber nur als unbestimmte Sehnsucht empfunden. Der Neuling in der Welt der Gefühle, wird, wenn er mit dem andern Geschlechte in nähere Berührung tritt, bald gewahr, daß er von demselben etwas für sein Herz zu erwarten habe; es werden mancherlei Neigungen, die der allgemeinen Geschlechtssympathie angehören, in ihm angesprochen. Diese würden sich zur Liebe bilden, wenn das Herz erst recht zur Sprache kommen könnte, oder wenn sich ein Gegenstand fände, der im Stande wäre, jenen Neigungen eine entschiedene Richtung zu geben. So lange dieses nicht der Fall ist, überläßt man sich dem süßen Zuge der Neigung, wohin er gerade führt, und alles ist willkommen, was die erwachte Neigung nur einiger Maßen beschäftigen kann. Je mehr nun der gröbere Trieb an dieser Erscheinung Antheil hat, mit desto größerer Heftigkeit wird sich auch die Neigung zum andern Geschlechte offenbaren, und desto schwerer wird sie in Neigung zu einem bestimmten Individuum übergehen.

Menschen, in welchen das verliebte Wesen auf diese Weise entstanden ist, können noch von

der Krankheit geheilt werden, wenn sie nicht in die Hände listiger und verbuhlter Weiber fallen, die das Schwanken ihrer Neigungen, zu ihrem eignen Vortheile zu unterhalten wissen. Charakterlose Menschen lernen indeß nie ihr Herz verstehen, weil an demselben nichts zu verstehen ist, ihre Neigungen bekommen nie eine entschiedene Richtung, weil die Disposition im Gemüthe dazu fehlt. Mögen sie noch so bekannt mit sich selbst werden: sie werden nie sagen können, wie das Wesen beschaffen seyn müsse, daß sie lieben sollen, und nie wird ihnen ein Wesen begegnen, das im Stande wäre ihr Herz zu besitzen, weil dasselbe an nichts festgehalten werden kann. Das allgemeine Bedürfniß der Liebe, das auch sie empfinden, muß, wenn es nicht gar zu schwach ist, in verliebtes Wesen ausschlagen; höchstens können es solche Menschen dazu bringen, daß sie sich zuweilen in sinnlichen Gelüsten auf einige Tage verlieben.

Oft ist auch das verliebte Wesen die Folge der Weichlichkeit. Weichliche Menschen sind unfähig, sich angelegentlich und dauerhaft zu interessiren, und wenn ja etwas in ihnen aufkommen könnte, was ernstlicher gemeint wäre, so arbeiten sie demselben entgegen. Ihre Sinne und

ihre Phantasie wollen gekitzelt, aber nicht angestrengt seyn; nur was in leidender Hingebung genossen werden kann, vergnügt sie. Was tief in das Herz greift, was lebhaftere Empfindungen weckt, was das Herz inniger beschäftigt und die Kräfte des innersten Lebens in Anspruch nimmt, kann nicht anders, als ihnen zuwider seyn. Der Weichling wird in Ansehung der Liebe nie etwas anders als verliebtes Wesen zeigen. Seine Verliebtheit ist Schwelgerei, er hängt sich an die Weiber, weil sie ihm Empfindungen geben, die ihm wohlthun, ohne ihm etwas zu kosten, die ihn berauschen, ohne ihn anzustrengen, oder zu ermüden. So eilt er dann von der Einen zur andern, und fühlt sich überall angenehm hingehalten. Da es ihm indeß unmöglich ist, sich selbst Gewalt anzuthun, so kann es ihm wohl begegnen, daß zuweilen ein Eindruck etwas tiefer geht, und, von der Einbildungskraft festgehalten und verstärkt, das Herz in Flammen setzt. Aber auch das hat nicht viel zu bedeuten; die Flammen lassen sich leicht löschen.

Das verliebte Wesen des Weichlings ist in einem hohen Grade sinnlich. Üppigkeit und Fülle des weiblichen Körperbaues haben für dasselbe den größten Reitz. Interessirt sich der Verliebte über-

dem noch für etwas Andres, wie etwa Schönheit, Witz, angenehme Unterhaltung: so ist es doch vornehmlich sinnliche Lust, was er davon erwartet. Wo er etwas der Art findet, da wirkt es unwiderstehlich auf das, was er sein Herz nennt. Er kann nicht leben ohne eingebildete oder wirkliche Liebesverständnisse; nichts gewährt ihm so viel Nahrung für seine kranke Reitzbarkeit. Die Symptome der gröbern Begierde sind hier nicht selten, und bei den meisten mag diese wohl immer im Hintergrunde lauschen.

Etwas ätherischer, aber nicht weniger connex mit der Sinnlichkeit, ist das empfindelnde verliebte Wesen. Dieses hat es gewöhnlich bloß mit den Geschöpfen der Einbildungskraft zu thun, denen es alle Gestalten leiht, welche das Wohlgefallen anziehen können; und verfällt es auf Gegenstände in der Wirklichkeit, so verlangt es von ihnen nicht mehr, als daß sie die Phantasie in Liebesträumen romantisch stimmen. Der Empfindelnde lebt immer in einer idealischen Welt; er ist entweder in kranker Reitzbarkeit überspannt, oder er affectirt so lange, alles ungewöhnlicher zu nehmen, und von allem geistiger und tiefer gerührt zu werden als andre Menschen, bis er es endlich erkünstelt hat. Empfindungen sind ihm

Spielwerke; sie beschäftigen ihn um so angenehmer, je mehr sich in ihnen Lebhaftigkeit und Sanftheit, Frohes und Wehmüthiges vermischen. Darum sind ihm diejenigen, welche die allgemeine Geschlechtssympathie erzeugt, vorzüglich willkommen; in ihnen findet er, was die Phantasie am süßesten berauscht; darum vermeidet er aber auch, aus ihnen Ernst zu machen; sie können ihn nicht anders als in Träumen entzücken. Dabei ist er sehr genügsam; er verlangt nicht mehr, als sich an den Bildern seiner Phantasie zu ergötzen, und ist unaussprechlich glücklich, diese auf wirkliche Wesen übertragen zu können; solche Wesen finden denn auch in großer Anzahl in seinem Herzen Raum genug; jedes leidliche Mädchen ist ihm ein Engel, und in Engel darf man sich nicht ernstlich verlieben.

Beim männlichen Geschlechte wird das verliebte Wesen, wenn es nicht bei Zeiten eine vernünftige Richtung bekommt, zur beinahe unheilbaren Narrheit. Männer, die von ihm angesteckt sind, scheinen zuweilen allen Verstand, allen Geschmack und alles Schicklichkeitsgefühl verloren zu haben. Es äußert sich in allen nur möglichen

Faseleien; die bizarre Rittergalanterie, die süße Luftigkeit unsrer Elegants und die albernen Anstrengungen unsrer alten Gecken sind seine Kinder. Die Liebe vergißt sich nicht, sie bleibt immer mit der Vernunft im Einverständniß; das verliebte Wesen ist selten bei Sinnen, es dünkt sich um so mehr, je abgeschmackter es sich benimmt. In der Liebe wird Würde behauptet; sie ist selbst voll Würde; der Verliebte stellt sich so ungebährdig, als sein verrenktes Gemüth ihn anleitet; er erniedrigt sich zu den unsinnigsten Schmeicheleien; die Frauen haben ihn zum Besten, sie bedienen sich des schmachtenden Sclaven nach Herzenslust, sie machen aus ihm, was ihnen gefällt; und das einzige Interesse, was er für die Klügern unter ihnen besitzt, ist, daß er ihnen zu lachen gibt. Dem Charakter des Mannes raubt das verliebte Wesen alles Kräftige, Selbstständige und Feste. Es erstickt jeden großen Gedanken und jedes tiefe Gefühl, und macht immer unfähiger zu ernstem und bedeutungsvollem Beginnen. Der verliebte Mann wird weibisch im verächtlichsten Sinne des Wortes.

Bei den Frauen findet sich das verliebte Wesen weit häufiger; denn, da sie sich nicht selbst antragen dürfen, so schlägt die lebhafte Dispoſi-

tion zur Liebe, wenn sie sich nicht zum bestimmten Bedürfnisse der Sympathie ausgebildet hat, immer in verliebtes Wesen über, während die Männer dem noch dadurch vorbeugen können, daß sie sich dem Weibe ergeben, welches ihnen am meisten gefällt. In den tiefern Gemüthern der Frauen entsteht Verehrung eines Ideales; die weniger tiefen, aber innigen verlieben sich; die flachen sind überhaupt verliebt. Das weibliche verliebte Wesen ist Sehnsucht, ein dunkles Liebesbedürfniß zu befriedigen, und erzeugt gewöhnlich die weibliche Koketterie. Wenn das liebende Weib nur auf den sieht, der seinem Herzen vermählt ist: so begnügt sich das verliebte damit, einen Liebhaber zu besitzen, der nicht ganz häßlich und nicht gleichgültig gegen seine Reitze ist; schmeichelt er den Sinnen, befriedigt er die Eitelkeit, erwiedert er seine Liebkosungen, dann sind seine Ansprüche erfüllt, an das Herz wird nicht weiter gedacht. Das liebende Weib kennt nur Einen Gegenstand seiner Sehnsucht, und unter allen hat es allein für diesen Einzigen liebenden Sinn; das verliebte betrachtet das ganze männliche Geschlecht als einen Inbegriff herrenloser Sachen, wovon man so viel als möglich in sein Eigenthum müsse zu verwandeln suchen. Je

mehr es an sich bringen kann, desto besser sieht es sich versorgt; die Zahl seiner Liebhaber entscheidet über sein Glück. Wird der Eine oder andre untreu, so bleibt es doch gedeckt; finden sich bei dem Einen oder andern Hindernisse, es braucht sich nicht darüber zu grämen, denn es hat ihrer doch noch genug. Sind sie ihm alle gesichert: dann kann es den schönsten oder den besten wählen, oder sie auch wohl alle behalten, um mit seinen Empfindungen gehörig zu wechseln und die Mannichfaltigkeit im Leben zu unterhalten. Darum gehen seine Blicke allenthalben umher, alle Künste des Putzes, des Anstandes und der Ziererei werden aufgebothen, um etwas zu fesseln. Sein ganzes Wesen spricht aus, was es sucht, und an seinem ganzen Betragen merkt man, daß man hier keine Fehlbitte thun werde; selbst eine gewisse angenommene Sprödigkeit ist nicht weniger als unverständlich. Alles, was es thut, bezieht sich auf so genannte Liebe; von Träumen der Liebe ist der Kopf voll; mit ihnen verrichtet es seine Arbeiten, mit ihnen steht es auf, aud mit ihnen geht es zu Bette. Liebesangelegenheiten sind der gewöhnliche Stoff seiner Unterhaltungen mit andern Frauen, und selbst die entferntesten Gegenstände, die etwa sonst noch

zur Sprache kommen könnten, sind nicht ohne heimliche Beziehung auf das Liebesbedürfniß, ob es gleich von echter Liebe nie etwas empfunden oder begriffen hat. In der kleinsten Aufmerksamkeit erkennt es die Huldigung der Liebe, und zögert dann auch nicht lange, sein Herz gefangen zu geben. Jede neue Bekanntschaft wird, als mögliche Liebschaft, gemustert und selten untauglich befunden.

So grell äußert sich indeß das verliebte Wesen nicht überall beim weiblichen Geschlechte; oft bewahren es weibliche Zucht und Delicatesse vor Koketterie, oder gestatten nur eine feinere Art derselben. Vielen verliebten Weibern ist es doch nicht einerlei, was sie für Liebhaber haben; sie sehen auf Schönheit, Talent, Männlichkeit und Charakter, aber Überspannung kann man ihren Idealen eben nicht vorwerfen. Ihre Schlingen sind feiner, ihre Künste versteckter; sie tragen ihre Vorzüge nicht zur Schau, sondern suchen sie nur gelegentlich bemerkbar zu machen, wodurch es ihnen gelingt, von den meisten für unbefangen gehalten zu werden. Sie erbeuten nicht selten ein treffliches Herz, und werden dann entweder gebessert, und für echte Liebe gewonnen, oder sie richten dieses mit zu Grunde. Manche unter den

verliebten Frauen sind wirklich unbefangen, und bei diesen äußert sich das verliebte Wesen bloß darin, daß sie leicht Feuer fangen; sie gehen nicht darauf aus, Eroberungen zu machen, aber im Drange des bethörten Herzens ergeben sie sich schnell, wenn sie eine gemacht haben.

Das feinere verliebte Wesen ist zwar gar nicht zu loben, es bleibt immer eine mehr oder weniger beklagenswerthe Verirrung; doch muß man es bei dem weiblichen Geschlechte nicht zu strenge richten. Die Frauen sind mehr zur Liebe organisirt als die Männer; das Bedürfniß der Liebe ist bei ihnen zarter und inniger; sie müssen es mehr in sich verschließen, und können es weniger zur bestimmten Neigung entwickeln; im Herzen glüht das Feuer, das nicht ausbrechen kann, desto heftiger; sie haben in der Regel eine sehr kleine Auswahl unter denen, die sich ihnen anbiethen. Dazu kommt die nicht ungegründete Furcht vor dem Unglück, eine alte Jungfer zu werden, welche oft diejenigen noch verliebt macht, die es schon wirklich getroffen hat. So bleibt vielen unter ihnen, wenn sie unter die Haube wollen, nichts übrig, als ihre Netze überall auszuwerfen, oder doch wenigstens sich in die gehörige Verfassung zu setzen, gleich annehmen zu können, was kommt.

Aber das edle Mädchen kennt nur wahre Liebe, und es resignirt gerne auf jede Verbindung, in welcher das Herz nicht befriedigt wird.

Die eigentliche Koketterie läßt sich auf keine Weise entschuldigen; sie entehrt das Weib, sie macht es verächtlich. Stärke der sinnlichen Lust, fehlerhafte Reitzbarkeit, Eitelkeit und frühe Abrichtung dazu sind die gewöhnlichen Ursachen derselben. Ist der Einfluß dieser Dinge auf das weibliche Herz schwer zu verhüten: so hat dieses Herz dagegen auch viele glückliche Anlagen, die ihn vermindern können, und ihn in edeln Weibern wirklich unschädlich machen. Aber nur zu oft wird er willkührlich vermehrt. Die Begünstigungen, die man der Sinnlichkeit widerfahren läßt, die Reitzungen, die man für sie erkünstelt, das Unterhalten solcher Vorstellungen, welche sie erregen und entflammen, die Ausschweifungen einer zügellosen Phantasie, denen man sich ergibt, die Romane, womit man sich die Zeit vertreibt, der Werth, den man auf Kleinigkeiten setzt, und das Streben zu gefallen, das sich in alle Gedanken und Beschäftigungen mischt, müssen Koketten bilden, die nicht Mittel genug aufzutreiben wissen, dem armen Herzen, so schnell als möglich, Rath zu schaffen. Ihr gewöhnliches

Schicksal ist, entweder bald verführt, oder von den Männern am Narrenseile herum geleitet zu werden.

Unheilbar sind die Wunden, welche die verliebte Koketterie dem sittlichen Charakter der Frauen beibringt. Die natürliche Gradheit und Aufrichtigkeit, die diesem Geschlechte so sehr zur Zierde gereicht, kann neben derselben nicht bestehen; das verliebte Weib muß sich verstellen, es muß jedes Maal das zu seyn scheinen, was die günstigsten Eindrücke macht, so unnatürlich ihm auch diese Maske ist. Mit der Einfalt des Herzens geht zugleich die Unschuld verloren; es werden Empfindungen geduldet und gehägt, Gedanken verfolgt, Plane geschmiedet, vor denen das beßre Weib erröthet. Die Sinnlichkeit gewinnt Raum und Stärke; man nimmt Maximen an, und erlaubt sich Schritte, die mit der zarten Delikatesse des Weibes unvereinbar sind, und die natürliche Schamhaftigkeit, diese köstliche Eigenthümlichkeit des weiblichen Lebens, vertilgen müssen. Das einmal entweihte Gemüth gibt sich immer mehr der Unsittlichkeit hin, und wird immer unfähiger zu solchen Gefühlen, die das Leben ehren und verschönern. Man hat es allein dem Glück der Umstände, der vortheilhaften Organisation des

Herzens oder der Gewalt früherer Eindrücke zuzuschreiben, wenn kokette Weiber nicht zur tiefsten Gemeinheit herabsinken. Für echte Liebe sind sie ohnehin verdorben; die Blüthe der Weiblichkeit ist schon bei denen verwelkt, deren Gemüth von jener feinern Art der Verliebtheit eingenommen ist.

Je zarter das weibliche Herz ist, und je mehr es durch echte Liebe veredelt wird; desto leichter kann es auch verlezt, und desto mehr muß es durch die Ausartungen derselben verunstaltet werden. Die Achtung der Männer wird sich das verliebte Weib nie erwerben.

Das Verliebtseyn bezieht sich immer auf einen bestimmten Gegenstand, durch welchen es bewirkt worden ist; es fällt in mancher Hinsicht mit dem liebenden Affecte zusammen, doch gibt es auch liebende Affekte, die man nicht Verliebtseyn nennen kann.

Indem man von jemand sagt, er sey verliebt, drückt man einen hohen Grad der Eingenommenheit für ein besonders Wesen des andern Geschlechtes aus, das zuweilen ans Phantastische gränzt, und woran immer die Sinnlichkeit, ent-

weder durch den gröbern Trieb, oder durch die körperliche Geschlechtssympathie, den größten Antheil hat. Das Letztere ist bei dem liebenden Affecte nicht immer der Fall, er kann auch aus der unvollkommnen höhern Geschlechtssympathie entstehen.

Doch ist das Verliebtseyn nicht ganz das Werk der Sinnlichkeit; anderweitige Annehmlichkeiten für den Sinn, für die Phantasie und für das Herz, selbst einzelne Züge echter Männlichkeit oder Weiblichkeit können dazu mitwirken; aber die Eindrücke derselben verlieren sich so sehr unter den übrigen, daß sie fast für nichts zu achten sind. Das Verlangen des Verliebten ist auch sehr sinnlich, und wie es sich austrenge, sich den Schein der Geistigkeit zu geben, so kommt es doch bald in seiner wahren Gestalt zum Vorscheine. Je sinnlicher und üppiger jemand ist, desto leichter verliebt er sich.

Es fällt in die Augen, wie sich das Verliebtseyn von der Liebe unterscheidet; die Liebe setzt immer körperliche und geistige Geschlechtssympathie voraus, das Verliebtseyn bedarf derselben nur zum Theile, der geistigen oft gar nicht; in der Liebe ist das Sinnliche dem Geistigen untergeordnet, im Verliebtseyn ist das Sinnliche

die Hauptsache; die Liebe will Vereinigung der Herzen, das Verliebtseyn begehrt nur des sinnlichen Genusses.

Das Verliebtseyn entsteht gewöhnlich aus dem verliebten Wesen, wenn dieses nämlich durch einen bestimmten Gegenstand fixirt wird; doch kann man sich verlieben, ohne daß vorher eine verliebte Disposition da war, aber auch in diesem Falle verläugnet es den Charakter des verliebten Wesens nicht. Den schwächern Grad des Verliebens, worin es vorzüglich durch die Eindrücke, welche ein reitzendes Gesicht hervorbringt, bewirkt wird, drückt unsre Sprache durch das Wort Vergaffen aus.

Zum Verlieben muß immer die Phantasie thätig seyn. Der bloße Eindruck würde die Trunkenheit des Verliebtseyns nicht erzeugen können, wenn nicht die Phantasie manches hinzuthäte, und alles erhöhte. Diese wirkt hier gerade wie bei dem liebenden Affekte und der feinern Sinnlichkeit; dem Verliebten scheint der Gegenstand seines Verlangens ein Unendliches von Vorzügen in sich zu vereinigen, weil die Phantasie ihn mit zahllosen Reitzen ausgestattet, und noch zahllose dunkle Bilder, die sich in Ahnungen auflösen, an ihn geknüpft hat. Daher dünkt dem kaltblütigen

Zuschauer der Zustand des Verliebten ein unnatürlicher und ungereimter zu seyn, was selbst der Ausdruck Verliebtseyn mit andeuten soll. Man sagt auch, jemand habe sich verliebt, zum Zeichen, daß es ihm nicht so von selbst gekommen ist. In vielen Fällen ist das Verliebtseyn gar leere Affectation, vorzüglich da, wo es zur herrschenden Sitte gehört, und die Maximen der Verliebten zur feinen Lebensart gerechnet werden; oft ist es zwar mehr, als Schein, aber doch etwas durch Hülfe der Phantasie Erkünsteltes. Die Beispiele davon, daß man sich ordentlich anstrengt, um sich zu verlieben, sind auch jetzt noch nicht selten.

Mit dem Verlieben geht es schnell; es ist gewöhnlich das Werk eines plötzlichen Eindruckes, auf den sich die Phantasie in ihrer Stärke wirft. Ein flüchtiger Blick ist schon hinreichend, die sinnlichen Annehmlichkeiten aufzufassen, welche im Verliebtseyn das Gemüth am meisten bezaubern. Je mehr das, was sich der Phantasie eingeprägt hat, in einzelnen Zügen oder in einem unbestimmten Bilde besteht, desto mehr Freiheit besitzt sie, zu jenem hinzuzuthun, und in dieses hineinzutragen, was ihr gefällt, und so ein Ganzes zu bilden, wie es dem Bedürfnisse des Ver-

liebten entspricht; und das gelingt ihr nie besser, als in dem Momente der Überraschung und der ersten Wärme. Wo die Bekanntschaft Einer Stunde nicht hinreicht, jemand verliebt zu machen, da wird auch eine längere es nicht vermögen; er wird immer mehr mit dem Auge des Verstandes und mit kaltem Blute sehen, und dadurch immer unfähiger werden zu der Selbsttäuschung, welche zum Verliebtseyn nothwendig ist. Anders ist es mit der Liebe; da sich diese auf wirkliche Vorzüge bezieht, und zwar auf solche, welche nicht so gleich auffallen, so kann es wohl geschehen, daß man ein Wesen späterhin liebt, gegen welches man Anfangs gleichgültig war, weil sich da die Eigenschaften noch nicht offenbarten, welche die Sympathie wecken.

Die Liebe entsteht auch zuweilen schnell, aber sie muß doch so viel Zeit haben, daß sich das Innere des Geliebten einiger Maßen äußern, wenigstens eine Ahnung von sich geben kann; bei liebenden Empfindungen, welche noch schneller entstehen, ist es bloßer Zufall, wenn sie nachher Liebe werden. Ihr Wesen vollständig entwickeln, vermag die Liebe nur, indem die nähere Bekanntschaft das Gemüth des Geliebten immer mehr enthüllt. Das Verliebtseyn hat im ersten

Momente sein Höchstes erreicht, in welchem es sich nicht lange behauptet, wenn nicht sein Gegenstand in einer gewissen Ferne von ihm bleibt. Es nimmt in eben dem Maße ab, als sich die Verliebten genauer kennen lernen, als sie mit ihren Forderungen mehr herausrücken, und als ihnen selbst deutlich wird, was sie eigentlich wollen; es ist immer ein vorübergehender Rausch.

Es gibt ein Verliebtseyn zum Zeitvertreibe. Manche Menschen verlieben sich, weil sie etwas um die Hand haben müssen, was ihre leeren Stunden ausfüllt, und sie durch den Wechsel froher und wehmüthiger, hoffender und fürchtender, erhebender und niederschlagender Gemüthsbewegungen unterhält. Liebesverständnisse sind ihnen das, was andern das Kartenspiel ist. Sie wählen sich entweder die Personen aus, in die sie sich verlieben wollen, oder sie nehmen, was gerade da ist. Verstehen sie sich auf die Lebenskunst: so suchen sie das Verhältniß so verwickelt zu machen, und so viele andre Leidenschaften hinein zu ziehen, als nur möglich ist. Sie verabschieden den Handel mit der Leichtigkeit, womit man einen verbrauchten Zeitvertreib fahren läßt, und werden nur dann aufgebracht, wenn man sie

darin stören will, ehe sie ihm selbst entsagt haben; es sey denn, daß eine ernstlichere Neigung dazwischen trete, oder daß sie Personen kennen lernen, die noch mehr Reitz für sie haben, und der Sache so ein Ende gemacht werde.

Das Verliebtseyn ist, nach der größern oder geringern Lebhaftigkeit des Temperamentes, nach der größern oder geringern Reitzbarkeit der Phantasie, und nach der Beschaffenheit der Vorzüge, in welche man eigentlich verliebt ist, verschiedener Grade fähig. Es kann sich zu einer Leidenschaftlichkeit erheben, welche die Liebe nie erreicht. Die Liebe stimmt den ganzen Menschen harmonisch; das Verliebtseyn spannt ihn einseitig an, und hebt das Gleichgewicht seines Gemüthes auf. Der Verliebte ist immer unruhig; ihm fehlt etwas, und er weiß nicht, wo er es suchen soll. Er kann nichts ordentlich verrichten; überall verwirrt ihm die Einbildungskraft den Kopf; überall vergißt er sich, und macht etwas anders, als er sollte; überall verstößt er gegen die Lebensart, und verräth, was er verheimlichen wollte. Die Art, wie das Verliebtseyn sich ausspricht, ist nicht selten lächerlich, und gränzt zuweilen an Verrücktheit. Keine Leidenschaft kann einen sonst verständigen

Menschen so aus der Fassung und aus dem Gleise bringen, als diese; keine gebiert solchen Unsinn und solche Thorheiten. Kaum lassen sich noch Bilder und Hyperbeln ersinnen, die nicht von den Verliebten schon längst verbraucht wären; sich stärker ausdrücken, als ein Verliebter ist ohnehin unmöglich. Und gibt es wohl eine Art von demüthigender Huldigung und von niederträchtiger Wegwerfung, die sich nicht schon ein Verliebter gegen seine Angebethete erlaubt hätte? Gibt es wohl eine unbeschränktere und entehrendere Herrschaft des Menschen über den Menschen, als sie der Verliebte seiner Angebetheten über sich gestattet? Es ist ein Glück, daß die Manie nicht lange dauert, und der verschwundene Zauber dem Thoren Zeit und Besinnung gibt sich zu schämen.

Das Verliebtseyn hat schon an sich etwas Närrisches; selten kann man einen Verliebten lange ansehen und sprechen hören, ohne zu lachen oder sich zu ärgern. Der Widerspruch zwischen einer unbedeutenden Sache und dem großen Aufwande, der dabei gemacht wird, fällt gleich in die Augen. Darum hat auch die Sprache so viele humoristische Ausdrücke, Bilder und Neben-Ideen zur Bezeichnung des Verliebtseyns; treffend nennt

sie unter andern einen hohen Grad des Verliebtseyns — Vernarrtseyn.

Einmal in seinem Leben verliebt sich wohl jeder Mensch, denn ein jeder muß doch durch die berühmte Periode im menschlichen Leben. Manche verständige Menschen wohl mehr als einmal; aber sie lenken bei Zeiten wieder ein, und treiben es überhaupt, wie alles, mit Verstand. Es soll sogar gewisse Arten des Verständigseyns geben, die zum Verlieben sehr incliniren. So viel ist gewiß: diese Leidenschaft liegt der menschlichen Gebrechlichkeit nahe, und mag ihr, wie manches andre, nachgesehen werden, wenn sie nur mit Vernunft behandelt wird, und man ihr keinen zu großen Einfluß auf den Charakter und das Leben gewährt. Bei manchen Menschen dient das Verlieben dazu, sie auf einmal von allem Unsinn zu befreien, und den Durchbruch der gesunden Vernunft zu beschleunigen.

Das hat das Verliebtseyn vor der Verliebtheit noch voraus, daß es sich immer nur auf einen Gegenstand beschränkt, während sich diese an so viele hängt, als sich auftreiben lassen. Wer wirklich verliebt ist, hält es für eben so un-

möglich, noch für ein andres Wesen Raum im Herzen zu haben, als der Angebetheten ungetreu zu werden, und ihre Stelle einer andern zu schenken. Das Letztere aber zeigt die Erfahrung bald anders; der Wechsel ist vom Verliebtseyn nicht weniger unzertrennlich, als vom verliebten Wesen überhaupt.

II.

Charakter und Erscheinungen der Liebe.

So vielfach auch die Gestalten sind, in denen die Liebe sich zeigt: so muß ihnen doch etwas Festes und Unwandelbares zum Grunde liegen, das sich überall wiederfindet. Die Liebe muß einen Charakter haben, der durch jedes Kleid, worin sie sich verhüllt, hindurch schimmert, sie muß sich in gewissen ihr eigenthümlichen Erscheinungen zu erkennen geben. Alles, was im Plane der Natur liegt, hat seinen unzweideutigen Charakter; alles, was zufolge eines ursprünglichen Triebes des menschlichen Herzens entsteht, hat eine nothwendige Richtung und Wirkungsart. Die Liebe aber gehört zur Naturbestimmung des Menschen; sie ist unvermeidliche Aeußerung eines jeden unverdorbenen und unverstimmten Herzens.

Diesen Charakter der Liebe wollen

wir in seinen vornehmsten Erscheinungen noch ins Auge fassen, damit die Natur der echten Liebe, und ihr Verhältniß zu den ihr verwandten Erscheinungen immer mehr ins Licht trete.

Derjenige Zustand, in welchem die Liebe am meisten ihr schönes Wesen zeigt und ihren Charakter am reinsten ausdrückt, ist Zärtlichkeit. In der Zärtlichkeit wird das Streben der Liebe gleichsam angehalten, daß es innige Anhänglichkeit und freundliches Wirken zur gegenseitigen Beglückung werde; doch ist es dadurch nicht aufgehoben, sondern es erscheint nur sanfter und milder. Die Zärtlichkeit ist stilles Leben des Einen für den andern, unaufhörlicher Tausch der süßesten Gefühle, unaufhörliches Hin- und Hergehen der Liebeslust von einem zum andern. Leicht und geräuschlos ist der Zärtlichkeit Thun, Ausdruck des Zartesten im Herzen; in ihr vorzüglich wird die Wonne der Liebe empfunden.

Die Zärtlichkeit äußert sich mit mehr oder weniger Wärme, nach der größern oder geringern Lebhaftigkeit des Temperamentes, sie kann sich sogar zur feurigen Liebe erheben. In ihrem Entstehen hat die Liebe fast immer den feurigen Charakter, weil hier die Phantasie mehr beschäftigt ist, als in dem weitern Fortgange derselben;

das Feuer erzeugt ihre Sehnsucht, ihr Verlangen, ihre Unruhe, ihr gränzenloses Wagen für den Geliebten. Jedoch ist diesem feurigen Charakter immer Zärtlichkeit beigemischt; aus zärtlichen Empfindungen hat es sich entwickelt, und wo nicht zärtliche Empfindungen zum Grunde liegen, da ist auch keine echte Liebe. Der feurige Charakter wird, mit der weitern Ausbildung der Liebe, zwar immer mehr in Zärtlichkeit erlöschen; aber nicht bei allen in gleichem Maße, und zuweilen muß auch die ruhigste Zärtlichkeit zur Begeisterung steigen; denn sie hat Momente, die das Gefühl mächtig ergreifen, der Phantasie einen höhern Schwung geben und zu kühnen Unternehmungen antreiben.

Etwas ganz anders, als die feurige Liebe, ist die Leidenschaft. Die echte Liebe kann nie Leidenschaft werden; denn Leidenschaft ist immer ein Product der sinnlichen Begierde, welche an der Liebe nur einen geringen Antheil hat, und ganz in das Gefühl der geistigen Sympathie hinaufgezogen erscheint. Die Leidenschaft die sich den Namen der Liebe anmaßt, ist entweder liebender Affect, oder Verliebtheit, oder grobe Sinnlichkeit.

Der liebende Affect kann, obgleich edler in

seinem Ursprunge, zur Leidenschaft werden, weil zu ihm die Phantasie das meiste beitragen muß, und diese leicht die Gluth der Sinne entzündet. Diejenige Leidenschaft, die im liebenden Affecte ihren Grund hat, ist von der bessern Art, und der echten Liebe näher verwandt, daher sie auch weniger Unordnungen im Innern des Menschen anrichtet.

Verliebtheit und grobe Sinnlichkeit sind durch ihre Natur vorzüglich geeignet, in Leidenschaft zu entbrennen, und nur das Phlegma des Individuums oder die Schwäche des empfangenen Eindruckes kann verhüthen, daß es geschieht. Wo liebende Empfindungen zur Leidenschaft werden, da haben einzelne Züge des geliebten Gegenstandes das Gefühl heftig ergriffen und erschüttert, und sich dem Gemüthe unauslöschlich eingeprägt, so daß die Phantasie alles Denken und Empfinden auf diese bezieht, und es fast nicht möglich ist, sich von dem Bilde, das sich auf diese Weise erzeugte, zu trennen.

Die Leidenschaft läßt sich oft eben so wenig, als die Liebe vertilgen; aber bei dieser rührt das von der Natur des liebenden Verhältnisses her, die Liebenden sind für einander geschaffen, und einander unentbehrlich zur Ergänzung ihres Da-

seyns; bei jener ist es bloß zufällig, könnte man den leidenschaftlich Verliebten über seine fixe Idee aufklären, so würde er bald geheilt seyn. Widerstand verstärkt die Leidenschaft, weil er die Thätigkeit der Phantasie vermehrt; mit wildem Ungestüm strebt die Leidenschaft nach dem Besitze ihres Gegenstandes, sie ist ganz von ihm erfüllt, das Leben ist ihr Qual ohne ihn, mit brennendem Durste stürzt sie auf ihn hin; in wilde Raserei bricht sie aus, wenn sie ihn nicht besitzen kann, und endet mit Verzweiflung. Die Leidenschaft macht Menschen wahnsinnig, die Liebe nicht; die unvollkommene ist dazu nicht stark genug, sie kann sich höchstens in schmerzlicher Sehnsucht verzehren: die vollkommene wird durch Gegenliebe beglückt.

Die echte Liebe ist sich selbst klar, selten oder nie weicht die Besonnenheit von ihr; sie versteht ihr Bedürfen und das Herz des Geliebten; sie kann wohl parteiisch für ihn seyn, aber sie ist nicht blind; sie kennt auch des Geliebten Fehler, denn sie hat ihn ja in seiner Eigenthümlichkeit gewählt; diese Fehler selbst haben oft für sie etwas Interessantes, oder sie trägt sie mit Nachsicht. Blind sind die Verliebtheit und der liebende Affect, besonders, wo sie sich der Leiden-

schaft nähern. Ihnen ist der geliebte Gegenstand ein Wesen ohne alle Mängel — ein Wesen von höchster Vortrefflichkeit; es scheint ihnen baare Ungereimtheit zu seyn, daß er Fehler an sich habe; eher straft man die Welt und die eignen Sinne Lügen, oder man nimmt zu den abgeschmacktesten Beschönigungen seine Zuflucht, als man so etwas glaubt; und gesteht man ja ein, was nicht zu läugnen ist, so werden wenigstens die auffallendsten Verkehrtheiten für unbedeutende Schwächen erklärt, die dem Glück der Liebe wenig schaden und von ihr selbst ohne Mühe geheilt werden können. Das Herz hängt so fest und glühend an dem angebetheten Bilde der Phantasie, daß nichts es davon abzieht, und daß gewöhnlich unbeachtet abgewiesen wird, was diesem Bilde etwas von seinem Zauber nehmen möchte. Endlich wird die Wirklichkeit doch dem Wahne zu mächtig, und um so schmerzlicher sehen die Bethörten ihren Himmel einstürzen, je mehr sie auf ihn vertraut haben. Durch ihre Blindheit ist die liebende Leidenschaft eine Quelle unsäglichen Unglückes.

Mit der Zärtlichkeit der Liebe hängt genau zusammen das Zartgefühl derselben. Dieses

Zartgefühl ist die vornehmste Ursache der Schüchternheit, womit Liebende sich zuerst einander nähern.

Die Furcht, etwas zu thun, wodurch man die vortheilhaften Eindrücke, die man auf den Geliebten zu machen wünscht, verfehle, oder ihn gar gleich Anfangs gegen sich einnehme, und die Besorgniß, sich zu verrathen, ehe man seiner Sache gewiß ist, tragen allerdings auch etwas dazu bei; aber die Schüchternheit dauert noch fort, wenn jene Furcht und diese Besorgniß überflüßig geworden sind. Die Gewandtesten werden verlegen, die Beredtesten wissen keine Worte zu finden, die Günstlinge aller Frauen gerathen in Verwirrung, wenn sie der Geliebten begegnen. Das Gefühl von der Heiligkeit der Liebe und von der Zartheit mit der sie behandelt seyn will, ist es, was ihnen die gewöhnliche Besonnenheit und Leichtigkeit des Benehmens raubt. Daher kommt es auch, daß Liebende Anfangs in Gesellschaften einander ausweichen, daß das Mädchen die Blicke des Jünglings, dem es sein Herz schon ergeben hat, vermeidet, und der Jüngling das Mädchen seines Herzens zu vernachläßigen scheint, während er jedem andern große Aufmerksamkeit beweiset. Die Liebe will sich lieber verbergen, auf die Ge-

fahr hin, verkannt zu werden, als durch unzeitige und ungeschickte Offenbarung das süße Geheimniß des Herzens entweihen. Aus derselben Quelle fließt die feine Delikatesse, womit Liebende einander ihre Empfindungen zu erkennen geben, die Schonung, womit sie dieselben dann noch äußern, wenn sich ihre Herzen schon lange verstanden haben, und die Bestürzung, die es ihnen verursacht, wenn sie glauben ihren Gefühlen eine zu laute Stimme verstattet zu haben; nach und nach, in leisen Entfaltungen ihres Herzens wollen Liebende einander gestehen, daß sie sich lieben.

Die Liebe, das Zarteste in des Menschen Brust, kann sich nicht anders als mit Zartgefühl äußern, und dieses Zartgefühl hört nie auf, es verbreitet sich über alle Angelegenheiten und zeigt sich in allem Verkehr derselben.

Der Liebe ist jede Sprache verständlich; sie ahnet in jedem Zeichen den Sinn des Geliebten; sie liest in seiner Seele; sie erräth seine leisesten Wünsche und seine geheimsten Empfindungen. Auf jedem Wege begegnen sich die Gedanken der Liebenden, und locken sich gegenseitig hervor.

Mißverständnisse sind unter ihnen selten möglich. Mit einer Delicatesse, welche die gebildeteste Kunst nicht feiner besitzt, und die doch hier die reinste Natur ist, behandeln Liebende ihr Verhältniß. Hier wird nichts Trübes und Unlautres, nichts, was nur einen entfernten Schein von Gemeinheit hat, nichts, was nur die kleinste widrige Empfindung hervorbringen könnte, geduldet. Nirgends wird das Unannehmliche so sorgfältig vermieden, und das Widerstreitende so schön ausgeglichen, als in der Liebe. Jegliches muß hier das Einverständniß vermehren und die Wonne erhöhen. Zartheit ist allem angehaucht, was die Liebe denkt; es ist sinnreich, voll Geist, vielfach in schönen Nüancen, und doch überall den Regeln der Schicklichkeit angemessen, und auf das Wohl des Geliebten berechnet. Jeder Gedanke hat sein eignes mannichfaltiges und freudiges Leben, und ist doch auch wieder nur der einzelne Ton einer großen Harmonie.

Zart ist die Liebe im Schonen; nichts darf dem Geliebten wehe thun, nichts darf lästige Erinnerungen in ihm erzeugen, nichts darf seine Stirne umwölken und ihn mit Sorgen quälen; lieber duldet sie selbst alles. Zart ist die Liebe

im Empfangen; fordern kann sie nicht; sie freut nur das, was die Gunst gewährt, das nimmt sie gerne als Pfand des Wohlwollens. Zumuthungen kennt nur die Selbstsucht, die Liebe meint immer sie empfange mehr als sie erwiedre. Eben so zart ist sie im Geben; sie will gar nicht den Schein des Gebens haben; ihre Gabe soll dem Geliebten auf keine Weise beschwerlich fallen, nicht von ihm als Wohlthat angesehen werden können. Sie sucht es auf alle mögliche Weise zu verbergen, auch vor sich selbst, daß sie gibt. Am wenigsten dringt sie etwas auf, sinnt sie dem Geliebten ihre Bedürfnisse an, rechnet sie auf Dank, oder sucht sie der Welt bemerklich zu machen, was sie thut. Zart ist sie im Empfinden; sie faßt alles so rein und so lebendig auf, wie es nur immer von einem weichen Herz aufgefaßt werden kann. Nicht leicht entgeht ihr eine Aufmerksamkeit oder ein Vorzug des Geliebten, nicht leicht bleibt von ihr etwas unbeachtet oder unverstanden, was er zu ihrer Beglückung thut. Zart ist endlich die Liebe in ihren Werken und Bemühungen; mit Zartheit sucht sie den Geliebten fest zu halten, und immer neues Interesse bei ihm zu erwecken; mit Zartheit schmückt sie sich

für ihn, mit Zartheit erfindet sie, was ihn erfreuen und sein Leben verschönern kann.

Das Zartgefühl hat keinen bessern Schutz und keine beßre Pflege als die, welche ihm die Liebe angedeihen läßt.

Aus diesem Zartgefühl entspringt die Schamhaftigkeit der Liebe, wodurch diese mit der Sittlichkeit in eine Verbindung tritt, die sie mit dem höchsten Glanze bestrahlt.

Schamhaftigkeit ist Furcht vor Selbsterniedrigung, die zu vermeiden oder zu verbergen sucht, was herabsetzen könnte — ein Gefühl, das allen edlen Seelen eigen ist; wo es sich nicht findet, da kann auch die Liebe nicht Platz nehmen, wo es verschwindet, da muß auch die Liebe aufhören. Schamhaftigkeit ist immer in der Liebe — wie sollte sie nicht scheuen die Entweihung durch sinnliches Gelüsten, daß ihr so nahe liegt, und wofür sie so oft angesehen wird! Schamhaftigkeit ist der Liebe tief eingepflanzt, und läßt sich gar nicht von ihr trennen. Sie zeigt sich schon in den ersten Regungen der Liebe; sie wirkt mit, das Geständniß der Liebe zurückzuhalten, bis man der

Gegenliebe versichert ist, besorgend, es möchte für sinnliche Lust genommeu werden. Aus Schamhaftigkeit sucht die Liebe, wenn das glückliche Verhältniß schon lange bestanden hat, dasselbe vor andern zu verheimlichen, und läugnet es desto standhafter ab, je sicherer man ihr auf der Spur ist. Der Schamhaftigkeit gehört auch das holde Erröthen des gegenseitigen Geständnisses.

Die Schamhaftigkeit darf die Liebe nimmer verlassen, sie muß sich über alle Erweisungen derselben verbreiten, und sich selbst in der innigsten Vertraulichkeit noch wirksam zeigen.

Die Liebe erfordert ein reines Herz und einen scharfen Sinn für das Gute, Anständige und Schickliche. Wie könnte sie sich denn je etwas Unanständiges oder Zweideutiges erlauben? Wie sollte sie nicht alles, was die Natur oder die Convention verschleiert haben will, auch mit der zartesten Schonung behandeln? Wie sollte sie je etwas an sich dulden, was von der Herrschaft niedriger Begierden zeugte? Wie sollte sie je ein unsittliches Wort ohne Erröthen und Unwillen anhören; wie sich je bis zu unreinen Scherzen vergessen?

Der Liebe liegt alles daran, den Adel ihres Wesens zu behaupten, und sich über die Macht

der Sinnlichkeit zu erheben. Wie könnte sie sich denn den regellosen Aufwallungen der letztern überlassen? Wie sollte sie nicht alles verbergen, was den Schein des Gemeinen und Thierischen hat? Nur so lange die Schamhaftigkeit unverletzt bleibt, können die Liebenden sich gegenseitig achten, und für die feineren Genüsse ihres Verhältnisses Empfänglichkeit behalten. Die Schamhaftigkeit ist die Grazie der Liebe, Ekel und Widerwillen trifft auch in rohen Gemüthern zuletzt alles schamlose Wesen.

Die Schamhaftigkeit gehört mit zu den zartesten Arten der Aufmerksamkeit, welche sich Liebende zu ihrer gegenseitigen Beglückung beweisen; darum kann in ihren Herzen nie etwas erwachen, was ihr entgegen wäre. Wo Natur und Erziehung sie nicht schon gelehrt haben, da muß die Liebe selbst sie lehren.

Nur die gemeinste Sinnlichkeit erhebt sich über die heiligen Forderungen der Schamhaftigkeit; aber auch nie ungestraft. Ihre Flamme ist bald erloschen, weil sie die Geheimnisse der Natur frevelnd entweiht, und dasjenige zur Schau stellt, was tief im Herzen bewahrt bleiben sollte. Selbst feinere Wollüstlinge lassen deßwegen der Schamhaftigkeit ihre Ehre wiederfahren.

Die Schamhaftigkeit der Liebe kommt aus dem Herzen; es ist Eingebung des Herzens, wenn sie alles, was sich auf das liebende Verhältniß bezieht, mit Zartgefühl behandelt. Die Schamhaftigkeit der Koketterie ist leere Ziererei, mühsam angewöhntes und eingelerntes Wesen. Man bemerkt es auch bald, was sich hinter sie verbirgt; alle Gewalt, die sie sich anthut, und alle Schlauigkeit, womit sie sich zu verstecken sucht, kann nicht verhüthen, daß die Regungen der Lust oft auffallend hervor scheinen. Wenn es überhaupt mißlich ist, mit einer Tugend zu prunken, die man nicht hat: so ist dies bei der Schamhaftigkeit am allermißlichsten.

Die Liebe ist wahr in ihrem ganzen Wesen; keine Lüge wird in ihrem Munde, keine Verstellung in ihrem Betragen gefunden. Sie ist ja die Wahrheit der Natur selbst; wie könnte sich je Unwahres zu ihr gesellen? Sie äußert nichts, was sie nicht glaubt und empfindet. Der Liebende will dem Geliebten ganz angehören, und ihn mit seinem eigensten Daseyn beglücken; darum begehrt er nicht, durch etwas anders zu interessiren, als durch das, was er wirklich hat und ist.

Gelänge es ihm, durch den Schein vorzüglicher Eigenschaften Zuneigung zu erwecken: so könnte das unmöglich seinem Herzen genug thun; er müßte doch fühlen, daß diese Zuneigung nicht ihm, sondern dem erlogenem Wesen gelte, und daß daraus nie das Anschließen, die Zärtlichkeit und die Wonne der Liebe entstehen werde. Das Glück, daß er verlangt, ist das reelste, was das Leben kennt: es darf durchaus auf keine Täuschung gebauet werden.

Der Selbsttadel des Betrugs wird nie tiefer empfunden, als in dem Zartgefühle der Liebe; dieses Zartgefühl lehnt sich indeß schon frühe gegen alles Betrügliche auf, und gestattet ihm keinen Raum in der Seele. Der Liebende verdeckt selbst seine Fehler nicht, aber eben so wenig das Bestreben, dieselben zu verbessern, er gesteht sie dem Geliebten von freyen Stücken, wenn dieser sie etwa übersehen möchte, damit er auf keine Weise hintergangen werde; denn sie können ihm ja doch nicht verborgen bleiben. Die echte Liebe vertraut auf die Nachsicht des Geliebten, ist doch kein Mensch fehlerfrei, sie würde lieber ihrem Glücke entsagen, als ihm den bittern Schmerz der Täuschung bereiten. Selbst in gleichgültigen Dingen ist sie keiner Verstellung fähig; wo sie ihr

Herz offenbart hat; da muß sie auch alles offenbaren, wie es ist.

Die Liebe beweißt in ihrem Zartgefühle dem Geliebten ein Interesse, wie sie es für nichts auf der Welt fühlt. Sie ist aufmerksam auf seine Empfindungen und auf seine Wünsche, sie bemüht sich, dieselben in seinen Blicken zu lesen, und kommt ihnen entgegen, ehe sie sich geäußert haben. In tausend kleinen Gefälligkeiten drückt sie sich eben so schön und rührend aus, als in den größten Opfern. Aber in dem Allem ist nichts künstliches; es ist die schlichteste Einfalt, alles kommt aus dem Bedürfnisse des Herzens. Bei den Männern mag sich, so lange die Geliebte noch nicht gewonnen ist, dazu die Absicht gesellen, derselben interessant zu werden, wenn nur nichts geschieht, als was die Huldigung des Herzens eingibt. Will man das Galanterie nennen: so ist die Liebe allerdings galant, und zwar nicht bloß in ihrem Entstehen, sondern immer; sie verbindet mit ihrer Aufmerksamkeit den edelsten Anstand und die feinsten Sitten. Das wegwerfend verbindliche Wesen, das fade, süßliche, läppische Benehmen, das kindische, abgeschmackte Bestreben zu gefallen, die erzwungene Theilnahme, das Seufzen und Girren der gemeinen Galanterie

kennt die achte Liebe nicht; es ist der ganzen Natur derselben zuwider, und nur bei einem leeren Kopfe und Herzen möglich. Diese Galanterie gehört der Eitelkeit, welche damit die Eitelkeit bestechen, der buhlenden Sinnlichkeit, welche damit die Sinnlichkeit reitzen will, und der Verliebtheit, die damit thut, wie ihr wirklich zu Muthe ist.

Die Liebe schmeichelt auch nicht. Schmeicheleien sind Künste der Bethörung und verderben das Herz; sie haben immer eigennützige Absichten, die von der Liebe fern bleiben. Die Liebe bedarf gar nicht, daß sie die Schmeichelei zu Hülfe nehme, sie ist in sich reich genug; sie weiß auch zu gut, daß sie damit nichts gewinnt — oder was wären Gunstbezeugungen, in welche das Herz nicht einstimmt für Gewinn? Wer durch Schmeicheleien etwas zu erlangen sucht, legt damit das Geständniß ab, daß er von seinen persönlichen Vorzügen wenig oder nichts erwarten dürfte. Die Schmeichelei erräth einen schwankenden, unzuverlässigen, oberflächlichen Charakter, mit dem sich die echte Liebe nie vereinigen wird. Es ist unmöglich dem zu schmeicheln, den man achtet; in der Schmeichelei liegt etwas unverschämtes, was der feinen Delicatesse der echten Liebe widerspricht. Der zartfühlende Mann wird dem geliebten Wei-

be selbst seinen gerechten Beifall mehr durch stille Rührung und den wärmern Ausdruck seiner Zärtlichkeit als durch Werke und förmliche Auszeichnung zn erkennen geben.

Bei aller Wahrheit hat indeß die Liebe doch ihre Geheimnisse. Der Liebende hägt vieles in seinem Gemüthe, was selbst dem Geliebten verborgen bleiben muß, bis das Bündniß zur vollen Reife gediehen ist. Manche Empfindung, die sein Herz bewegt, muß von diesem selbst errathen werden; er muß sie in den Zügen lesen, im Betragen vernehmen, ehe der Mund sie gesteht. Das liebende Weib kann dem Manne, dem es sich ergeben hat, nicht alles sagen, ohne das eigne Zartgefühl zu verletzen, und manche schöne Überraschung unmöglich zu machen. Aber es ist weder Verschlossenheit noch Mißtrauen, was die Geheimnisse der Liebe bewacht; sie hat diese nur, entweder weil ihre Stunde noch nicht gekommen ist, oder weil sie durch das späte Geständniß desto mehr erfreuen will.

Die Liebe hat sogar Geheimnisse vor sich selbst. Vieles ist in ihr, was sie selbst nicht versteht, und nicht verstehen mag, ohne daß sie doch Ursache hätte, sich dessen zu schämen; sie läßt ihren Empfindungen den Schleier des Geheimnisses,

weil sie in demselben höher entzücken; auch gibt es nirgends mehr, als in der Liebe Tiefen des Gefühles, die unergründlich sind. In der Ehrfurcht vor diesen besteht die Andacht der Liebe.

Am meisten hat die Liebe Geheimnisse vor der Welt. Selbst dann, wenn sie von dem Bekanntwerden ihres Verhältnisses keine Nachtheile zu befürchten hat, sucht sie dasselbe so viel als möglich der Aufmerksamkeit der neugierigen, neidischen und klatschsüchtigen Menge zu entziehen. Es ist viel zu heilig, als daß man es der Entweihung des Pöbels, der so etwas gar nicht zu beurtheilen versteht, und der daraus nur Stoff zu seinen schlechten Zeitvertreiben hernimmt, Preis geben könnte. Dazu ist bekannt genug, wie geneigt die Menschen sind, sich, eben nicht aus den freundlichsten Absichten, in fremde Dinge zu mischen, wie gerne sie Störungen und Trennungen veranlassen, und wie sehr sie andern das mißgönnen, was sie selbst nicht haben können. Wäre es indeß auch weiter nichts, als daß die Sache besprochen wird: so ist schon das für die Liebe eine hinreichende Ursache, sich verborgen zu halten; man weiß, was es mit dem Besprechen, bei solchen Menschen, die allem ihren gemeinen Sinn, und ihre verdorbenen Sitten leihen, für

eine Bewandtniß hat. Das Glück der Liebe wird um so reiner empfunden, je geheimer es ist. Das einsamste Plätzchen ist für die Liebe das schönste, und das süße Geheimniß wird ein neues Band, das die Herzen umschlingt.

Nichts geht über die Verschwiegenheit der Liebe. Das redseligste Weib wird verschlossen, als wenn ihm die Zunge gelähmt wäre, wo es die Angelegenheiten eines Herzensverständnisses betrifft; weder Versprechungen noch Drohungen bringen etwas aus ihm heraus. Hier ist der einzige Fall, worin die Liebe auch heucheln kann. Der wachsamste Aufseher wird betrogen, den schlauesten Verdacht täuscht die Miene der Unbefangenheit, und die Scharfsichtigkeit der Medisance wird übertroffen.

Sinnreich ist die Liebe in der Erfindung dessen, was den Geliebten beglücken kann, aber noch weit sinnreicher in der Erfindung der Mittel, die Welt zu täuschen.

Die vollendete Liebe ist voll Vertrauen. Der liebende Affect kann sich vom Argwohne nie ganz befreien; denn da er mit dem geliebten Gegenstande nur im geringen Grade sympathisirt,

so ist ihm die Zuneigung desselben nie hinlänglich gesichert; zeige sie sich noch so warm, sie kann doch durch eine andere verdrängt werden; wer kennt nicht die Wandelbarkeit des menschlichen Herzens? Je lebhafter nun der Wunsch ist, den geliebten Gegenstand ungetheilt und ewig zu besitzen, desto lebhafter und ängstlicher muß auch der Gedanke an die Möglichkeit des Verlustes werden, desto mehr muß man alles fürchten, was mit diesem Verluste droht. Geht der liebende Affect in Leidenschaft über, dann steigt der Argwohn zur Eifersucht, besonders, wenn sich noch die Eitelkeit dazu gesellt. Man nährt dann immer Verdacht im Herzen, wenn man auch keine Veranlassung dazu hat, man quält sich mit finstern Einbildungen, und bewegt die Vorstellung der Untreue so lange in sich umher, bis sie zur fixen Idee wird; ein unbedeutender Schein ist jetzt schon hinlänglich, die Eifersucht auf das Höchste zu treiben, und sie in rasende Wuth zu verwandeln.

Indeß auch die echte Liebe ist in ihren Anfängen nicht ohne Mißtrauen. Wie soll man zu einer Liebe volles Vertrauen fassen, die man noch nicht erprobt hat, und in Ansehung derer man noch nicht weiß, in wie fern sie durch Sympa-

thie des geliebten Wesens befestigt ist? So lange man von der Zuneigung des geliebten Wesens noch keine Gewißheit hat, ist nichts natürlicher, als daß man das Benehmen desselben gegen andre ängstlich beobachtet — nichts natürlicher als der Hang, darin etwas zu finden, was den eignen Wünschen ungünstig ist — nichts natürlicher als sich mit Zweifeln und Sorgen, die nicht selten in Vorwürfe übergehen, zu beunruhigen. Davon ist selbst die unvollkommne Liebe nicht frei. Doch eigentliche Eifersucht, woran immer der Egoismus großen Antheil hat, bleibt der echten Liebe fremd.

Je mehr sich die Liebe der vollkommnen Sympathie nähert; desto froher, unbedingter und schöner wird ihr Vertrauen. Mag es auch für sie Augenblicke geben, worin sie mit einiger Unruhe denkt, daß das Herz des Geliebten ihr wohl in mancherlei Bethörung entwendet werden könne; so werden diese doch auf ihre Stimmung im Ganzen wenig Einfluß haben. Der wahrhaft Liebende hat den Werth des Herzens, dem er sich ergab, ganz erkannt; er weiß, dieses Wesen kann ewig nur ihm angehören, er ewig nur diesem

Wesen, denn beide sind Theile Eines Daseyns, dazu hat die Natur sie gebildet; er müßte an der Wahrheit seiner eignen Liebe zweifeln, wenn er die Treue des Geliebten bezweifeln wollte. Überdem ist es der innigern Liebe selbst schon Bedürfniß, zu vertrauen, wie zu hoffen; darum hängt sie stäts mit unerschütterlichem Glauben an dem Geliebten.

Doch ist die vollendete Liebe nicht ohne kleine Beunruhigungen. Die Schüchternheit und Schamhaftigkeit der Liebe können, wenn sie noch nicht ganz ihre Höhe erreicht hat, augenblickliche Mißkennungen herbei führen; zufällige Verstimmungen und nöthige Zurückhaltungen können für Augenblicke den Schein der Erkaltung veranlassen. Mancherlei Sorgen hat stäts die Liebe um den Geliebten; sein Übelbefinden, Verdruß, der ihm zu Theil ward, Unannehmlichkeiten, die ihm begegnet sind, erregen schmerzliche Theilnahme im liebenden Gemüthe. Einmal wird der Tod das schöne Band auflösen und die Liebenden für diese Welt auf immer von einander trennen; wie bald kann das vielleicht schon geschehen, wie bald wird die jetzt so glückliche Liebe nichts als Klagen haben? Auch dieser Ge=

danke muß sich zuweilen zwischen die Genüsse der Liebe drängen.

Ohne die Beunruhigungen der Liebe wäre ihre Wonne weniger entzückend. Sie sind die Würze ihrer Freuden, und gewähren der Zärtlichkeit mehr Leben und rührendern Ausdruck.

Als eine schöne Eigenthümlichkeit der Liebe verdient auch das sinnige Wesen derselben angemerkt zu werden. Die Liebe ist am häufigsten in sich gekehrt, verloren in ihre seligen Gefühle, in das Andenken an den Geliebten, in die stille Beschäftigung mit ihm, in die Sorge für ihn; das Äußere ist ihr nur in so fern interessant, als es sich auf den Geliebten bezieht, als es zu den süßen Träumen der Liebe veranlaßt oder ihnen Nahrung gibt, als sich Erinnerungen der Liebe daran knüpfen lassen, und als es Stoff darbiethet zur Verschönerung des gemeinschaftlichen Daseyns. Die Empfindung und das Nachdenken der Liebe sind immer gefesselt, ohne daß jene heftig und dieses angestrengt wäre. Das Bild des Geliebten ist der Liebe immer gegenwärtig, und an dasselbe reihen sich tausend freundliche Phantasien, die sich durch die weiten Reiche

der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft verbreiten, und in deren Fülle die Seele sich berauscht mit den frohesten Genüssen. Stäts hat die Liebe etwas von dem Geliebten zu bewahren, an dem Geliebten zu erspähen, für den Geliebten zu ersinnen, und ihr Scharfsinn darin ist gar nicht zu übertreffen. Jedes leise oder ahnende Gefühl wird ihr, ohne von seiner Lebhaftigkeit etwas zu verlieren, zum klaren und zarten Gedanken, und jeder Gedanke schmiegt sich innig und lieblich an die Wirklichkeit, mit den Blüthen des Herzens bepflanzt sie ihre Paradise.

Daher die häufige Zerstreutheit der Liebenden; fast immer in sich beschäftigt, beweisen sie selten ihren Umgebungen die Aufmerksamkeit, welche diese zu fordern berechtigt sind. Sie sehen Euch an, wenn Ihr redet, aber sie hören nicht, was Ihr saget, denn sie hören auf die Stimmen im Herzen; sie gerathen in Verlegenheit, und geben Euch die unpassendsten Antworten, denn sie wissen nicht, was Ihr meinet. Sie vergessen zuweilen ganz wo sie sind, und was sie hier zu beobachten haben, und selbst wenn ihre Gedanken bei dem Gegenwärtigen weilen, sind ihre Gefühle und Wünsche weit weg. Sie verstoßen unaufhörlich gegen die Regeln der Schicklich-

keit, und indem sie Eine Übereilung gut machen wollen, begehen sie eine neue größere. Interessant bleibt dabei oft die naive Art, womit sich ihre Verwirrung äußert; daher auch ihre Zerstreutheit besser aufgenommen wird, als jede andre, obgleich die Wohlanständigkeit keinesweges gesonnen ist, sie zu dulden, und die Gesellschaft immer verlangt, daß sie klug und ordentlich werden. Die echte Liebe kann Thorheiten begehen; aber das liegt nicht in ihrer Natur, sondern hat bloß darin seinen Grund, daß sie nicht auf das Äußere achtet. So geschieht es denn zuweilen, daß die Liebe, ohngeachtet ihrer Verschwiegenheit und ihres großen Talentes, Geheimnisse zu verbergen, an sich selbst zur Verrätherin wird. Wo sich die Sitte nie über die Liebe zu beschweren hat, da sitzt diese auch in dem Herzen nicht tief.

Aus dem sinnigen Wesen der Liebe erklärt sich der Hang derselben zur Einsamkeit. Das wahrhaft liebende Mädchen flieht die rauschenden Zirkel, es mag keinen Theil nehmen an glänzenden Lustbarkeiten und den öffentlichen Unterhaltungen der Freude. Es hägt in seinem Herzen etwas Beßres, und das verträgt sich nicht mit dem Lauten und Gemeinsamen, das zieht in die Stille. Hier fühlt es sich wohl, denn hier

ist seine Welt, hier kann es sich ganz in sein Inneres vertiefen, und seinen Hang zur Schwärmerei befriedigen. Es sind aber nicht immer fröhliche Träume, es sind oft auch Träume der Schwermuth, was es hier um sich sammelt; denn Schwermuth gesellt sich gerne zur Liebe, leicht gehen die Empfindungen der Liebe in die Empfindungen der Schwermuth über; beide sind sich nahe verwandt, und die Töne stiller Freude gränzen nahe an die sanfte Klage. Das Mädchen das die Schwermuth nicht kennt, hat auch noch keine Liebe gefühlt.

Dem Geliebten theilt der Liebende gerne sich mit; ihm sagt er alles, was Schüchternheit und Zartgefühl ihm nicht zu sagen verbiethen. Die glücklichsten Stunden in der Liebe sind die der vertraulichen Unterhaltung und des warmen Ergusses der Herzen. Tausend Kleinigkeiten, die andre nicht der Aufmerksamkeit würdigen, sind der Liebe wichtig, und werden die Veranlassung zu den interessantesten Eröffnungen. Was man schon lange wußte, hört man gerne wieder aus dem Munde des Geliebten, und was man sonst nicht beachtet, wird merkwürdig, wenn

dieser es erlebt hat. Liebende haben sich auch immer etwas zu sagen, wenn sie anders sich im Genusse des Beisammenseyns so zu mäßigen wissen, wie es das Interesse der Liebe selbst schon verlangt, und wie es ihre Verbindungen und Pflichten in der Welt fordern; denn ihr Leben ist unaussprechlich reich, sie erfahren so manches, was beide angeht, oder dem Einen doch in so fern bedeutend wird, als es den andern trifft, und diesen zufrieden oder mißvergnügt macht. Wie viele Gedanken gibt es hierüber zu wechseln, wie viele Ansichten und Plane, Wünsche und Hoffnungen gegen einander auszutauschen! Der Liebe ist nichts gemein; denn alles wird durch das Herz veredelt.

Die Liebe will die Gemüther vereinigen; wie ist das möglich ohne gegenseitige Mittheilung? In dieser Mittheilung schließt sich der geheimste Sinn auf; in ihr erkennen sich die Wesen, die für einander geschaffen sind; in ihr treten die Eigenschaften, die sie einander werth machen, immer klarer hervor; in ihr finden sie sich immer liebenswürdiger, und schließen sich immer dichter an einander an; in ihr klingen die sanften Laute der Sympathie heller, und in ihr offenbaren sich vorzüglich die geistigen Charaktere der Geschlechter, von de-

nen das Bündniß der Liebe geknüpft wird. Die sanfte Fröhlichkeit des Weibes und der kräftige Ernst des Mannes fließen da zusammen, und enthüllen das leichte und doch gedankenvolle Spiel des Lebens in seiner ganzen Mannichfaltigkeit.

Der Liebe wird alles zur Sprache. Beredter als das Wort ist ihr oft ein Blick, ein Gesichtszug, eine Geberde und ein Druck der Hand. Sie sagt oft mehr durch das tiefe Schweigen, als andre durch die längsten Reden; und sie wird schon verstanden, wenn sie ganz in das Gefühl einer Erinnerung oder eines Anblicks verloren zu seyn scheint. Die Herzen der Liebenden begegnen sich überall, und sind das Eine des Andern treuester Dollmetscher. Selbst leblose Gegenstände dienen der Liebe zu Zeichen ihrer Gedanken und Empfindungen; und das unbedeutendste Geschenk macht sich nicht selten dadurch wichtig, daß es die interessantesten Mittheilungen überbringt.

Aber die Sprache der Liebe ist, wie sie selbst, zart, keusch und schamhaft, wahr und offenherzig, doch auch zur rechten Zeit verschlossen und bekümmert. Was sie ausdrückt ist ihr vom Herzen eingegeben — und nicht weniger die Art, wie sie es ausdrückt; die reinste Sittlichkeit und das innigste Wohlwollen ertheilen allem sein Gepräge.

Die Liebe spricht nicht künstlich, aber doch schön; denn sie denkt und empfindet schön, der herrliche Geist, der sie belebt, kann nichts andres als Schönes hervorbringen. Sie affectirt nicht, aber was sie sagt, ist von selbst voll Anstand; sie übertreibt nicht, aber ihr mäßigster Lobspruch erfreut das Herz durch sich selbst; sie frömmelt nicht, aber ihre Worte empfehlen von selbst die Tugend; sie studirt nicht darauf, was sie vermeiden will, aber es ist ihr unmöglich, auf etwas zu verfallen, das übel lautet, worin Verfänglichkeit gesucht werden, was wehe thun oder schlechte Gedanken erwecken könnte.

Die Stimmung der Liebe ist sanfter Frohsinn mit dem Ernste des sinnigen Wesens gepaart. Die Liebe verbreitet Sonnenschein über das Leben, unter ihren Einfluß kann dieses nie eine dauerhaft trübe Gestalt gewinnen, sie bringt alle Kräfte des Lebens in harmonische Bewegung, sie stiftet Eintracht im Gemüthe, sie gibt Empfänglichkeit für jegliches Angenehme, ihr blühen überall Feuden, im Ungemach ist sie sich selbst schon Trost — wie sollte da nicht Heiterkeit auf ihrem Angesichte glänzen? Selbst zum lauten

Jubel kann sich die Liebe erheben im Vollgenusse ihrer Seligkeit; aber das ist nicht ihr herrschender Zustand, sie kehrt zur besonnenen Fröhlichkeit zurück, das Laute und Heftigkeit ist der klaren Ruhe ihres Wesens fremd. Die Freude des liebenden Beglücktseyns ist eine stille in sich gekehrte, sie ist darum so schön, weil sie die ganze Seele erfüllt, und ihre geheimsten und süßesten Bewegungen erregt; was schnell vorübergeht stimmt nicht in den Einklang der Liebe.

Der Leichtsinn ist der Liebe durchaus zuwieder; wie wäre Leichtsinn zu dulden, wo es Einer der heiligsten Angelegenheiten des Lebens gilt? die Gefühle, die Bestrebungen und die Werke der Liebe gestatten nichts Flüchtiges und Schwankendes. Vom Herzen kommt ja die Liebe, darum muß alles, was sich auf sie bezieht das Herz anziehen, zur Besonnenheit einladen, und tief empfunden werden. Was die Liebe gibt muß ernstlich gemeint seyn; in ihm wohnt tiefe Bedeutung, es soll ernstliche Bedürfnisse befriedigen. Überdem begegnet der Liebe so vieles, was unvermeidlich zum Ernste stimmt, sie hat Hindernisse zu entfernen, mit Mißgeschick zu kämpfen, Sorgen und Lasten zu tragen, Pflichten zu erfüllen, und Zwecke zu erreichen.

Leichtsinnige Menschen sind darum nicht einmal recht empfänglich für echte Liebe, ihnen fehlt die Tiefe des Gefühles, worin die Liebe empfangen wird; soll diese sich ihrer bemächtigen, dann muß es durch Eindrücke geschehen, die stark genug sind, ihre Stimmung ganz umzubilden. Die Regungen der Sinnlichkeit kann der Leichtsinn empfinden, selbst zum vorübergehenden liebenden Geschmacke und zum flüchtigen Verliebtseyn bringt er es wohl, aber nimmer zur Liebe. Wer mit dem Geliebten im Tanze der Freude durch das Leben zu schweben begehrt, der kennt die Liebe nicht, er wird sich bald mit Überdrus von dem Wesen wegwenden, das so schnell aufhört ihn zu interessiren. Das ist die Bestimmung der Liebe, daß sie den raschen Flug des Lebens anhalte, und den unstät umher schweifenden Blick auf das Innere zurück lenke. Die Liebe fixirt den Menschen, sie scheidet das Schwankende, Unhaltbare und Überflüssige an ihm aus; sie kann und muß zuweilen in einem hohen Grade ernsthaft seyn.

Die Liebe verschmäht zwar in ihrem Ernste die Spiele mit Kleinigkeiten nicht, denn auch das Kleine hat für sie Bedeutung, und schmiegt sich freundlich an ihre Stimmung; aber sie macht sie nicht zur Hauptsache, und weiß an das Kleine

immer Großes und Sinnvolles zu knüpfen. Sie überläßt sich der süßen Tändelei, wenn es ihr gemüthlich ist, aber sie zeigt sich darin leicht, heiter und voll Geist, und sie müßte ihre Würde verläugnen, wenn sie immer tändeln wollte. Menschen, welche die Stunden des liebenden Beisammenseyns ganz vertändeln können, täuschen sich, wenn sie glauben, die echte Liebe zu haben, sie suchen eine Leere auszufüllen, die da gar nicht Staat finden kann, wo echte Liebe ist.

Die fröhliche Stimmung der Liebe spricht sich in Scherzen aus, welche nicht Kinder des Muthwillens und der Laune, sondern heitre Gestalten der Liebe sind — unschuldig und gutmüthig wie sie, und darum weder beleidigen noch wehe thun können. Die beginnende Liebe scherzt nicht, Gefühl, Erwartung und Besorgniß machen ihr das unmöglich; in Scherze kann die Liebe erst dann übergehen, wenn sie mehr stille Zärtlichkeit geworden ist, wenn sie ihre Empfindungen mehr durch einander gewebt, und zu größerer Mannichfaltigkeit ausgebildet hat. Nie ist der Scherz schöner, als im Munde der Liebe.

Wenn Liebende sich necken: so suchen sie sich mit dem Scheine der Entfernung und des Zwiespaltes zu täuschen, um, wenn dieser Schein

sich gleich zerstreut, durch das Gefühl ihres Einsseyns désto höher beseligt zn werden. Beim Necken versucht die Liebe in ihr Entgegengesetztes überzugehen, um sich zu überzeugen, daß sie nie etwas anders seyn kann als Liebe, nnd auf diese Weise das Gefühl ihrer selbst zu verstärken. Neckereien sind die Veranlassung zu den rührendsten Ergießungen des Herzen und zu den wärmsten Erweisungen der Zärtlichkeit. Doch liegt auch in dem Necken selbst etwas Ergötzliches, was aus dem Contraste des vorgespiegelten Gefühles mit dem wirklichen entsteht. Das Necken ist eine Art Art des Scherzes und bringt fröhlichen Wechsel in die Mittheilungen der Liebe. Die Neckereien der Buhlerei wollen die Sinnlichkeit des andern erregen, und die eigne Lüsternheit reitzen, oder sie sind Ausbrüche der übermüthigen Lüsternheit; darum sind sie zwar lustig, aber weit entfernt von der Anmuth, die alle Spiele der Liebe beseelt.

Der Gemeinspruch: was sich neckt, das liebt sich, ist in der Beziehung, worin man ihn gewöhnlich anwendet, ganz falsch. Das Necken ist so wenig ein Beweis der aufkeimenden Liebe, daß es vielmehr gerade das Gegentheil bezeugt, nähmlich, daß noch keine Empfindung der echten

Liebe im Herzen sey. Wo Empfindungen echter Liebe sich zuerst regen, da ist Ernst, Schüchternheit und Innigkeit, und diese gestatten nicht die Losgelassenheit des Gemüthes, in welcher man sich neckt. Necken können sich nur Menschen, die in einem gewissen Gleichgewichte mit einander stehen, sey es, daß sie einander nur ein leichtes Interesse eingeflößt, oder daß sie sich durch gegenseitiges Hingeben mit einander ausgeglichen haben. Das verliebte Wesen macht, daß man sich neckt, wirklich Verliebte necken sich nicht, und noch weniger Liebende, deren Verhältniß noch nicht die innigste Vertraulichkeit geworden ist.

Man spricht zuweilen von Launen der Liebe; aber die echte Liebe hat keine Launen, am wenigsten für den Geliebten, sie kennt sich selbst zu gut, als daß sie hoffen könnte, durch erkünstelte Stimmung bei dem Geliebten, den nur die reine Natur entzückt, den alles Finstre und Verzerrte abstoßen muß, etwas zu gewinnen; selbst diejenigen Launen, welche etwa aus andern Ursachen bei Liebenden entstehen möchten, suchen sie zu unterdrücken, damit der Geliebte nicht betrübt werde. Die Liebe ist selbst das beste Heil-

mittel gegen Launen, wo die Heiterkeit der Liebe im Herzen wohnt ,da kann die Laune nicht leicht aufkommen. Die Sinnlichkeit ist launisch, bald weil sie ihre Forderungen nicht befriedigt findet, bald weil sie gesättigt ist bis zum Ekel, bald weil sie ihre Unwürde fühlt, bald um durch ihre Launen lüsterner zu machen. Die verliebte Eitelkeit kokettirt mit Launen; sie ist andächtig und leichtsinnig, zuvorkommend und spröde, offenherzig und zurückhaltend, feurig und kalt, munter uud niedergeschlagen, denn sie hat alles gelernt.

Allerdings kann die Liebe sich zuweilen etwas verstimmt zeigen, wenn sie nämlich bei dem Geliebteu Kälte wahrzunehmen glaubt, oder wenn der Gedanke an die Möglichkeit, den Geliebten zu verlieren, lebhaft in ihr aufsteigt, oder wenn der Geliebte fehlt; in dem letztern Falle fühlt das Herz eine Leere, die durch nichts auszufüllen ist, eine Gleichgültigkeit, worin nichts Reitz für es hat, und ein Mißbehagen, worin alles widrige Eindrücke macht, und das nichts zu verscheuchen vermag. Aber das alles muß nicht Laune genannt werden, und es wird auch nicht entstehen, wenn die Liebe im rechten Gleise ist. Aber ist nicht die Liebe empfindlich? kränkt sie nicht

der unbedeutendste Schein der Zurücksetzung und der Vernachläßigung? Bei der echten Liebe nimmt man Empfindlichkeit nur in ihren Anfängen wahr; hat sie in dem Geliebten das befreundete Wesen erkannt, und das Bündniß des Herzens geschlossen, dann kann sie eben so wenig empfindlich, als eifersüchtig seyn. Gewöhnlich ist die Empfindlichkeit ein Zeichen, daß das, was für Liebe gehalten würde, in der That Eitelkeit oder eine schwächere Zuneigung war, welche noch nicht alle Selbstsucht hat überwinden können. Derjenigen Empfindlichkeit, welche sich bei dem fehlgeschlagenen Bestreben, seine Absichten durchzusetzen zeigt, ist die Liebe durchaus unfähig.

Übrigens hat die Liebe für die Welt der Eigenheiten viele, so daß dieser das Wesen und Treiben derselben oft räthselhaft, oft sonderbar, und nicht selten thörigt scheinen muß. Ihre Natur weicht von den Ansichten, Gefühlen und der flachen, herzlosen Sitte der Welt zu sehr ab, als daß es anders seyn könnte; aber darüber wird sie nicht verlegen, sie hat an die Welt keine Ansprüche zu machen, und das Urtheil der Welt kümmert sie nicht, ihr genügt es, sich selbst in ihrer Wahrheit zu besitzen.

Kann die Liebe jemals aufhören? Die echte Liebe nicht, sie ist treu bis in den Tod. Bei der vollendeten Liebe versteht es sich von selbst, daß sie nicht vergeht. Wesen, die sich in vollendeter Liebe umfassen, sind für einander geschaffen, sie sind in ihrem ganzen Daseyn bis in das Innerste desselben einander befreundet, jedes Gefühl ihres Selbstes ist in das Selbstgefühl des andern verwebt, und sagt ihnen, daß sie ewig zu einander gehören, das keins seyn kann, ohne das andre. Wesen, die es erkannt haben, daß in ihnen nur Ein Leben ist, daß es für sie nur Ein Denken, Wirken und Streben und nur Ein Glück gibt, können nicht von einander lassen, so wenig als jemand von sich selbst lassen kann. Ihr könnt sie von einander entfernen, aber ihre Seelen bleiben sich nahe, ihre Herzen vereinigen sich um so fester, je mehr Mühe man sich gibt, sie einander vergessen zu machen; stärker als der Genuß fesselt sie das Entbehren. Was Gott zusammen gefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.

Die vollendete Liebe ist unsterblich, wie das Bewußtseyn, wer sie einmal empfand, der liebt nicht zum zweiten Mahle. Dies ließe sich ohnehin nur denken in dem Falle, daß der

Tod das Bündniß aufgelöst hätte; aber auch dann lebt der vollendete Geliebte noch fort in dem Herzen des Zurückgebliebenen, sein Bild kann eben so wenig aus demselben verschwinden, als ein andres Weseu ihn ersetzen kann. Alle Empfindungen des Herzens kleben an den schmerzlich süßen Andenken, und verlieren sich in Sehnsucht nach dem seligen Lande der Widervereinigung.

Es ist an sich nicht unmöglich, daß die unvollkommne Liebe treulos werde, denn es könnte sich ein andres Wesen finden, das noch mehr zur liebenden Sympathie mit uns geeignet wäre, als das jetzt geliebte; aber das edle und selige Gefühl der Liebe wird sie davor schützen; es wird Auge und Neigung bewachen, die Aufmerksamkeit von allem, was diese schwächen könnte zurückhalten, und dem einmal Geliebten das Herz ewig bewahren. Die reine Liebe, sey sie auch eine unvollkommne, weiß, daß sie nicht untreu werden darf, und daß sie es nicht kann, ohne sich selbst zu erniedrigen. Nur rohe Gemüther können vergessen, was sie der Liebe verdanken, und das geliebte Wesen dem Jammer Preis geben. Der sinnlichen Begierde kostet es nichts, die Treue zu verlassen; darum wehe dem Herzen, das sinnliche Begierde für Liebe nimmt, und sie mit Liebe erwiedert!

Selbst die betrogene Liebe wird selten ganz vertilgt, sie läßt fast immer Spuren zurück, die laut davon zeugen, was einst das Herz bewegte. Gewöhnlich vertrauert sie das Leben im Stillen, und hört nicht auf, an den Treulosen zu denken, und ihn im Herzen zu tragen; das Herz klopft bei jedem Worte, das ihn nennt, oder an ihn erinnert. Immerfort nährt sie heimlich die süße Hoffnung, er werde zurückkehren, und ohne Schuld befunden werden; mit offnen Armen würde sie ihn empfangen, wenn er wieder käme und nichts als Thränen hätte. Bei reitzbaren Gemüthern verwandelt sich die Liebe in Empfindungen des Hasses, welche in das Bestreben übergehen, den Geliebten ganz aus dem Herzen zu entfernen, und sich nicht selten auf das ganze Geschlecht erstrecken. Wer verzeiht nicht diese Empfindnngen einem Wesen, dem sein ganzes Glück zerstört, sein Friede genommen, sein festestes Vertrauen getäuscht, sein Himmel zerfallen ist? Indeß mischen sich in die Empfindungen des Hasses noch häufig Regungen der Liebe, die oft mit großer Gewalt wieder hervorbrechen. Der Rachgier sind nur niedre Seelen fähig; aus der Liebe kann sie in keinem Falle kommen, was dieselbe erzeugt, ist entweder Eitelkeit oder rohe Lei-

denschaft, daher ihre Wuth und Grausamkeit in weiblichen Seelen. Die betrogene Liebe, wenn sie gleich haßt, könnte doch dem einst Geliebten kein Wehe zufügen; so artet die sanfteste Stimmung nimmer aus, das gestattet auch das Nachgefühl der genossenen Wonne nicht. Das Weib, welches sich für verschmähte Neigung rächen muß, hat nie geliebt, es war in seiner Selbstsucht nicht einmal fähig zu lieben.

Die Liebe muß sehr schwach, sie muß nicht viel mehr als liebender Geschmack gewesen seyn, wenn das Gemüth bald vor ihr geheilt werden; und sich neuer Liebe ergeben kann. Die unvollkommne Liebe vermag dies wohl, wo sie betrogen ward — nur dem weichern Herzen schlägt solche Täuschung unheilbare Wunden — aber auch sie weiht sich keinem neuen Gegenstande, wenn sie von dem ersten durch den Tod getrennt wurde. Ist ihr gleich das Bild desselben nicht so tief eingeprägt: so achtet sie doch die Gefühle, die sie einst hatte, viel zu heilig, als daß sie das vermöchte; diese Gefühle lassen sich nicht umher tragen, ohne gemein und verbraucht zu werden, sind sie rechter Art, dann scheuen sie von selbst, sich von dem abzusondern, was sie zuerst eingeflößt hat.

Kann die Liebe dem geliebten entsagen? Die Vollkommne kann es nicht. Auch dann nicht, wenn es die Ruhe des Geliebten erheischte? Welch eine Frage? — Gibt es hier Ruhe außer dem Besitze des Geliebten, ohne welchen das Leben nichts ist? Kann etwas anders die Ruhe mehr stören und schmerzlicher empfunden werden, als die Trennung von dem Geliebten? Alles müssen die, welche von vollkommner Liebe beseelt sind, daran setzen, um zur Vereinigung zu gelangen, denn für sie gibt es nichts Größeres.

Ob die unvollkommne Liebe entsagen könne, das hängt von dem Grade ihrer Stärke ab. Der liebende Geschmack kann es gewiß; er wird es auch, so bald etwas auf dem Spiele steht, was für den Geliebten wichtiger ist, als die Vereinigung. Die echte Liebe in ihm muß sich vorzüglich als Wohlwollen ausdrücken; es wäre Selbstsucht, das Glück des Geliebten dem Wunsche des Besitzes unterzuordnen.

Euphranor.

Ueber die Liebe.

Zweites Buch.

I.

Sinnliche und geistige Liebe.

1.

Sophron an Euphranor.

Mit unserm Charites hat sich eine große Veränderung zugetragen, die mich für ihn nicht wenig besorgt macht. Was meinst Du, daß, in der kurzen Zeit, die wir von Dir getrennt leben, aus ihm geworden sey? Nichts Geringeres, als ein moralischer Weichling und ein toller Träumer. Sein ruhiger Sinn für die Welt und seine brennende Liebe zu den Wissenschaften sind dahin; der fleißigste, ordentlichste Mensch hat sich in einen unthätigen, faselnden Phantasten verwandelt. Die Gespinnste seiner Einbildungskraft haben ihn so umstrickt, daß er nicht mehr sieht und hört,

was im Leben vorgeht. Alle Kraft seines Geistes scheint erloschen zu seyn, oder sich in ein schwärmerisches Sehnen und in ein süßliches Tändeln mit den luftigen Geschöpfen seiner Imagination aufgelöst zu haben. Gelingt es einmal, ihn zum Worte zu bringen: so wird man durch die aben theuerlichsten Dinge erbaut, und noch obendrein als ein Alltagsmensch bemitleidet, wenn man dem sublimen Wesen keinen Geschmack abgewinnen kann; welches auch dem Gutmüthigsten und Gefälligsten schwer fallen würde, der nicht allenfalls mit der Verrücktheit selbst zu sympathisiren vermöchte.

Ihn zur Vernunft zu bringen ist schlechterdings unmöglich; denn eben in seinem Treiben behauptet er zum echten Vernunftleben hindurchgedrungen zu seyn, und gegen das, was wir gesunde Vernunft nennen, hägt er die tiefste Verachtung. Für unser Einen, der nichts Besseres kännte, meint er, sey so etwas immer gut genug; aber Einem, der sich, wie er, zu höhern Regionen aufgeschwungen habe, und des unmittelbaren Anschauens des Schönen theilhaftig geworden sey, müsse man die trüben Brillen des gemeinen Lebens nicht mehr aufdringen wollen; so wenig er von uns verlange, daß wir uns zu ihm hinaufstimmen sollen, so wenig seyen wir berechtigt, ihm anzu-

sinnen, daß er sich zu uns herabstimme. In der That, er würde um seine Selbstgenügsamkeit und um seinen Göttergenuß zu beneiden seyn, wenn es so bleiben könnte, und wenn man für seine Brauchbarkeit und für sein künftiges Schicksal dabei nichts zu befürchten hätte.

Du erräthst wohl von selbst, daß die Liebe an dieser Überspannung schuld ist. So ist es wirklich; er liebt, und zwar so ätherisch, und so frei von dem Einflusse alles dessen, was die Sinne afficirt, als es in einem Zustande der Entkörperung, wo die Seelen sich unmittelbar berühren und in einander fließen, möglich seyn mag. Nichts als die Schönheit der Seele und der heilige Sinn, worin sich die Klarheit einer andern Welt abspiegelt, fesselt ihn an seine Serena — so heißt die Engelreine, die, so romanhaft wie er, von der schlechten Erde allein ihren Mondschein, ihre Blumendüfte und ihre Sommernächte brauchen kann.

Ihr Gesicht ist wirklich reitzend, aber ihm nur interessant, weil er darin die Züge der herrlichen Seele verkörpert findet. Das schmachtende Auge spricht ihm die Zartheit und Tiefe des Innern, die wehmüthig süße Sehnsucht nach dem Unendlichen und die innige Andacht eines unbe-

fleckten Gemüthes aus. Es ist das Lächeln der Seligen, was um ihre Lippen schwebt, in ihnen öffnet sich der Himmel des Herzens. Man würde ihn auf das empfindlichste beleidigen, wenn man die ungetrübte Geistigkeit seiner Empfindungen in Zweifel ziehen, oder ihm nur die leiseste Regung der Sinnlichkeit, in der Gegenwart der Geliebten, oder beim Gedanken an sie, zutrauen wollte.

Die Art, wie sie mit einander umgehen ist so unschuldig, als man sie sich nur denken kann. Sie haben genug, wenn sie nur beisammen seyn, sich im gegenseitigen Anschauen berauschen, sich ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen, wofür sie Geschmack haben gemeinschaftlich genießen, sich den Ausbrüchen des Herzens überlassen, sich in süße Träume mit einander verlieren, und sich sagen können, wie sie sich einzig und ewig lieben. Sie tragen zwar kein Bedenken, ihre Stimmung und ihr Streben Liebe zu nennen; aber es soll eine ganz andere Liebe seyn, als sie unter gemeinen Sterblichen angetroffen wird — eine Liebe, worin nur die Seelen, in wunderbarer Sympathie, sich berühren und durchdringen, eine Liebe himmlischen Ursprunges und himmlischen Wesens, die durch jede Beimischung des Irdischen entweiht,

und ihrer Seligkeit beraubt werde, eine Liebe, worin das Ewige sich immer mehr von den Schlacken des Irdischen zu läutern suche, um sich zu den Gegenden des Lichtes und der Wonne, in innigster Vereinigung, empor zu schwingen. Was sonst unter den Menschen Liebe heißt, das halten sie für unwürdig und erniedrigend. Die Liebe behaupten sie, sehe nur innerlich, und könne nur Göttliches genießen, nur mit Göttlichem sich bereichern; der mißbrauche den herrlichen Nahmen, der damit etwas Menschliches oder gar etwas, das ihnen beliebt thierisch zu schelten bezeichne; der wisse noch nichts von Liebe, in dem die Flamme der Sinnlichkeit noch nicht rein ausgebrannt sey. Ihre Liebe soll sich von der Freundschaft allein durch höhere Stärke und Innigkeit unterscheiden. Von einer genauern Verbindung ist wohl nie unter ihnen die Rede gewesen; wäre ihnen etwas davon in den Sinn gekommen; sie würden sich geschämt haben, das einander zu gestehen; vielleicht ahnet ihnen auch selbst wohl, daß sie hier bald Erfahrungen machen möchten, die ihnen gar nicht willkommen seyn würden.

Ihre Unterhaltung ist sehr einförmig und langweilig; das soll zwar die Unterhaltung der Verliebten für einen Dritten immer seyn, aber

bei diesen ist nicht einmal zu begreifen, daß sie sich nicht mit der Zeit selbst ennuyiren. Seufzer und Blicke müssen wohl tiefe Geheimnisse enthalten, denn oft sind sie Stunden lang beisammen, ohne sich durch etwas anders, als durch diese mitzutheilen; und wirklich scheinen sie sich zu verstehen, denn man sieht, sie sind in sich verloren, ihre ganze Seele ist in Bewegung. Besonders lieben sie einsame Spatziergänge, wo sie sich ihren Träumen ungehindert überlassen können, und solche Gegenden, die zu einer sanften Schwermuth stimmen. Zuweilen haben sie sich auch recht viel zu sagen, wovon unser Einer aber wenig versteht, und was mir mit unter etwas abgeschmackt oder kindisch dünken wollte. Dann und wann sprechen sie gelehrt, wobei man sich aber nicht erwehren kann, zu glauben, es müsse in ihren Köpfen durchaus anders aussehen, wie es in menschlichen Köpfen wohl auszusehen pflegt; doch sie freuen sich ja einer himmlischen Erleuchtung.

Ihre Empfindungen sind so überspannt, daß man in große Versuchnng geräth, sie für erkünstelt, oder gar für leere Grimassen zu halten, wenigstens sind es Empfindungen, wie sie kein andrer Mensch hat. Betrachtet man die geringfügigen Veranlassungen, die ihnen das Herz so in

die Höhe treiben, so weiß man nicht, ob man lachen oder unwillig werden möchte.

Je länger sie es treiben, desto ärger wird es, desto mehr entfremden sie sich den Menschen, dem Leben und seinen Verhältnissen. Unser Charites geht dabei zu Grunde; in seinen Arbeiten wird er unordentlich, man findet ihn immer zerstreut, und selten bei dem, was er zu verrichten hat. Unbekümmert um seine weitere Bildung, scheint er es sich zum Geschäft zu machen, sich in seiner Narrheit recht fest zu setzen. Ernsthafte und belehrende Bücher ekeln ihn an; nur eine gewisse Klasse von ästhetischen und philosophisch-mistischen Schriften findet man bei ihm. Übrigens geht er bald träumend umher, bald heckt er verliebte Grillen aus, und bringt sie zu Papiere. Vorzüglich correspondirt er sehr stark mit dem Monde, und weiß davon die wunderlichsten Dinge zu erzählen. Für alle gesellschaftlichen Vergnügungen hat er den Sinn verloren, nichts ist ihm mehr zuwider als das Geräusch, nichts sucht er angelegentlicher als die Stille. Niemand ist glücklicher als er, wenn er sich ungestört seinen Phantasien überlassen, und sich in dem Wonnemeere seiner geistigen Liebe berauschen kann. Seine Freunde vernachlässigt er, sie sind ihm gemeine Menschen, die

von dem Zustande eines Herzens, welches das Leben der Himmlischen in sich gesogen hat, keine Ahndung besitzen. Wer es nicht ganz verderben will, muß sich nur nicht um ihn bekümmern.

Nach seinen überspannten Begriffen beurtheilt er alles; er behandelt alles mit der tiefsten Verachtung, was diesen nicht entspricht, und zeigt gegen alles, was ihnen keine Nahrung gibt, die größte Gleichgültigkeit. Von seinem Charakter scheinen wirklich nur noch einige Trümmer da zu seyn. Sein Betragen wird immer nachlässiger, und er scheint es oft darauf anzulegen, sich durch Bizarrerien auszuzeichnen, und es die Welt, die so tief unter ihm ist, deren er so wenig bedarf, fühlen zu lassen, daß er nichts mehr mit ihr zu schaffen haben mag. Wo soll es nun endlich hinaus mit diesen schiefen Ansichten, mit diesem Bestreben, sich über das, was den Menschen doch nie losläßt, empor zu schwingen, mit dieser exaltirten Art zu denken und zu empfinden, mit diesen Träumen, die überall an die Wirklichkeit anstoßen, mit dieser Abneigung von allem, wofür der Mensch sich interessiren soll, und in dessen Besorgung allein er seiner Bestimmung nachlebt? Und was soll aus ihm werden, wenn nun das luftige Gewebe zerreißt, das seinen Himmel trägt?

Denn darüber darf ich wohl auf Euphranors Zustimmung rechnen, daß dieses ganze Wesen etwas Widernatürliches, eine höchst phantastische Schwärmerei ist. Wir sind nun einmal an die Erde gewiesen, und müssen mit ihr in Befreundung bleiben, das Geistige wird uns nie anders als in irdischer Gestalt begegnen, und selbst unsern höchsten Gedanken kleben die Spuren unsrer Sinnlichkeit an. Ist es mehr denn Spiel der Phantasie, wenn wir glauben etwas erfaßt zu haben, woran die Sinnlichkeit nicht Theil hat?

Was nun namentlich die Geschlechtsliebe betrifft: so muß ich gestehen, daß ich sie für ein Produkt der Sinnlichkeit halte, woran der Geist zwar einigen Antheil nimmt, ohne jedoch die ursprünglich sinnliche Natur umändern zu können? In der Freundschaft umfassen sich die Geister, aber von einer geistigen Liebe kann ich mir keinen Begriff machen.

Worauf soll sich diese geistige Liebe beziehen, was soll sie wecken und halten? Schwerlich möchten die Verehrer derselben im Stande seyn, uns von ihrer gepriesenen Seelenschönheit eine deutliche Vorstellung zu geben; schwerlich möchten sie sich in ihren sentimentalen Tiraden selbst verstehen; und, genauer betrachtet, möchte

sich alles auf Bilder der Phantasie, von dem körperlichen Reitze geweckt, und auf solche Gedanken und Empfindungen, in welchen das sinnliche Gelüsten verfeinert erscheint, zurück führen lassen. Sollen wir uns ja unter Seelenschönheit etwas denken: so müssen es entweder vorzügliche Eigenschaften des Geistes, Feinsinnigkeit, Witz, Phantasie, Gefühl, Herzensgüte — oder solche Eigenschaften, worin sich Harmonie des Geistes mit sich selbst ausdrückt, Sanftheit, Innigkeit, stille Fröhlichkeit, ein freundliches Gemüth — oder endlich es müßte irgend eine individuelle Gestalt der geistigen Menschheit seyn, die eben in ihrer individuellen Trefflichkeit geeignet wäre, unser Inneres anzusprechen. Aber sollte wohl Eins von diesem allem mehr als ein ruhiges Wohlgefallen und das damit verbundene Wohlwollen, sollte wohl Eins ein so starkes und feuriges Interesse, als das, wovon die Liebe beseelt ist — noch mehr, sollte wohl Eins solche Paroxismen erzeugen, wie wir sie an unserm Charites und seiner Serena wahrnehmen, wenn nicht die Sinnlichkeit mächtig dazu mitwirkte? Warum entsteht denn keine Liebe zwischen Personen desselben Geschlechtes, die jene Eigenschaften gegenseitig an sich wahrnehmen?

G e i s t i g e V o r z ü g e haben allerdings bei

gebildeten Menschen auf die Liebe Einfluß, sie verfeinern und erhöhen dieselbe, sie geben ihr den Charakter der Menschlichkeit, und leiten das brausende Feuer allmählich in die sanften Wallungen der Zärtlichkeit hinüber; aber sie wecken die Liebe nicht, sie selbst entspringt aus ganz andern Quellen.

So mag denn auch die Schönheit zur Liebe beitragen; aber sie allein thut es wahrlich nicht, und häufig genug scheint sich an dem Eigensinne der Liebe ihre ganze Gewalt zu brechen. Der sinnliche Reitz, das Zarte, Weiche, Fließende, oder das Üppige und die Fülle der körperlichen Gestalt wirken gewöhnlich mehr, als die regelmäßigste Form und die innigste Harmonie aller Theile.

Zuweilen vernimmt man von den Vertheidigern der geistigen Liebe etwas von einer gewissen Sympathie, worin die Geister, für einander geschaffen, sich gegenseitig anziehen sollen. Ich bekenne indeß gerne, daß mir das etwas Unverständliches ist. Eine Sympathie, die, auf geheimnißvolle Weise, die Geister einander befreundet, ohne daß sie selbst angeben könnten, wodurch dieses geschieht, und was sie an einander haben, finde ich nicht allein nicht in der Natur des Men-

schen, sie scheint mir sogar den Gesetzen derselben zu widersprechen, und mit ihren übrigen Kräften und Anlagen unvereinbar zu seyn. Bei dem Menschen bedarf es des Instinktes nicht mehr, wenn er zum Gebrauche seiner Vernunft gekommen ist. Über die Wirkungsart dieser Sympathie müßten sich doch wohl Aufschlüsse geben lassen, wie es mit den übrigen Vermögen der Seele der Fall ist. Überdem lassen sich die Erscheinungen derselben recht gut aus der Sinnlichkeit und Phantasie erklären. Die echte Sympathie ist gegenseitige Zuneigung, welche sich auf Übereinstimmung der Gemüther gründet, daraus aber kann noch keine Liebe werden; mit ihr allein bringt man es nicht weiter, als zu der, unvergleichlich kältern und ernsthaftern, Freundschaft. Dabei findet sich nicht, daß Menschen, die sich lieben, so sehr in ihrer Art zu denken und empfinden übereinstimmen; weit eher kann man unter ihnen Verschiedenheit der Ansichten und Stimmungen bemerken, welche sogar erforderlich seyn möchte, um das Leben und den Reitz der Liebe zu erhalten. Daß Charites und Serena nicht aus Einem Stoffe gebaut sind, getraue ich mir zu behaupten.

Die Entwickelung der Liebe hält genau glei-

chen Schritt mit der Entwickelung der körperlichen Begierde, mit ihr erwacht sie, und mit ihr vergeht sie wieder. Sie ist so lebhaft wie diese, so warm wie das Blut, so romantisch wie die Phantasie, die sich hiermit vereinigt. Was kann augenscheinlicher seyn, als daß sie die verschönerte Begierde selbst ist?

Zuletzt macht die Sinnlichkeit doch auch immer ihre Rechte geltend, die gespannteste Sentimentalität sinkt frühe oder spät erschlafft in ihre Arme. Es wird den Verliebten immer einleuchtender, daß man doch von Luft und Mondschein nicht lebt. Sie werden des ewigen Anschauens endlich satt, und verlangen nach etwas anderm; die Hülle wird immer durchsichtiger, bis sie endlich ganz und gar abfällt.

Bei unserm Charites wird sich die Sache nicht anders verhalten; gewiß ist es verschleierte Sinnlichkeit, was seinem vermeinten rein geistigen Verhältnisse zu Serena zum Grunde liegt. Durch die Richtung zur Schwärmerei, und die davon unzertrennliche Selbsttäuschung muß sie ihm gefährlicher werden, als wenn sie sich gleich in ihrer wahren Gestalt gezeigt hätte; dann hätte ihn sein guter Genius gewarnt — jetzt muß ihn die Mengerei der Empfindungen verderben. Wenn

nicht alle Kraft seines Lebens sich in diese verfeinerte Sinnlichkeit auflöst, und mit ihr nachher zur gröbern herabsinkt: so wird er wenigstens ein physischer und moralischer Weichling werden. Jede Art der Schwärmerei ist auch schon Schwelgerei.

Gewiß wünschest Du eben so sehr als ich ihn zu retten. Was soll man mit ihm anfangen? Gründe hört er nicht; auf das Raisonniren läßt er sich nicht ein; für alles, wodurch man ihn zerstreuen könnte, hat er den Sinn verloren. Wenn noch etwas an ihm auszurichten ist: so wirst Du es vermögen. Ertheile mir bald Deinen Rath.

2.

Euphranor an Sophron.

Was Du mir, theurer Sophron, von unserm Charites meldest, hat mich nicht sehr befremdet; es war voraus zu sehen, daß es so kommen würde; ein weiches Gefühl, eine lebhafte und feurige Phantasie und ein zarter Sinn für das Beßre hatten den Keim schon lange genährt, der jetzt seine Hülle sprengt. Natürliche Anlagen und mancherlei Einwirkungen von außen haben sich bei ihm vereinigt, ihn von der Welt abzuziehen, ihn in sich selbst zurück zu drängen, und die Kräfte des innerlichen Lebens in einem ungewöhnlichen Grade zu erregen. An der idealischen Welt, worin er jetzt lebt, hat sein inniges Gemüth schon lange gearbeitet, und es bedurfte nur noch des letzten Zauberschlages, um sie in voller Entfaltung an das Licht treten zu lassen. Ein Mädchen, wie Serena war ganz geeignet, dem angefangenen Werke

die Vollendung zu geben, die ohne sie vielleicht auf andre Weise oder in andrer Gestalt erschienen, aber gewiß nicht ausgeblieben seyn würde.

Ich kenne die Serena; sie besitzt ein gutes, nur zu empfängliches Herz; eine verkehrte Erziehung und das Lesen überspannter, empfindelnder Schriften haben sie verbildet. Zwar konnten ihre herrlichen Anlagen nicht ganz verwüstet werden; aber ein glückliches Weib wird sie nie. Die weibliche Schwärmerei, wenn sie diese idealische Richtung genommen hat, ist gewöhnlich nur auf Kosten des moralischen Charakters heilbar, und ungeheilt stört sie die schöne Befreundung mit dem Leben, aus welcher noch nie eine Frau getreten ist, ohne die Eintracht ihres Gemüthes zu verlieren.

Für unsern Charites bin ich weniger besorgt. In ihm regen sich große Kräfte, die ihn bald aus dem Reiche der Träume, wo sie keine angemessenen Gegenstände finden, vertreiben, und ihn der Welt, in welcher man handelt, zurück geben werden, der gesunde Verstand und das echte Gefühl werden bald ihre Rechte behaupten. Schon ist zu viel in ihm klar und geschieden, als daß es je zu der gefährlichen Mengerei der Empfindungen kommen könnte, die alles in physische oder

sittliche Üppigkeit auflöst. Er hat das Große im Leben zu fest ins Auge gefaßt, als daß er es je über einer romanhaften Tändelei im Stande wäre zu vergessen, als daß er nicht mit der Zeit an dieser Tändelei selbst Ekel bekommen sollte. Seine Krankheit ist die Wirkung schädlicher Stoffe, die sich nach und nach in ihm gesammelt hatten, sie wird diese ausstoßen, und seine Gesundheit fester und gediegener wieder herstellen.

Es ist etwas ganz anders, wenn fade, geistlose Menschen in solche Paroxismen fallen, bei welchen sie allerdings in bleibende Verzerrungen übergehen — und wenn die unreifen Gedanken oder die exaltirten Empfindungen eines Mannes von Kopf und Herz darin ausbrechen. An jenen ist nichts zu verderben, und diese kehren um. Mein Rath wäre daher, ihn das Wesen so lange treiben zu lassen, bis er dessen selbst satt wird. Freilich, er versäumt seine Arbeiten und wird unordentlich; aber er hohlt alles wieder ein, und die zurück gehaltene Kraft wirkt desto nachdrücklicher, wenn sie sich wieder in Freiheit gesetzt hat. Das Lehrgeld einiger verlornen Monathe muß jeder einmal an irgend eine Narrheit entrichten.

Vor allen Dingen hüthe man sich, mit ihm von seiner Leidenschaft zu sprechen, oder sie mit

Gründen zu bekämpfen, was sie nur mehr entflammen würde. Der Widerspruch reitzt, wie das Verboth, die Begierde; sie wird desto hartnäckiger, je mehr man ihr darein redet; sie zieht aus den Kämpfen mit ihren Gegnern noch lange Nahrung, wenn ihr Gegenstand selbst ihr keine mehr gewährt.

Will man sonst noch etwas für ihn thun: so treffe man Veranstaltungen, welche die Erinnerung an die vorige Zeit, an ehemalige Verhältnisse, Beschäftigungen und Aussichten in ihm anregen können, doch so, daß er das Absichtliche darin nicht merkt, man lasse ihn, als geschähe es zufällig, fühlen, was er von sich stößt; vielleicht bringt ihn das zu Vergleichungen, die, nach mehrern Rücksichten, oft wiederholt, gewiß nicht ohne Erfolg bleiben würden. Man suche sein moralisches Gefühl, dem ich noch immer viel zutraue, für nahe liegende Vorfälle zu interessiren. Man versetze ihn in Umstände, die ihn, wider seinen Willen, in das Leben der Wirklichkeit verwickeln, die ihn nöthigen, Besonnenheit und Selbstkraft aufzubiethen; es ist schon viel, wenn er nur nicht immer gegängelt wird. Wahrscheinlich ist auch in seinen Verhältnissen manches, wodurch, mittelst der Beziehung, worin es auf seine Leidenschaft

steht, diese gegen sich selbst gebraucht werden könnte, welches ich seinen Freunden, die hiervon genauer unterrichtet sind, anheim stellen muß; indeß erfordert dieß große Behutsamkeit, weil hier die entgegengesetzten Wirkungen an einander gränzen. Im Übrigen scheine man sich um ihn nicht zu bekümmern; seine Freunde sind ihm gewiß nicht gleichgültig geworden, so sehr er auch jetzt auf sie herabsieht, und ihrer entbehren zu können glaubt, er wird die Vernachlässigung bald schmerzlich fühlen, und sich nach und nach von selbst wieder nähern, wo dann nicht wenig über ihn zu gewinnen seyn möchte.

Ich bin mit Dir darin einverstanden, daß die vielfach gepriesene geistige Liebe, die allein von der Schönheit der Seele Nahrung bekommen soll, Schwärmerei ist, und daß ihr gewöhnlich nichts als verschleierte Sinnlichkeit zum Grunde liegt. Man findet sie auch nur in den Jahren, wo die Phantasie in ihrer vollen Blüthe steht, und die Empfindungen des Herzens entweder größten Theils bestimmt, oder doch so modificirt, daß sie den Gegenständen der wirklichen Welt nicht mehr entsprechen, und wo das Körper-

liche und Geistige am Menschen sich so innig in seinem Bewußtseyn vermischen, daß dieses fast immer mit jenem verwechselt wird. Ich glaube nicht, daß, was Charites und Serena für einander fühlen, wirklich Liebe sey, ich möchte eher sagen, sie sind in einander verliebt. Ihre Charaktere sind zu wenig für einander geeignet, als daß je echte Liebe unter ihnen Statt finden könnte; darum fürchte ich von der flüchtigen Anwandlung nicht viel. Sie würden jetzt vielleicht den bemitleiden oder verlachen, der ihnen das sagen wollte; aber sie werden sich näher kennen lernen, und dann möchte es ihnen wohl nicht mehr so lächerlich oder bemitleidenswerth dünken.

Der Mensch ist Körper und Geist, und jener besteht nicht weniger eigensinnig auf seinen Forderungen, als dieser. Man mag sich noch so hoch hinaufstimmen, und sich mit noch so vieler Anstrengung in der Höhe zu halten suchen: die Erde gibt uns doch nicht frei, wir müssen der Natur ihren Tribut bezahlen. Die Stunden der feinsten Sentimentalität sind oft die gefährlichsten Versuchungsstunden der Liebe, und diejenigen, die auf uns andre so verächtlich herabsehen, und uns um unsre rohe Natur nicht genug bemitleiden können, erfahren es in der Regel nur zu

frühe, daß sie auch Fleisch und Blut haben, wie wir. Die Sinnlichkeit ist ein nothwendiger Theil unsers Menschenwesens; durch sie müssen wichtige Zwecke ausgeführt werden; die Tugend selbst verlangt nur ihre weise Beherrschung — nicht ihre unmögliche Unterdrückung. Man kann sich wohl auf Augenblicke von ihr losreißen, aber nie sich mit seinen Wünschen und Forderungen ganz über sie erheben. Ich möchte den sublimen Weisen sehen, der sich stäts gegen die weiblichen Reitze im Gleichgewichte behauptet hätte, den der Umgang mit Frauen nie anders, als durch ihre Seelenschönheit interessirte, und der, selbst im geistreichsten Verhältnisse mit denselben, seine Sinnlichkeit immer aus dem Spiele halten konnte.

Gewiß sieht auch unser Charites in dem schönen Gesichte, in dem schmachtenden Auge und den zarten Lippen seiner Serena noch etwas mehr, als die herrliche Seele, die wehmüthig süße Sehnsucht nach dem Unendlichen, die ewige Andacht des Gemüthes, und den Himmel des Herzens. Schwerlich würde er etwas von dem allem an einem weniger reitzenden Mädchen wahrnehmen, und schwerlich würde es ihn hier, wenn er es ja anträfe, so bis zur höchsten Schwärmerei entzücken. Ich traue seiner Aufrichtigkeit alles

zu; aber im Hintergrunde seiner Seele geht vieles vor, was er selbst nicht weiß, und nicht wissen kann, weil er sich die Mühe nicht genommen hat, seine Empfindungen zu zergliedern. Die tiefen Seufzer und die seelenvollen Blicke mögen auch noch wohl etwas andres bedeuten, als er denkt, und an den enthusiastischen Ausbrüchen des Gefühls mag das warme Blut einen nicht geringen Antheil haben. Ob das Einverständniß der Herzen ihnen so ganz genug ist, darüber wird die Zeit die beste Auskunft geben. Ich bin fest überzeugt: wenn der Überdruß ihr Verhältniß nicht früher zerstört, so finden sie sich bald an einer Stelle, wo sie sich nie vermuthet hätten.

So lange wir Erdenbürger bleiben, wird sich dem Geistigen immer Sinnliches beimischen müssen, wenn es auf die Dauer lebhaft interessiren soll. Das Geistige ist uns doch zu fremd und zu einfach, als daß es unser Herz, welches immer vom Sinnlichen angezogen und beschäftigt wird, ganz einnehmen könnte, wenn ihm nicht etwas Sinnliches dabei zu Hülfe kommt.

Die wahre Liebe fesselt den ganzen Menschen, und ihr ist nichts mehr entgegen, als Einseitigkeit. Sie hat nichts zu verbergen, denn das Sinnliche an ihr ist durch das Geistige veredelt;

aber die Sinnlichkeit darf nicht in ihrer rohen Gestalt erscheinen, darum schmückt sie sich mit fremden Kleidern, und verläugnet gerne ihre ganze Natur, wenn sie kann. So gewinnt sie ein gefälligeres Ansehen, ihre Genüsse verfeinern sich, sie beleidigt weniger das moralische Gefühl, und weiß sich nicht selten vor diesem zu rechtfertigen. Beobachte die Verehrer jener sentimentalen Liebe nur etwas näher: so wirst du finden, daß sie in der Regel die sinnlichsten Menschen sind, und daß alles, was sich sonst am Menschen als Geist und Kraft zeigt, sich bei ihnen in Sinnengenuß verwandelt. Sinnlichkeit und Vernunft treiben in ihnen Schleichhandel mit einander, und eben so willig als sich die erstere in die Formen der letztern schmiegt, eben so willig bequemt sich diese auch jener wieder an, wenn sie bei den geistreichen Wollüstlingen etwas gewinnen will.

Ich stimme Dir vollkommen bei in der Behauptung, daß das, was man gewöhnlich Schönheit der Seele nennt, zwar Wohlgefallen und Wohlwollen, aber nicht Liebe erzeugen kann. Auch scheint es dies nicht zu seyn, was diejenigen meinen, welche so viel von Seelenschönheit zu rühmen haben. Sie verstehen darunter nicht

Feinsinnigkeit, Witz, Phantasie, Gefühl, Herzensgüte — nicht Sanftheit, Innigkeit, Fröhlichkeit und freundliches Gemüth — auch nicht eine besondere herrliche Gestalt der Menschheit, sondern etwas, das trefflicher und himmlischer ist als dieses alles, was edlere und süßere Empfindungen erweckt, was die Herzen magischer anzieht und in einem höhern Grade beseelt; es ist ein Nachklang von den Tönen einer andern Welt. Nimmt man von den Ausdrücken, worin die Empfindsamen diese Seelenschönheit beschreiben, die poetischen Bilder weg: so ist gar nichts mehr da; und am Ende reduzirt sich alles auf sinnliche Reitze, welche die Phantasie so dicht mit ihren Blumen umwunden hat, daß sie darunter gar nicht mehr erkannt werden.

Aber darin kann ich Dir unmöglich beistimmen, daß die Liebe überhaupt nichts als Sinnlichkeit sey. Ich glaube an eine wahre, beßre Liebe, die sich zwar nicht anmaßt, rein geistig zu seyn, die aber auch der Sinnlichkeit nur zu einem geringen Theile angehört, die aus höhern Bedürfnissen der menschlichen Natur hervor geht und in einem edlern Prinzip ihr Wesen hat, so daß sie das Sinnliche bloß zu sich nimmt, und dasselbe sich immer untergeordnet hält. Die Fäl-

le, wo von der angeblichen Liebe nichts als Sinnlichkeit übrig bleiben würde, wenn man sie von allen Zuthaten einer berauschten Phantasie entkleiden könnte, mögen freilich wohl die häufigern seyn; doch zeigt sich nicht selten die Liebe in einer Reinheit und in einer Würde, die sie von einem körperlichen Triebe nicht kann empfangen haben.

Was bloß vom Sinnlichen kommt, kann seine gemeine Natur, das Selbstsüchtige, Beengte, Kleinliche nimmer ganz verbergen, auch in der künstlichsten Verhüllung erkennt man es wieder, zum rein Menschlichen wird es sich nie erheben. Es gibt aber eine Liebe, die wir nie ohne Verehrung betrachten können, weil sie das reinste Menschliche ist — eine Liebe, die, mit unsrer moralischen Natur nahe verwandt, die Tugend nachdrücklich unterstützt, die ihrem Geiste innigst befreundet, und die Ausübung der schönsten Pflichten erleichtert; die, mehr als alles, das Herz vor sträflichen Begierden schützt, und die in etwas ganz anderm, als in dem Kitzel sinnlicher Lust oder in romanhaften Tändeleien ihre Nahrung sucht. Es gibt eine Zärtlichkeit, die uns durch ihren sanften, stillen Charakter, und doch zugleich durch ihre Wärme entzückt, die, der höchsten In-

nigkeit fähig, doch nichts übertreibt, die ganz Empfindung ist, und sich doch durch reelle Vorzüge ihres Gegenstandes zu rechtfertigen weiß, die in Werken der Liebe nicht ermüdet, und bis an das Ende ausdauert, die sich für den Geliebten in Sorge und Arbeit verzehrt, und nie vermindert wird. Das läßt sich nicht aus der Sinnlichkeit erklären; so weit bringt es die stärkste Anspannung der Phantasie nicht.

Wenn in der Sinnlichkeit etwas ist, das nach Vereinigung strebt, warum soll sich im Geiste, der doch sonst dem Gesetze der Einigung huldigt, nicht etwas Ähnliches finden? Warum söll nicht auch hier etwas die Gemüther für einander interessiren, und das Bedürfniß des nähern Anschließens wecken? Warum soll der Geist, der sonst seine Vortrefflichkeit überall behauptet, hier gerade zurück stehen — er, der in allen Angelegenheiten der Menschen seinen Einfluß äußert, hier ausgeschlossen seyn? Oder ist etwa das zärtliche Zusammenhalten, das innige Ergebenseyn, das Leben für einander nicht vortrefflich genug, um sich der Aufmerksamkeit des Geistes wehrt zu machen? Freilich, eine solche Vereinigung, wie diejenige ist, wornach die Begierde strebt, kennt der Geist nicht; aber gibt es nicht auch eine andre,

die im Austausche der Gedanken und Empfindungen, im Gemeinhaben des innern Lebens und aller seiner süßen Geheimnisse, die in gegenseitigem Rath und Trost, in gegenseitiger Unterstützung und Aufrichtung besteht, die ihre Freuden aus dem Sichtbarwerden liebenswürdiger Gemüthseigenschaften schöpft?

Wenn es möglich ist, daß zwei Menschen in ihren Charakteren auf eine gewisse Weise zusammenstimmen, muß dann diese Zusammenstimmung nicht mit Wohlgefallen empfunden werden, und muß dieses Wohlgefallen sich nicht um so viel mehr der Wonne nähern, je größer die Zusammenstimmung wird? Ist es aber nicht der Geist, der diese Harmonie empfindet, dem das Bedürfniß der Harmonie einwohnt, und den die Betrachtung der Harmonie vergnügt? Du gestehst selbst ein, daß die Freundschaft geistiger Natur sey, und auf diese Art sich bilde; wie sollte es sich denn mit der Liebe anders verhalten, die allerdings von der Freundschaft verschieden, aber doch darin mit ihr eins ist, daß sie, wie diese, die Herzen verknüpft, und zwar noch fester, als diese es vermag? Wenn die Einheit im freien Spiele körperlicher Gestalten den Geist entzückt: so muß diese Einheit in den mannichfaltigen und freien

Bewegungen zweier verwandten Herzen ihn noch mehr entzücken. So lange man noch etwas Geistiges im Menschen anerkennt, wird man ihm seinen Antheil an der Liebe nicht absprechen können. Der Geist darf nur in die Lage kommen, worin sich seine Kräfte ungehindert zu entwickeln vermögen: so wird in ihm von selbst schon das Bedürfniß des innigen Anschließens, des ungetheilten Gemeinhabens und des vollendeten Einseyns, wie dieses alles nur in der Liebe möglich ist, erwachen.

Die Schönheit allein weckt freilich noch keine Liebe; an dem Eigensinne der letztern wird oft ihre ganze Gewalt zu schanden; bei den meisten mag der sinnliche Reitz ungleich mehr wirken. Daraus folgt indeß nicht, daß von diesem alle Liebe kommt; es folgt nicht weiter, als daß die Meisten nur einer sinnlichen Liebe fähig sind. Es gibt noch ein Drittes, das, edler als die Schönheit, stärker als aller Reitz, die Herzen fesselt, das oft die rohesten Gemüther besänftigt, und selbst diejenigen, die sonst nur dem Zuge des Reitzes nachgehen, nicht ganz gleichgültig läßt — die Grazie.

Ein Auge voll Leben und Sanftheit, ein Gesicht, auf dem sich das schüchterne Verlangen

ausdrückt, eine Gestalt, die auch in der Ruhe zu schweben scheint, Bewegungen, die, den strengsten Forderungen der Harmonie und des Anstandes angemessen, doch nicht den mindesten Zwang verrathen, in denen überall die Fülle und Klarheit einer reichen und schönen Seele sich offenbart, sind ihrer siegreichen Eindrücke auf unser Herz immer gewiß. Wir können das Wesen, welches damit ausgestattet ist, nicht ansehen, ohne das innere Geständniß, daß wir in seinem Besitze das höchste und reinste Erdenglück haben würden, ohne uns von den zärtlichsten Empfindungen und von dem ganzen Verlangen der Liebe durchdrungen zu fühlen. Das ist doch wohl keine Sinnlichkeit.

In der Grazie redet der Geist zum Geiste; sie kommt vom Geiste, und wird auch nur vom Geiste verstanden. Was uns an ihr rührt, ist nicht das Sichtbare und Körperliche, sondern das Unsichtbare und Geistige, das sich in jenem abbildet, das Gleichgewicht der Neigungen, das sich im Gleichgewichte der Bewegungen offenbart. In die sinnlichste Liebe mischt sich etwas Geistiges, wenn Anmuth die Liebenden schmückt; da hingegen der reitzendste Gegenstand, der nichts weiter

ist als reitzend, uns sogar widerlich werden kann, wenn er neben der Grazie steht.

Es bedarf daher auch jener erträumten geheimnißvollen Seelenschönheit nicht zur Möglichkeit einer Liebe, die mehr als sinnlich ist. Es ist der eigenthümliche innere Charakter der Geschlechter, worauf sich das Geistige der Liebe bezieht, und dieser spricht sich äußerlich beim Weibe in der Anmuth, wie beim Manne in der Würde aus. Weil im Weibe das Zarte und Sanfte, im Manne das Feste und Starke herrscht; darum müssen beide sich suchen und lieben; darum ist in beiden das Bedürfniß, sich mitzutheilen, und einander zur Darstellung vollkommner Menschheit zu ergänzen. Der Mann wird zum Weibe durch des letztern Freundlichkeit und Milde, durch seinen weichen Sinn, durch sein inniges Gefühl, durch seine herzliche Güte, durch seine schonende Gelindigkeit, durch seine zärtliche Aufmerksamkeit auf andre, durch seine unnachahmliche Unterhaltungsgabe, durch seinen unerschöpflichen Erfindungsgeist, durch seine Bescheidenheit, Demuth und Resignation, durch sein munteres, und doch auch stilles Wesen — das Weib zum Manne durch seinen tiefen Blick, durch seinen eindringenden Verstand, durch sein

umfassendes Vermögen, durch den Ernst seines Denkens, die Energie seines Wollens, durch die Kraft seines Wirkens, durch seine Großmuth und Selbstständigkeit, an der es immer Stütze und Schutz haben wird, durch seinen Muth und Unternehmungsgeist, durch die Hoheit seiner Denkart und durch den edeln Trotz, den er dem Unrecht entgegensetzt, in Liebe hingezogen; beide finden in einander, was sie zum vollen Genusse eines befriedigten Daseyns bedürfen. Wie ihre Körper für einander organisirt sind, so sind ihre Geister für einander gebildet; sie können in jeder Hinsicht nur Ein Leben haben, sie müssen alles mit einander theilen.

Sympathie ist also allerdings das Band der Liebe; aber nicht jene flache, die an dem Ekel der Einförmigkeit stirbt; nicht jene geistlose, die Übereinstimmung aller Gedanken und Empfindungen fordert, und von der man es gar nicht bedauern kann, daß sie in so wenigen Ehen Statt findet. Es ist die ursprüngliche Sympathie der Geschlechter, worin die Natur für die Mannichfaltigkeit und für die Harmonie des Lebens gleich bekümmert war, die, um erkannt zu werden, nicht immer einen langen Umgang und eine anhaltende gegenseitige Beobachtung fordert, son-

dern die sich vielmehr oft in Einem Blicke, in Einem Worte, in Einer That dem Herzen zu erkennen gibt, und die nicht selten, wie mit einem elektrischen Schlage, Menschen, die sich sonst nie sahen, mit dem, freilich häufig täuschenden, Gefühle durchdringt, daß sie für einander geboren sind.

Diese Sympathie ist, eben so wenig, wie die Sympathie in der Freundschaft, etwas Geheimnißvolles, aus der Natur des Menschen nicht zu Erklärendes und mit den Kräften derselben Unvereinbares; sie hat, wie jede andre Neigung, ihren Grund in dem Streben nach Erhöhung des Lebensgefühles; wie in der Freundschaft das Lebensgefühl sich durch das Aufnehmen des Gleichartigen zu erhöhen sucht, so sucht sich dasselbe in der Liebe zu erhöhen durch Aufnehmen des Verschiedenartigen aber Verwandten. Die Sympathie der Liebe befreundet auch die Geister nicht so, daß sie selbst nicht wissen, wie das geschieht, und was sie an einander haben; die ersten Regungen derselben mögen wohl dunkel seyn; aber so bald sie sich erkannt haben, sind sich Liebende dessen wohl bewußt. Ich gebe zu, daß sich manche bei dem Worte Sympathie nichts Bestimmtes denken; aber ein deutlicher Begriff derselben

ergibt sich aus dem Verhältnisse der Geschlechter, und mit ihm die Wahrheit dieser Erscheinung, so daß es wenig verschlagen würde, wenn sich die Äußerungen derselben von der Sinnlichkeit oder von der Phantasie ableiten ließen, woran ich jedoch sehr zweifle.

Hielte die Entwickelung der Liebe, wie Du behauptest, wirklich genau gleichen Schritt mit der Entwickelung der körperlichen Begierde: so folgte daraus noch nicht, daß sie mit dieser einerlei sey; es folgte nicht mehr, als daß sie mit derselben in genauer Verbindung stehe, wie überhaupt das Geistige im Menschen an das Körperliche geknüpft ist, und die Schicksale desselben theilt. Aber es verhält sich nicht einmal so; oft zeigen sich von ihr schon Spuren in einem Alter, wo von körperlicher Begierde noch gar nicht die Rede seyn kann. Der wilde Kuabe verläßt seine lärmenden Kameraden, um sich zu dem stillern Mädchen zu gesellen, und wird weit mehr von dem sanften, unschuldigen, eingezogenen Wesen und den naiven Plaudereien des letztern, als von den rauschenden Spielen und dem ungestümen Treiben der erstern angezogen, ob ihm gleich dieses weit natürlicher ist. Das Mädchen bemerkt dieses nicht ungerne; es weiß jede kleine

Aufmerksamkeit zu schätzen und zu erwiedern; es fühlt sich wohl an seiner Seite, und möchte immer um ihn seyn; eben das Kühne und Trotzige am Knaben gefällt ihm auf gewisse Weise, wenn es auch mancherlei davon zu leiden hat, es findet darin etwas, das es unter seines Gleichen immer vermißt.

Beim weiblichen Geschlechte ist dies noch auffallender als beim männlichen. Die meisten Frauen gedenken kaum der Zeit, wo sie nicht schon ihre Günstlinge hatten, die allen andern vorgezogen wurden. Die größere Innigkeit des weiblichen Charakters bringt das Bedürfniß des männlichen Umganges und des Anschließens an Männer früher zur Sprache; Liebe ist das freilich noch nicht, aber doch der Keim, aus dem sich Liebe entwickelt und schon wirklich das erste Regen derselben. Es hängt übrigens genau zusammen mit dem gütevollen Sinne des Mädchens, mit seiner zarten Aufmerksamkeit für andre, mit dem lebhaften sich Fühlen in andern und mit seinem Bestreben andern wohl zu thun, was doch wohl niemand für eine Wirkung der gröbern Begierde erklären wird. Wenn in andern Dingen das Sinnliche dem Geistigen voreilt: so kann man es hier als Regel annehmen, die freilich

nicht ohne Ausnahme ist, daß jenes erst dann entsteht, wenn dieses schon eine beträchtliche Stärke gewonnen hat.

Liebe wird jenes Bedürfniß allerdings erst in der Periode der erwachten Sinnlichkeit; das darf uns aber nicht befremden, denn diese Periode ist überhaupt für den ganzen Menschen bedeutend, es ist diejenige, wo sich alles ausspricht, was sich vorher nur dunkel regte, wo alles thätig wird, was vorher in der Anlage schlief. Dazu kommt, daß die Sinnlichkeit ja auch an der Liebe ihren Theil hat, und diese sich deßwegen erst dann vollständig äußern kann, wenn jene sich mit ihr vereinigt.

Eben so wenig läßt sich behaupten, daß die Liebe mit der Sinnlichkeit abnehme. Die wahre Liebe thut dies nie, sie wird von Tag zu Tage wärmer und fester, sie erhebt sich nicht selten da zur höchsten Zärtlichkeit, wo die gröbere Sinnlichkeit nichts mehr zu fordern hat, und zeigt sich noch in sehr rührenden Erweisungen, wo die Reitze für Sinn und Phantasie erloschen sind. Das glühende Feuer der Leidenschaft würde man freilich nun vergebens bei ihr suchen; aber das wird auch nicht zur Liebe erfordert, es ist vielmehr ihrem Wesen fremd, es muß sich verliehren, da-

mit diese in ihrer wahren Gestalt erscheinen könne. Was dann noch zurück bleibt, das ist in der Liebe das Herrliche und Ewige, was mit der Sinnlichkeit nichts gemein hat.

Die Stärke der Liebe richtet sich auch nicht immer nach der Lebhaftigkeit der Begierde oder des Temperamentes; sie ist oft bei denjenigen die größte, deren Neigungen die gemäßigtsten und deren Blut das ruhigste ist. Je weniger heftig das Äußere ergriffen wird; desto zarter sind gewöhnlich die innern Empfindungen.

Die Sympathie der Liebe geht den ganzen Menschen an, sie ist theils körperlich, theils geistig, und von der Beschaffenheit der Naturen hängt es ab, ob das Körperliche oder das Geistige das Übergewicht haben werde. In manchen ist das Geistige kaum bemerkbar, und äußert sich nur als Sinn für die Anmuth der Gestalt, die dann einer dauerhaften Liebe wohl schwerlich fähig seyn möchten. In manchen ist es herrschend, und dringt tief in die Eigenthümlichkeiten des Gemüthes. In sehr gebildeten Menschen kann es sich sogar über alles Sinnliche erheben; aber auch hier ist es immer noch etwas andres als jene romanhafte geistige Liebe, wovon oben die Rede war.

Du wirst mir diese Digression, die schon weitläufiger geworden ist, als das, was ich Dir über die Angelegenheit selbst, die sie veranlaßte, zu sagen hatte, verzeihen. Die Sache, welche sie betrifft, scheint wohl einer nähern Prüfung wehrt zu seyn; da sie mit den wichtigsten Geheimnissen der menschlichen Natur zusammenhängt, und auf das Schöne und Gute im Leben einen bedeutenden Einfluß hat.

II.

Das Glück der Liebe.

Emilie an Euphranor.

Du nimmst, bester Euphranor, einen zu lebhaften Antheil an dem Ergehen Deiner Freunde, als daß ich nicht hoffen dürfte, das Geständniß ihres Glückes werde nicht ganz gleichgültig von Dir aufgenommen werden. Dir verdanke ich, daß ich mit den Empfindungen, die jetzt meine Seele erfüllen, bekannt ward, Dir muß ich auch sagen, wie sie mich so reich und so zufrieden machen.

Ein halbes Jahr lebe ich im Besitze meines Julius, eine Reihe von schönen Tagen ging dahin, ich weiß nicht, wo sie geblieben sind, und habe auch nicht Zeit darnach zu fragen, da noch

immer der Eine schöner als der Andre ist. Mein Glück ist so einfach und rein, es bedarf so wenig zu seiner Fortdauer, daß ich gar keine Unterbrechung desselben fürchte.

Das Vergangene war freilich anders, und viele mögen wohl nicht Unrecht haben, wenn sie die Zeit des Brautstandes die Rosenzeit der Liebe nennen. Auch ich werde mich ihrer immer mit einem wehmüthigen Entzücken erinnern. Nie erscheint uns das Leben in einem so schimmernden Lichte, nie ist die Phantasie romantischer gestimmt, nie sehen wir leichter über die Gebrechen der Welt und der Menschen weg, nie wissen wir uns so geschickt von allem das Erfreulichste anzueignen, als da.

Wie zerfloß mein Herz, als das erste Geständniß der Liebe auf meinen zitternden Lippen schwebte! Ich kann gar nicht sagen, wie mir da war; ich fühlte eine namenlose Angst, aber so unaussprechlich süß, daß ich noch keine Empfindung kenne, um die ich sie hätte vertauschen mögen. Mit welcher Wonne erforschte ich an meinem Julius jeden Zug, der ihn mir werther machen konnte! In welcher idealischen Gestalt stand er vor mir! Mit welchem freudigen Stolze nannte ich ihn im Herzen den Meinigen! Welchen Him-

mel fand ich in seinen Armen! Jedes wiederholte Geständniß seiner Liebe schien mir ihn von neuem zu geben. Wie war mir alles so theuer, was von ihm kam! Wie war mir alles so wichtig, was mich an ihn erinnerte, wenn es auch nur die kleinste Beziehung auf ihn hatte!

Mit welchem Entzücken empfand ich, daß ich ihm ganz angehöre, daß ich nur für ihn leben könne, daß ich ihn immer mehr werde lieben müssen! Mit welcher Innigkeit dachte ich an ihn, wenn er entfernt war! überall umgab mich sein Bild. Mit welcher Sehnsucht erwartete ich die Stunden des Wiedersehens! Wie glaubte ich über die ganze Welt gebiethen, und dem Schicksale trotzen zu können, wie wähnte ich mich über alle weibliche Schwachheit so hoch hinauf gerückt, wenn ich an seiner Brust lag! Wie war ich für alles Gute begeistert, wenn ich ihn davon reden hörte! Welche Entschließnngen erwachten in mir im Austausche unserer Empfindungen! Und welch einer Zukunft sahen wir entgegen! Welche Plane wurden entworfen, welche Einrichtungen gemacht, wie alles so schön ausgemahlt, was uns da umgeben und beschäftigen sollte!

Wie fühlten wir uns auf unsern Abendspaziergängen so rein gestimmt, so weit gesondert

von allem Gemeinen und Schlechten, wie innigst befreundet mit dem Besten unter allen Wesen, wie tief empfanden wir seine Güte! Die ganze Natur dünkte uns mit dem Geiste der Liebe erfüllt, und dieser Geist in jedem Laute sich zu regen. Wie herrlich war mir Julius, wenn ich die letzten Strahlen der scheidenden Sonne auf seinem Gesichte glänzen sah! Wie weit wurden unsre Herzen, wenn um uns her feierliche Stille herrschte, und die Schatten der Nacht sich um die blühende Erde legten!

Zwar war auch diese Zeit nicht ohne Unruhen und Sorgen; zwar trübten oft kleine Zweifel und Mißverständnisse unsern heitern Himmel. Wird er dich immer lieben, wirst du ihn immer glücklich machen können? das waren ein paar Fragen, die mir oft beängstigend durch die Seele gingen, und deren Ernst sich zuweilen in unsre schönsten Stunden mischte. Wenn ich einigen Unmuth auf seiner Stirne oder einige Kälte in seinem Wesen zu bemerken glaubte, und die Ursache davon nicht gleich entdecken konnte, wie bekümmerte mich das! oder, wenn ich glaubte, er müsse kommen, und er kam nicht — was konnte ihm begegnet seyn? Vielleicht war er krank, vielleicht war er gleichgültiger geworden. Dabei

konnte ich einer gewissen bangen Ahnung, daß es so nicht immer bleiben möchte, oft gar nicht los werden. Nicht, als ob ich mir dabei etwas Bestimmtes gedacht hätte; es war nur ein dunkles Gefühl in meiner Seele, das mich zuweilen sehr ängstigte.

Aber in der That dienten diese Unruhen und Sorgen, unser Glück zu erhöhen, sie schienen uns nicht selten so unzertrennlich von den Freuden unserer Liebe zu seyn, daß wir sie nicht hätten entbehren mögen. Was wir um einander litten, machte uns immer fühlbarer, wie viel wir einander waren. Es war ja auch so bald vergessen.

Das alles ist jetzt anders geworden, aber gewiß nicht schlechter. Meine Empfindungen sind ruhiger, aber nicht weniger süß. Die Täuschungen der Phantasie sind verschwunden, aber eine schöne Wahrheit des Lebens ist an ihre Stelle getreten, aus den Träumen der Nacht hat mich ein heiteres Morgenlicht geweckt. Die Mängel der Wirklichkeit sind mir kein Geheimniß mehr, aber sie stören auch meine Zufriedenheit nicht. Manches ist nicht so, wie ich es mir einst vorstellte, aber ich finde keine Ursache, darüber trau-

rig zu seyn. Die romantische Stimmung des Herzens hat einer klaren Ansicht und einer ordentlichen Thätigkeit Platz gemacht, und ich befinde mich dabei besser, denn ich fühle, daß es so bleiben kann. Ich sehe meinen Julius nicht mehr in dieser idealischen Gestalt, er ist mir kein Engel mehr, aber ein edler, herrlicher Mensch, aufgeklärt, hochgesinnt, fest, muthvoll und zartfühlend. Meine Liebe ist weniger glühend, aber zärtlicher, aufmerksamer, vertrauensvoller, wir kennen uns ganz, bedeutende Mißverständnisse sind nicht mehr zu fürchten, und vieles, was uns sonst Sorge machte, hat aufgehört.

Gewiß haben jene Unrecht, welche behaupten, daß die Liebe im ersten Kusse sterbe, oder sie haben mit der Liebe etwas andres verwechselt, was nie so heißen sollte, ich wenigstens möchte die Gegenwart nicht für die Vergangenheit hingeben.

Es liegt schon unaussprechlich viel Süßes darin, ein menschliches Wesen sein nennen zu können, an dem man mit ganzer Seele hängt, von dem man überall verstanden wird, und bei dem man immer Erwiederung findet. Mehr als das Gefühl des eignen froh gestimmten Lebens beglückt das Gefühl eines Daseyns, das mit sei-

nen zartesten Fäden in fremdes Daseyn hineingewebt ist. Kein Mensch erregt bei mir tieferes Mitleiden, als der, den ein hartes Schicksal oder eigene Engherzigkeit nöthigt, allein zu stehen. Ich kann es mir nicht erklären, aber es ist so: der Besitz eines Herzens, wenn man auch nichts für einander thun könnte, ist das Köstlichste, was die Erde hat. Bis zu Thränen rührt es mich, wenn ich nur denke, wie ich meinen Julius liebe, und wie ich von ihm geliebt werde.

Der Mensch muß doch nicht so schlecht seyn, als man ihn gewöhnlich macht; wie könnte er sich sonst so anschließen, und sich so aufopfern, und im Anschließen und Aufopfern eine so reine Wonne empfinden! Es ist mir, als ob ich mit meinem Julius die ganze Welt hätte, als ob ich um so reicher würde, je mehr ich mich ihm hingebe. Ich könnte mit ihm arm seyn, und mir die größte Einschränkung aller Bedürfnisse gefallen lassen, ohne daß man je eine Klage von mir hören sollte. Das ist es eben, daß ich nichts für mich, und er nichts für sich seyn mag, was ich nicht müde werde, mir zu wiederholen.

Ich denke besser von mir selbst, da er mich achtet. Mich dünkt jedes Weib müsse immer ein gewisses schüchternes Mißtrauen in Ansehung des

eignen moralischen Werthes hägen, was wohl von dem Gefühle unsrer Abhängigkeit, unsrer Schwäche und unsrer großen Verführbarkeit herrühren mag. Daher kann es auch der Beßten unter uns nicht gleichgültig seyn, diesen Werth von einem edlen Manne anerkannt — ihm gar durch seinen stillen Beifall, ihn durch die Liebe seines Herzens anerkannt zu sehen. Ich gestehe gerne, daß die Zufriedenheit meines Julius mit mir, mir wohl thut, und daß seine Anhänglichkeit mir auch darum wichtig ist, weil sie mir mehr Zutrauen zu mir selbst einflößt. Vielleicht ist darin auch etwas Eitelkeit; aber es macht mich doch nicht schlechter; und warum sollte ich es meinem väterlichen Freunde verbergen, vor dem ich keine Geheimnisse haben mag?

Es ist mir oft, als ob ich an der Seite meines Julius nichts zu fürchten brauchte, und als ob bei ihm für alles Rath und Hülfe seyn müßte. Das Schicksal ist nicht selten so hart mit uns Menschen, wir sind so manchen feindlichen Anfällen ausgesetzt, daß es gewiß dem ohnmächtigen Weibe nicht verdacht werden kann, wenn es sich des Schutzes und des Beistandes freut, die es in der Liebe des stärkern Mannes gefunden hat. Ich glaube, daß selbst die Männer in der

Liebe muthiger und zuversichtlicher werden. Ein menschliches Wesen, das mit ungetheilter Ergebenheit an uns hängt, scheint doch immer zu unser Sicherheit etwas beizutragen, wenn es auch bloß durch seine Gegenwart und durch seinen Trost wäre. Ich werde nie verlassen seyn; ein innigst befreundetes Wesen wird das Widrige, wo es möglich ist, von mir abwenden, wo es nicht möglich ist, mit mir tragen, und es mir überall durch seine Theilnahme und seinen Zuspruch erleichtern; in diesem Gedanken glaube ich oft alle Schrecknisse des Unglücks besiegt zu haben.

Täglich wird es uns deutlicher, daß wtr für einander geboren sind, täglich treffen wir in neuen Ansichten und Gefühlen zusammen. Nicht, als ob wir über alles einerlei dächten, aber unsre verschiedenen Gedanken scheinen zu einander zu gehören, und ein Ganzes zu bilden. Julius kann sich oft in meine Empfindungen nicht hinein versetzen; aber sie interessiren ihn doch. Es muß ihm oft wohl klein vorkommen, wenn mich dies und jenes rührt, worüber er hinweg ist; aber er merkt doch darauf mit einer Theilnahme, die gewiß nicht erkünstelt ist, und die mir zu erkennen gibt, er habe einiges Wohlgefallen daran. Ich kann oft seinen Urtheilen nicht beistimmen, sie

sind mir zu kühn und stürmisch; aber ich höre ihn doch so gerne, sein Enthusiasmus kann mich entzücken; die hohe Wärme, die seine Äußerungen belebt, spricht mich mit einiger Fremdheit an, und doch vergesse ich dabei nicht selten, daß ich ein Weib bin.

Dies gibt unsern Unterhaltungen unaussprechliche Reitze. Den Tag über sehen wir uns nicht viel, wenigstens nicht lange, Julius geht seinen Geschäften nach, und ich besorge die häuslichen Verrichtungen; so ist es auch wohl besser, als wenn man immer beisammen ist. Aber die Abendstunden gehören mir ganz; als es noch dunkel und unfreundlich war, saßen wir im traulichen Stübchen beisammen, jetzt gehen wir in den Garten oder auf das Feld, und da wird denn erzählt, was den Tag über gedacht, empfunden und gewirkt ist.

Man kann uns Weibern zwar nicht nachrühmen, daß wir es mit der Wichtigkeit unsrer Unterhaltungen genau nehmen; doch hätte ich früher nicht begreifen können, wie solche Kleinigkeiten, die uns Stunden lang angenehm hinhalten, einem vernünftigen Menschen interessant seyen. Es muß wohl im Grunde wenig an den Sachen liegen, worüber man spricht; aber desto mehr an der Art, wie man davon spricht, und an dem Antheil,

den das Herz daran nimmt. Was ein geliebter Mensch thut oder erlebt, das sollte uns nie gleichgültig seyn; oft liegt darin ein tieferer Sinn, als in den gelehrtesten und ernsthaftesten Erörterungen. Nicht selten betreffen unsre Gespräche Haushaltungsangelegenheiten, Anordnungen, die getroffen sind, oder Einrichtungen, die noch gemacht werden sollen, und die Weise, wie sie am besten zu bewerkstelligen seyen. Ich kann die Gefälligkeit, womit sich mein Julius zu dergleichen Dingen, die ihm sonst nie Geschmack abgewinnen konnten, herabläßt, nicht genug bewundern. Die gemeinschaftliche Berathung und Ueberlegung einer kleinen Angelegenheit hat ungemein viel Anziehendes; das kommt wohl zum Theil mit daher, weil man denkt, sie sey dem andern wichtig, und werde die Annehmlichkeiten seines Lebens erhöhen. Immer aber leitet uns dies zu Mittheilungen, die aus dem innersten des Herzens geschöpft sind, und in denen sich das Herz frei ergießt.

Ich begreife nicht, wie Menschen, die sich wahrhaft lieben, je über lange Weile klagen, und sich nach fremdem Umgange sehnen können. Man hat sich so vieles zu sagen, alles, was man denkt und fühlt, wird zur Sprache, jeder Gegenstand scheint der Unterhaltung einen unerschöpflichen

Stoff darzubiethen. Vielleicht wollen die Menschen alles zu künstlich und abgezirkelt haben; aber eben das würde ja von Herzlosigkeit zeugen, und wie könnten Herzlosigkeit und Liebe je beisammen seyn?

Ich rechne es mit zu den größten Glückseligkeiten der Liebe, daß man keine Geheimnisse vor einander hat, außer denen, welche der weiblichen Zucht und Delicatesse anvertraut sind. Für mich liegt in dem freien Ergusse des Herzens eine Wonne, die ich nicht beschreiben kann; ich muß meinem Julius sagen, was ich weiß, ich würde es mir zur Sünde rechnen, wenn ich etwas zurück hielte, so bald es ihn nur einiger Maßen interessiren kann. Und was interessirt die Liebe nicht? Um abgeschmackte Dinge und die Fehler des Nebenmenschen bekümmert man sich ohnehin nicht mehr, wenn man liebt.

Das Bedürfniß der Mittheilung ist wohl bei uns Weibern stärker, und darum der Genuß seiner Befriedigung inniger; aber ich kann mir nicht denken, daß es nicht auch in das männliche Leben viel Zufriedenheit bringen sollte. Es scheint mir so menschlich zu seyn, daß die menschliche Natur mit ihm ihren schönsten Schmuck verlieren würde. Wem muß es nicht, bei dem ewigen

Auflauren, und der daher nothwendigen Aufmerksamkeit und Zurückhaltung in den größern Kreisen des Lebens das Herz erleichtern, wenn er sich wenigstens Einem Menschen ohne Scheu eröffnen, und, einfältig und arglos, sich ganz wie er ist, in seinem eigensten Daseyn offenbaren kann? Da waltet das Leben fröhlich und frei, da fühlt man jeden Augenblick die Gewißheit und die Seligkeit der Ergebung, da wird man jeden Augenblick gewahr, daß man alles gemein hat, und nichts mehr allein seyn mag.

Oft haben aber auch unsre Unterhaltungen andre und ernsthaftere Gegenstände. Die Gedanken und Empfindungen, die der Anblick einer schönen Natur, die sanfte Abendstille, die unermeßlichen Welten über uns, die unermeßliche Bahn vor uns erweckt, die Bestimmung des Menschen, die Würde des Lebens, der Werth eines gemeinnützigen Daseyns, unsre Fehler und unser Verhalten, Regeln und Vorsätze beschäftigen uns auf eine eben so lehrreiche als unterhaltende Art. Es ist, als ob diese Dinge ihren Ernst ablegten, und den sanften Charakter der Liebe annähmen, wenn ich meinen Julius davon reden höre. Vieles, das ich recht gut zu verstehen glaubte, sehe ich jetzt, seit ich seinen Unterricht darüber besitze,

mit ganz andern Augen an, und merke, daß ich es damals nicht verstand; vieles wirkt tiefer auf mich, wenn er darüber spricht. Man handelt doch nicht billig, wenn man uns Weibern das Recht eines gebildeten Verstandes abspricht. Mich macht es überaus glücklich, von meinem Julius belehrt zu werden; jede neue Aufklärung, die er mir gibt, zeigt mir das Leben in einer schönern Gestalt; und ich finde gar nicht, daß ich darum meine weiblichen Pflichten weniger liebe, wohl aber, daß ich sie besser erfüllen kann. Ein großer Theil meiner Zufriedenheit würde verloren gehen, wenn ich hierauf Verzicht leisten sollte, wenn ich nicht auch hierin von meinem Julius empfangen, und die Vortrefflichkeit seines Geistes bewundern könnte.

Eine Stunde ist täglich dem Lesen gewidmet; Julius liest mir vor, und dann ist mir alles verständlicher, dann geht alles lebendiger in meine Seele ein, dann empfinde ich inniger das Schöne und Gute, dann fühle ich mich mehr erwärmt, gestärkt und getröstet. Nicht weniger nützlich, als die Lektüre selbst, werden mir die Unterhaltungen, wozu sie uns Veranlassung gibt. Den ganzen Tag freue ich mich auf diese Stunde.

Unsre sittliche Verbesserung ist uns eine eben so wichtige als freudenreiche Angelegenheit. Ich glaube, daß die meisten Bündnisse der Liebe darum so kalt und flach werden, und sich so frühe auflösen, weil man dafür keinen Sinn hat, weil man es für etwas Beengendes und Freudestörendes hält, und die innern Mahnungen absichtlich zu unterdrücken sucht. Man kann doch nicht recht froh seyn, wenn man nicht recht gut ist; Liebe und Tugend stehen in so genauer Verbindung mit einander, daß jene ohne diese nicht wohl entstehen, noch weniger von Dauer seyn kann. Je mehr Mühe man sich gibt, besser zu werden; desto mehr muß man auch an einander haben. Die interessantesten Situationen in dem Leben der Liebe führt das Bestreben, seinen Charakter gegenseitig zu bilden, herbei; und je besser man wirklich wird, desto reiner und stärker wird auch die Liebe. Ich höre meinen Julius eben so gerne, wenn er mir meine Fehler sagt, als wenn er mich lobt, auch hier spricht sich seine Liebe so schön und so zart aus. Die Bemerkung, daß man weiter kommt, gewährt ein so lauteres und still seliges Vergnügen, daß ich es um keinen Preis in der Welt hingeben möchte. Und wo macht man wohl schnellere Fortschritte, als da,

wo man vom Wetteifer der Liebe beflügelt wird, wo man nicht bloß sich selbst zu genügen, sondern auch dem Geliebten zu gefallen, und seine Liebe immer mehr zu verdienen wünscht? Das Glück der Zufriedenheit mit sich selbst wird nirgends ungetrübter empfunden als in der Liebe.

Ich schäme mich nicht, zu gestehen — wie dürfte ich mich dessen auch bei Dir schämen? — daß die Religion einen nicht geringen Antheil an dem Glücke unsrer Liebe hat. Es ist meinem Herzen Bedürfniß, all' die Seligkeit, die meine Brust erfüllt, einem höhern Wesen zu verdanken. Auch mein Julius verehrt dieses Wesen, gegen welches sonst in der jüngern Welt überall eine so auffallende Gleichgültigkeit herrscht, und sucht jede Empfindung in mir, die sich auf dasselbe bezieht, zu beleben. Die Richtung meines Geistes nach dem unsichtbaren Freunde hin, scheint mir dem menschlichen Gemüthe so natürlich zu seyn, daß ich nicht einsehe, wie ich ihn je vergessen könnte; meine Liebe und mein Leben muß ich mit ihm in Verbindung denken, und beide kommen mir in dieser Verbindung schöner und genußreicher vor. Seit ich das beste Glück der Erde kenne, macht mich der Gedanke an Gott viel froher als sonst; die Stunden der gemeinschaftlichen An-

dacht gehören zu den heitersten, und wie sie das Herz erheben, wie sie zu jeder Pflicht stärken, so erhöhen sie auch jede Freude.

Täglich wird mir mein Julius theurer; und es ist ein wesentlicher Theil meines Glückes, daß ich ihn immer mehr lieben kann. Ich bin nicht blind gegen seine Fehler; aber ich weiß auch, und das wird mir immer mehr offenbar, daß er Vorzüge hat, gegen welche jene nicht in Betrachtung kommen. Was ich sonst in ihm ehrte, war ein dunkles Bild von männlicher Größe und sittlicher Vollkommenheit, das keine nähere Entwickelung vertrug; was ich jetzt in ihm liebe, das sind bestimmte einzelne Züge, die ich in seinen Handlungen beobachtet, und zum Theil seinem Herzen abgelauscht habe; Züge, die mich in ihrer Individualität, Wahrheit und Lebendigkeit mehr rühren, als die höchsten Ideale. Es ist doch etwas andres, von Menschenliebe und Großmuth zu träumen, und sie in ihrer unermüdeten und aufopferungsvollen Thätigkeit zu beobachten; in dem Letztern liegt etwas, das sich gar nicht in Worte auffassen läßt. Immer thut es dem Herzen wohl, seinen Glauben an Tugend und Menschenwerth gerechtfertigt zu sehen — wie viel mehr denn, ihn an denen gerechtfertigt zu sehen, die man

liebt? Ich bin stolz auf jede edle Handlung, die mein Julius verrichtet, als wenn ich sie selbst verrichtet hätte; kann uns wohl irgend etwas höher heben, als das Bewußtseyn, von tugendhaften Menschen geliebt — und mit ihnen zum innigsten Genusse des Daseyns vereinigt zu seyn? Jedes neue Gute, das ich an ihm bemerke, ist mir eine neue Bürgschaft dafür, daß wir uns ewig lieben werden.

Eine sehr reichhaltige Quelle des Genusses in der Liebe ist unstreitig das, was man für einander thut. Wie viel thut Julius für mich! Wie freudig gibt er alles hin, so bald er nur bei mir den leisesten Wunsch merkt! Wie sorgfältig vermeidet er alles, was mir zuwider seyn könnte! Welche Mühe gibt er sich, alles Unangenehme von mir entfernt zu halten! Wie strengt er sich oft an, den Kummer, der in seiner Seele arbeitet, zu verbergen, damit ich dadurch nicht betrübt werde! Wie zärtlich weiß er zu schonen, wie sanft zu trösten, wie freundlich zu helfen und zu erleichtern! Er scheint selbst keine Bedürfnisse zu haben, und nur für die meinigen zu leben.

Auch ich kann alles vergessen, was mich drückt, wo ich im Stande bin, etwas zur Annehmlichkeit seines Lebens beizutragen; ich kenne keinen Wunsch

den ich ihm nicht aufopfern könnte, und in dessen Verläugnung ich mich nicht sehr glücklich fühlte, wenn sie für ihn geschieht. Die schwersten Arbeiten werden mir leicht, wenn ich dabei an ihn denke, und die einförmigste, wie die mühsamste, Verrichtung wird mit Lust gethan, wenn ich mir vorstelle, daß er Freude daran haben werde. Wahrlich die Sorgen der Liebe drücken nicht, und diese wäre um einen wichtigen Theil ihres Vergnügens gebracht, wenn es keine Mängel mehr gäbe, denen sie abhelfen kann. Nichts ist mir unangenehmer, als daß ich nicht noch mehr für ihn zu thun vermag. Es sind vielleicht alles nur Kleinigkeiten, was wir Weiber geben können; aber wir geben auch mit vollem Herzen.

In freier und froher Thätigkeit geht so ein Tag nach dem andern dahin, ohne uns etwas zu wünschen oder zu bedauern übrig zu lassen. Die Leidenschaft hat nichts zu sagen, wo die Liebe das Regiment führt; sie stellt alles in ein freundliches Licht, und gibt allem eine süße Vertraulichkeit. Alles scheint mit uns einverstanden zu seyn, und gewisser Maßen zu uns zu gehören; alles scheint unsre Empfindungen zu kennen, und sie zu theilen; über dem ganzen Leben scheint sich eine stille Harmonie zu bewegen. Das Herz be-

gehrt nichts mit Heftigkeit; darum kann es auch nicht tief verwundet werden.

Noch so vieles möchte ich Dir sagen; man spricht ja gerne von dem, wovon man voll ist; aber ich habe wohl schon zu viel gesagt. Du wirst bald selbst kommen, um Zeuge von dem Glücke zu seyn, welches größten Theils durch Dich gegründet ist.

III.

Wohlthätiger Einfluß der Liebe.

Euphranor an Kleon.

Sehr befremdet, bester Kleon, hat mich der stoische Ernst, womit Du über eine Angelegenheit urtheilest, gegen welche man sonst in Deinen Jahren eben nicht kalt zu seyn pflegt. Dein enthusiastischer Eifer nöthigte mir oft ein kleines Lächeln ab. Diese heftigen Declamationen gegen die Liebe, bei diesem weichen Herzen, bei diesem regen Sinne für alles Schöne, bei dieser lebhaften Phantasie und bei diesem großen Bedürfnisse sich mitzutheilen — ich gestehe, daß ich das nicht recht zu reimen weiß. Die Sprache, welche Du führst ist nicht die Sprache des gesunden, unbe-

fangenen Gemüthes, es ist nicht die Sprache deines Kopfes und deines Herzens, du täuschest dich selbst, wenn du dir das einbildest; es ist die Sprache irgend einer Verstimmung, die zur gefährlichen Krankheit werden kann. Um das zu verhüthen, rathe ich dir, daß Du der Neigung oder Geistesrichtung, welche diese Verstimmung erzeugte auf die Spur zu kommen suchest, und schleunig einlenkest; im Übrigen zweifle ich nicht, daß sich die Liebe noch einmal für die Geringschätzung, welche Du ihr beweisest rächen werde.

Über menschliche Dinge muß man rein menschlich denken; die ungerechte Herabsetzung ist hier von sehr schädlichen Folgen, und verbreitet ihren verderblichen Einfluß nicht allein über unsre übrigen Begriffe vom Guten und Schönen, sondern auch über unser Betragen und über das ganze unsrer intellectuellen, ästetischen und sittlichen Bildung, sie pflegt etwas zu vertilgen, was erhalten und geschont werden soll. Ein harmonisches Leben ist nur da, wo nichts von seiner Stelle gerückt wird, und alles so in einander greift, wie es die weise Natur angeordnet hat; das gestörte, aus seiner Einheit getriebene Leben aber ist eben so wenig ein würdiges als ein glückliches. Du wirst mir erlauben, daß ich die Liebe gegen Dich

in Schutz nehme, und wenigstens eben so viel zu ihrem Lobe sage, als Du zu ihrem Tadel gesagt hast.

Es versteht sich von selbst, daß von einer ernstlichen Neigung nicht eher die Rede seyn darf, als bis man einen festen Standpunkt in der bürgerlichen Gesellschaft gewonnen hat. Die Liebe soll in die Bestimmung des Lebens eingreifen, nicht ihr voran eilen, man muß erst in der Welt etwas geworden seyn, ehe man darauf denken darf, sich in ihr anzubauen. So lange man sich noch auf das, was man einst seyn und leisten will, vorbereitet, muß das Herz unter der strengen Disciplin des Kopfes bleiben; sonst geht es mit der ganzen Lebensfahrt quer.

Eine ernstliche Liebe verträgt sich nicht wohl mit den Anstrengungen, die zur Ausbildung des Verstandes und zum Erwerb nützlicher Kenntnisse erfordert werden; sie will zu sehr als eigene Angelegenheit behandelt seyn, als daß sie sich für diejenigen Zeiten schicken könnte, wo wir für andere Angelegenheiten ungetheilt leben müssen; sie gibt der Phantasie, vorzüglich in diesen Jahren, zu viele Nahrung, als daß dabei ein ordnungsvoller Fleiß bestehen könnte. Je weiter ihr Ziel noch hinaus liegt, je ungewisser es noch ist, ob sie

dieses je erreichen werde; desto mehr wird sie in müßigen Träumen schwärmen, und den Sinn für das Wirkliche verlieren. Die frühen Liebesverbindungen sind gewöhnlich romanhaft und phantastisch, Mißgriffe, welche das warme Blut und die lebhafte Einbildungskraft machen; je mehr sie das Gemüth berauschen, desto weniger haben echte Empfindungen des Herzens daran Antheil. Zum Glücke pflegen sie selten von Bestand zu seyn, und dann ist der ganze Gewinn, den man davon hat, das verschwendete Gefühl, die verlorne Zeit, ein verschrobener Kopf und ein verstimmtes Herz.

Anders verhält es sich mit jenem wärmern Interesse für ein edles, unserm Herzen befreundetes weibliches Wesen, welches mehr Ahnung künftiger Liebe, als diese selbst ist, und sich vorzüglich durch achtungsvolle Auszeichnung zu erkennen gibt. Ich kenne mehr als Einen jungen Mann, der dadurch von Ausschweifungen, denen sich das jugendliche Alter so gerne überläßt, zurück gehalten, in wankenden Grundsätzen befestigt, in seinen Sitten verfeinert, zu einer größern Empfänglichkeit für das Gute und Schöne angeleitet, und zu einem eifrigern Fleiße in dem Bestreben, sich zu einem brauchba-

ven Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu bilden, ermuntert wurde.

Nur will dieses Interesse mit einer Vorsicht und Behutsamkeit behandelt seyn, zu welcher die meisten in den jüngern Jahren weder aufgelegt noch fähig sind; denn auch hier liegt die Täuschung nahe. Oft nimmt ein flüchtiger Reitz das Herz gefangen, ohne es auf die Dauer befriedigen zu können; leicht erheben sich die Empfindungen zu der Lebhaftigkeit und Innigkeit der eigentlichen Liebe, und es ist schwer, ihnen die Mäßigung zu bewahren, und sich selbst in der Entfernung von einander zu halten, welche die gegenwärtigen Verhältnisse fordern. Es ist nicht zu läugnen, daß das frühe wärmere Interesse für ein edles weibliches Wesen etwas Bedenkliches behält; aber zarte Delikatesse, ein gebildeter Geist, Achtung für weiblichen Adel und Gewalt über sich selbst werden die Nachtheile desselben verhüthen und seine Wohlthätigkeit sichern.

Das wärmere Interesse, welches wir für ein schönes und tugendhaftes Weib empfinden, duldet keinen unreinen Gedanken in unserer Seele. Wir würden es als die gröbste Beleidigung ansehen, wenn wir einem solchen Gedanken neben seinem Bilde auch nur Einen Augenblick Raum geben

könnten. Es ist eine Art von Verehrung, womit wir zu dem Gegenstande dieses Interesses hinauf sehen, in welcher wir uns über die Forderungen der Sinnlichkeit weit erhaben fühlen.

Die jugendliche Phantasie will immer mit etwas Reitzendem beschäftigt seyn; wenn es ihr an edlerm Stoffe fehlt, so bemächtigen die Wallungen einer befleckten Begierde, sich ihrer. Auf diese Art ward schon manches unschuldige Herz vergiftet; und ich bin überzeugt, tausend Jünglinge, die eines bessern Schicksales werth waren, würden nie ein Opfer des Verderbens geworden seyn, wenn man ihre Einbildungskraft für etwas andres hätte interessiren können. Selbst die Künste der Verführung siegen allein durch den Zauber, womit sie die Phantasie gefangen nehmen. Findet diese bei einem edlern Gegenstande Unterhaltung, dann wird sie in Menschen, die für etwas Höheres Sinn haben, gewiß nicht auf das Gemeinste verfallen.

Was der bessern Liebe überhaupt eigen ist, daß sie nämlich gegen jede Äußerung einer bloß thierischen Begierde Ekel einflößt, daß sie das moralische Gefühl mächtig anregt und dadurch der Sinnlichkeit entgegen wirkt, daß sie edles Selbstgefühl gibt, welches keine Art der Erniedrigung

gestattet, daß sie den Sinn für das geistig und sittlich schöne schärft, daß sie das Verhältniß der Geschlechter aus einem höhern Standpunkte ansehen lehrt; dasselbe findet sich auch bei dem wärmern achtungsvollen Interesse für ein treffliches Wesen des andern Geschlechtes. Wer sich von einem tugendhaften Mädchen mit Aufmerksamkeit behandelt sieht, der müßte der roheste Mensch seyn, wenn er sich in die Arme einer feilen Dirne werfen könnte. Wer sich die Achtung eines tugendhaften Mädchens zu erwerben wünscht, der wird gewiß seine Sitten mit der größten Strenge bewachen, und gegen alle Lockungen und Machinationen der raffinirtesten Buhlerei gesichert seyn.

Für die weibliche Sinnlichkeit, die in unsern Zeiten von Jugend auf so viele Nahrung und eine so zärtliche Pflege bekommt, ist in dieser Hinsicht jenes Interesse nicht weniger wichtig. Mit ihm vereint, werden Achtung für den Ruf, der Zwang der Sitte, Schamhaftigkeit, sittliches und religiöses Gefühl die Reinigkeit des Herzens sicherer schützen. Indeß fordert es hier, bei der größern Empfänglichkeit des weiblichen Gemüthes und bei der Lebhaftigkeit der weiblichen Gefühle noch größere Sorgfalt, als bei den Männern, damit es nicht zu frühe zur mächtigen Liebe reife.

Der Umgang mit einem tugendhaften Weibe, für das man sich interessirt, ist eins der wirksamsten Mittel, die Rohheit zu mildern, der sich die Jugend so gerne überläßt, und in welcher sie nicht selten einen gewissen heroischen Muth bewundert. In der Gegenwart, auch des leichtsinnigen Weibes, darf man sich keine ungezogenen Scherze, keine schmutzigen Anspielungen und keine unsaubern Zweideutigkeiten erlauben, die in männlichen Gesellschaften oft mit so großem Wohlgefallen gehört werden. Das ungestüme, rasende und zügellose Wesen, das hier so viel Aufmunterung findet, darf dort nicht zum Vorscheine kommen. Auch das leichtsinnige Weib weiß den feinen und gesitteten Mann wohl vom groben Gesellen zu unterscheiden, selbst in den Angelegenheiten, wo das Herz spricht; wer seine Neigung gewinnen will, wird sich gewiß eines anständigen, ordentlichen und geistreichen Betragens befleißigen; wie viel mehr wird das alles beim tugendhaften Weibe der Fall seyn! Überdem können der zartere Sinn und das schärfere Schicklichkeitsgefühl des Weibes ihres Einflusses auf den, der ihm zu gefallen wünscht, nicht verfehlen. Es wäre ein Wunder, wenn die Wirkungen davon nicht mit der Zeit in das Wesen des Menschen selbst ein-

gingen, und zur andern Natur würden. Die feinsten Männer sind in der Schule der Weiber gebildet worden; wird aber ihr Unterricht irgend mehr wirken, als wo ihm das Herz schon offen steht?

Dem jugendlichen Leichtsinne werden durch jenes Interesse Gränzen gesetzt. Es führt den Menschen in sich selbst hinein, und gibt dem Gemüthe eine Innigkeit, die kein flüchtiges und unbedachtsames Wesen gestattet. Es gewöhnt zu einer sinnigen Aufmerksamkeit; es lehrt auf vieles achten, worüber man sonst weg sieht; es lehrt besser erwägen, was man sagt und thut, und auf die Eindrücke, die man macht, sorgfältiger Rücksicht nehmen; es sammelt und fixirt die Gedanken und gibt den Empfindungen eine gewisse, Tiefe, die dem schnellen Wechsel derselben vorbeugt.

So lange wir noch nicht durch eine genauere Beobachtung mit der Schwachheit des weiblichen Geschlechtes bekannt geworden sind, trauen wir demselben mehr Tugend zu, als wozu wir eigentlich Grund haben; jedes Weib dünkt uns, wo nicht ein Engel, doch ein sehr edles Wesen zu seyn; die Herzensgüte, die Anmuth die größere Eingezogenheit dieses Geschlechts und die grö-

ßere Diskretion, womit ihm überall begegnet wird, mögen davon die Ursachen seyn. Wir glauben deßwegen uns ihm nicht besser als durch Heilighaltung strenger Grundsätze empfehlen zu können; und so vermag das Bestreben ihm zu gefallen selbst zur Verbesserung unsers Charakters beizutragen, und zwar in einer Zeit, wo dieser die meiste Empfänglichkeit und Bildsamkeit hat, wo am vortheilhaftesten auf ihn gewirkt — er aber auch am leichtesten verdorben werden kann.

Sind wir gar schon durch eine Unart oder durch eine rohe Seite der Verehrten mißfällig geworden; welch ein Antrieb für uns, sie abzulegen! Kein Tadel kann weher thun, als der von ihr kommt, und der uns mit ihrer Achtung auch ihr Herz zu nehmen droht. Überdem ist der ernste Charakter der Liebe der Bildung und Befestigung edler Grundsätze ungemein günstig; so lange Liebe im Menschen ist, kann er nie ganz schlecht werden.

Selbst der Fleiß, für den Du von der Liebe so viel fürchtest, kann von derjenigen Art derselben, von welcher hier die Rede ist, bedeutende Vortheile ziehen. Er ist eine Eigenschaft, welche die bessern Frauen an uns vorzüglich zu schätzen wissen, und deren Mangel allein schon hinreicht,

uns einen großen Theil ihrer Zuneigung zu rauben, ein Weib von gesundem Gemüthe wird nie dem müßigen Pflastertreter sein Herz schenken. Der Gedanke an das geliebte Mädchen ist ein starker Sporn, sich auf eine rühmliche Art auszuzeichnen, und sich diejenigen Geschicklichkeiten zu erwerben, die uns einst berechtigen, um seine Hand zu werben, und die uns in den Stand setzen, ihm ein sorgenfreies und ehrenvolles Leben zu verschaffen. Ein sehr angesehener Mann, dem ich meine Verwunderung über seine ausgebreiteten Kenntniße, seinen unermüdbaren Geist und seine ordnungsvolle Arbeitsamkeit zu erkennen gab, gestand mir, daß er diese, bei nicht geringer angeborner Indolenz des Temperamentes, einer jugendlichen Liebe verdanke, die in dieser Hinsicht fast ein neues Wesen aus ihm geschaffen habe.

Was die eigentliche Liebe, als ernstliche Neigung, die zu einem bestimmten Ziele führen soll, angeht: so können diese die Vorwürfe, welche Du ihr machst, unmöglich treffen, wenn sie anders wahre Liebe ist, und nicht mit bloßer Sinnlichkeit oder schwärmerischer Sentimentalität verwechselt wird. Diese mögen freilich den Menschen üppig oder weichlich machen, ihm Kraft und

Selbstständigkeit rauben, die Ehrbegierde in ihm auslöschen, und ihn in den rühmlichsten Bestrebungen aufhalten. Aber die wahre Liebe kann den Menschen so gewiß nicht verderben, als die Anlage dazu tief in seiner Natur liegt, und mit allem, was diese Natur Vortreffliches hat, genau zusammenhängt. Sie trägt vielmehr ein Bedeutendes zu seiner Vervollkommnung bei, und greift überall verschönernd in sein Leben ein. Ich hoffe, Dir dies in mehr als Einer Rücksicht darthun zu können.

Die Liebe muß den Menschen fest und mit sich selbst eins machen. Sie muß ihm den Standpunkt anweisen, auf welchem er im Leben einwurzeln, und mit Sicherheit um sich greifen könne. An den herrlichsten Werken, die aus den Köpfen und unter den Händen der Menschen hervor gegangen sind, hat die Liebe ihren Antheil gehabt. Ohne Liebe mag wohl manches zu Stande kommen, was sich durch glänzende Eigenschaften auszeichnet, und worin einzelne Kräfte zum Bewundern thätig sind; aber ihm wird doch einige Einseitigkeit und eine gewisse Härte, die es uns unmöglich macht, uns seiner recht zu freuen, ankleben; das Gepräge reiner Menschlichkeit, die hohe Vollendung, worin es das Bild ei-

nes schönen Gemüthes zurückstrahlt, wird einem solchen Werke fehlen. Wo der ganze Mensch arbeitet, da begeistert ihn auch die Liebe; und wo sie ihn nicht begeisterte, da ist auch sicher eine Lücke geblieben, oder etwas verschoben, oder etwas vernachläßigt, oder etwas zu stark hervorgehoben. Die stille Harmonie, die alles in Eins auflöst, die kein Mißlaut stört, und die eine ungetrübte Befriedigung gewährt, ist allein die Frucht der Liebe.

So lange der Mensch ohne Liebe ist, weiß er selten ganz was er will; denn er ist noch nicht da angekommen, wo ihm die Bedeutung des Lebens klar wird; er hat noch nicht die Reife erlangt, bei der er alle seine Angelegenheiten übersehen, gegen einander abwägen, und zu einander in das gehörige Verhältniß bringen könnte. Er legt es zwar auf manches an, setzt sich mancherlei Zwecke, geht auf dies und jenes zu; aber er gibt Eins nach dem Andern wieder auf, durch Erfahrung schmerzlich belehrt, daß es das Rechte noch nicht war. Er überläßt sich bald seinem Ehrgeitze, bald einem wohlwollenden Eifer, bald seiner Verstimmung, und wird überall betrogen. Hält er gleichwohl an Einem fest: so geschieht es auf Kosten seiner Ruhe, und es kann ihm kein

Geheimniß bleiben, daß er sich verbildet und den Plan des Lebens zerreißt.

Anders ist es nicht möglich; die Einheit des Lebens liegt nicht im Individuum, sie liegt zwischen zweien Geschlechtern in der Mitte, und nur in der Vereinigung derselben ist es möglich, sie klar hervorzuheben und durchzuführen. Keiner ist für sich allein Mensch, Mann und Weib stellen in ihrer Verbindung den vollen Menschen dar. Das Weib ist dem Manne der Schlüssel zu den Schätzen der Natur; der Mann dem Weibe der Vermittler einer höhern Welt. Ohne das Weib will der Mann zwar vieles, aber er richtet wenig aus, weil er über alles wegstürmt, durch das Weib lernt er sich selbst verstehen, und die Stoffe finden, an die sich seine Kraft wenden kann, durch das Weib wird ihm der hochfliegende Wunsch zur liebenden Sorge. Sein Weib beschützen und beglücken, seine Kinder ernähren, für beide arbeiten, und, durch den Gedanken an beide gestärkt, sich dem gemeinen Wohl, dem Anbaue des menschlichen Verstandes, der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, den Geschäften des Staates oder einem nützlichen Berufe widmen, mit ihnen vereint nach höherer Veredlung streben: das ist jetzt die Aufgabe, in der sich seine

unbestimmte Kraft concentrirt, wodurch er seinen Ehrgeitz anhält, seine Launen beherrscht, und seinem wohlwollenden Eifer eine verständige Richtung gibt. Er weiß jetzt, wo er das Glück suchen soll, das er nirgends finden konnte: — in den Umarmungen und in dem keuschen Kusse seines treuen Weibes, unter den muntern Spielen seiner geliebten Kinder, im frohen Kreise einer zärtlichen Familie. Er hängt jetzt mit der Welt zusammen, die ihn sonst immer floh; er ist jetzt im Besitze dessen, was ihm fehlte, um sich selbst ganz zu kennen, und zu wissen, was es eigentlich mit dem Leben für eine Bewandtniß hat.

In Leerheit, Überdruß und in den abgeschmacktesten Grillen endigt die Verachtung der Liebe. Ich darf hier nur an die allbekannten Maximen, Zeitvertreibe und Belustigungen der Hagestolzen erinnern; und was haben sie daran? Welche unselige Mühe geben sie sich, sich gegen die Zeit und das Leben zu vertheidigen; — und wie gelingt es ihnen damit? Sie können der Welt, mit der sie sich nie befreunden mochten, doch nicht entbehren; sie greifen blindlings, wie in einen Glückstopf, hinein, und setzen aus dem, was sie erbeuten, zusammen, was, nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Narrheit, dar-

aus werden will. Die alten Jungfern helfen sich zwar besser; aber zufrieden wird man doch auch nicht, wenn man vom Leben nichts weiter hat, als daß man seine Lästerschulen durchgeht, und alle seine Neuigkeiten davon trägt.

Nicht weniger als der Mann gewinnt das Weib in der Liebe. Sein Leben ist zwar einförmig genug, um sich bald darin zurecht zu finden, und in der Wahl seiner Zwecke und Mittel nicht oft fehlzugreifen; aber eben diese Einförmigkeit muß es ihm unerträglich machen. Wenn es ihm nicht an allem Verstande oder an aller Bildung fehlt: so kann ihm nicht wohl verborgen bleiben, daß das Waschen, Kochen und Stricken zu etwas Weiterm führen soll; es kann unmöglich seine Bestimmung hierauf beschränken, es ahnet in schmerzlicher Unruhe etwas Beßres, worüber ihm nur die Liebe nähere Aufschlüsse zu geben vermag. Auch seine Ohnmacht sagt ihm, daß es sich an ein stärkeres Wesen anzuschließen habe, um einen festen Stand in der Welt und einen Charakter zu gewinnen, und mit sich selbst eins zu werden. Es muß lieben, um eine Bestimmung zu haben und ihr nachzuleben, um seine höhern Beziehungen zu erkennen, und seine Verbindung mit einer andern Welt zu begründen.

Zuversicht zu sich selbst, festes Ruhen auf sich selbst, Haltung, Charakter und ordnungsvolle Thätigkeit, wird dem Menschen nur durch die Liebe ganz eigen.

Die Liebe macht aber auch seine Thätigkeit freier, froher und erfolgreicher. Wann thut der Mensch so viel, und wann wird ihm alles so leicht, als wenn er im Dienste der Liebe arbeitet, und in den Armen der Liebe den schönsten Lohn findet? Was für Weib und Kind geschieht, das geht rasch von der Hand, wenn es auch noch so verwickelt ist; dabei ist man fröhlich und guter Dinge, wenn es auch noch so beschwerlich fällt, wenn auch noch so viele Hindernisse zu überwinden sind, und wenn das Einerlei auch noch so sehr ermüdet. Die Liebe duldet keinen Müßiggang, der verdrossene Mensch wird regsam und aufgelegt, wenn die Liebe ihn leitet, wenn es für die gilt, an denen sein Herz hängt. Nichts muntert mehr zur Arbeit auf, als die Freuden, welche die Liebe gewährt, keine Erholung ist süßer und stärkender, als die trauliche Unterhaltung mit geliebten Menschen.

Vorzüglich wichtig ist der Einfluß der

Liebe auf den Charakter. Eigensinn, Unbiegsamkeit und Störrigkeit sind gewöhnlich da zu Hause, wo die Liebe keinen Eingang findet. Sie bricht den eisernen Willen, sie schleift alle rauhen Ecken ab, sie vertilgt alle eingewurzelte Eigenheiten, sie macht das Herz weich und empfänglich für Erinnerungen, für fremden Rath und für Rücksicht auf die Wünsche und Neigungen andrer. Die wunderlichsten Menschen sind schon durch sie ordentlich, und die steifsten Starrköpfe vernünftig geworden, die rohesten Egoisten hat sie zur Humanität geführt.

Je mehr sich der Mensch isolirt; desto fester besteht er darauf, daß sich alles nach ihm richten soll; desto mehr Grillen heckt er aus, und desto mehr gewöhnt er sich daran, der Welt darin Trotz zu biethen, daß er überall von ihr abweicht, und sich mit ihr in einen so starken Contrast setzt, als nur immer möglich ist. Das kann so nicht bleiben, wenn ihn die Liebe in ihre Gewalt bekommt. Wer wollte die Einwendungen eines Menschen, den man wahrhaft liebt, nicht gerne hören? wer wollte, ihm zu Gefallen, nicht gerne einmal seinen Sinn verläugnen, und, sich ihm anbequemend, Plane aufgeben, die mit großem Interesse gedacht sind, und sich im Kopfe

befestigt haben? wer wollte nicht gerne von dem Geliebten manches Beßre annehmen, und Eigenthümlichkeiten fahren lassen, die diesem zuwider sind, oder dem Glücke der Liebe hinderlich werden? Es ist nicht möglich, daß man da immer nur seinen Weg gehe, wo ein freundliches Wesen unsre Hand faßt, und uns bittet einen andern zu gehen.

Das ist wahrlich kein geringer Vorzug der Liebe; wie viel Unheil hat nicht die Starrköpfigkeit von je her in der Welt angerichtet? wann sieht es wilder im Herzen aus, als wenn es vom Unkraute des Queersinnes überwachsen ist? wo wird so viel Tolles begonnen, als wo Halsstarrigkeit das Regiment führt, und schalten und walten kann, wie sie will? und welche Menschen sind unglücklicher, und quälen sich selbst mehr, als die, welche immer Recht haben müssen, und nach deren Grillen sich alles richten soll?

Der weibliche Eigensinn bedarf] des Beistandes der Liebe eben so sehr, wenn er nicht zuweilen in die widerlichste Bizarrerie ausarten soll. Die besten Frauen sind nicht ganz dagegen gesichert, und oft ist alle Mühe, womit sie ihm entgegen arbeiten, vergeblich. Frühe Verwöh-

nung, die Hätschelei unserer modernen Erziehung, das Gefühl ihrer einförmigen Lage, fehlgeschlagene Erwartungen, zufällige Verstimmungen, überspannte Begriffe, Nervenschwäche und kränkliche Dispositionen nähren diesen Charakterfehler, und bilden ihn nicht selten zu einem unheilbaren Schaden. Je mehr das Weib sich selbst überlaßen ist, je mehr es bei seinen einsamen Beschäftigungen allen Grillen nachhängen kann, je mehr Zwang und je weniger Freiwilliges in den Rücksichten ist, die es auf andre zu nehmen hat; desto ärger muß es damit werden. Die milde Gewalt der Liebe kommt hier zu Hülfe, sie macht weich und biegsam, sie nöthigt zum Nachgeben, ohne zu zwingen, sie lehrt, aus eigenem Triebe sich in andere schicken, und sich glücklich fühlen in den Opfern, die man ihnen bringt. Mit der sanften Stimmung, die sie dem Herzen gibt, kann nichts Hartes, Willkührliches und Eigensüchtiges bestehen.

So ist es mit allen Leidenschaften; die Liebe bricht ihren Ungestüm: sie mäßigt ihre Heftigkeit und beugt ihren Trotz; sie hält nicht allein die regellosen Ausbrüche derselben zurück, sondern unterwirft sie auch innerlich den Regeln der Vernunft; sie nöthigt der Natur derselben

eine Ordnung und ein Gleichgewicht auf, in welcher sich gar keine Einseitigkeit und Disharmonie hervor thun kann. Freilich kann die Liebe nicht jeden andern Wunsch, nicht jedes starke Interesse, und nicht jedes feurige Streben aus dem Herzen nehmen. Sie will und soll das auch nicht; sie selbst fordert zu ihrem Bestehen mancherlei lebhafte innere Anregungen, sie verlangt, daß diejenigen, welche von ihr beseelt sind, sich für edle Zwecke enthusiastisch verwenden, für alles Gute erwärmt, darf sie keine Triebfeder schwächen, wodurch Gutes gewirkt werden kann. Aber sie kann und soll verhüthen, daß unsre Wünsche sich die Herrschaft über das Herz anmaßen, und zu verderblichen Bemühungen verleiten, daß das leidenschaftliche Interesse nicht die Ruhe des Gemüthes aufstöre, oder zu einer Flamme werde, die das Innere verzehrt.

Der Mann, der sein Weib wahrhaft liebt, wird sich schon deßwegen den Stürmen seiner Ehrbegierde nicht überlassen, weil er dabei seinem Weibe nicht alles seyn kann, was er ihm seyn soll, weil er es dabei oft versäumen und den schmerzlichsten Besorgnissen aussetzen müßte. Er wird über eine Kränkung oder Zurücksetzung nicht in wüthenden Zorn gerathen, weil sein Weib ihm

mit sanften Worten zuredet. Er wird eine Beleidigung nicht rächen, weil sein Weib ihn mit Thränen darum bittet. Er wird seiner Verschwendung und seiner Spielsucht Gränzen setzen; weil es ihm nicht verborgen bleiben kann, wie sich sein Weib im Stillen darüber grämt; weil das Elend vor seiner Seele steht, worein er die stürzen wird, die er liebt: weil ihm der Gedanke, daß sie einst mit Mangel und Hunger werden zu kämpfen haben, schrecklicher ist, als der Gedanke an alle Leiden, die ihn selbst treffen.

Das Weib, das seinen Mann wahrhaft liebt, wird dem Geitze, der Habsucht und der Knickerei nicht länger ergeben bleiben können; weil ihm die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Geliebten wichtig sind, weil es ihm Freude macht, für ihn etwas aufzuopfern. Es wird nicht verdrossen, nachläßig und unordentlich werden; weil es durch Reinlichkeit, Ordnung, Fleiß und gute Wirthschaft das Herz bewahren und näher an sich ziehen kann, dessen Besitz sein Stolz und sein Glück ist; alles soll den Geliebten gefällig und freundlich umgeben, heiter, wie seine Seele, soll auch alles um ihn her seyn. Es wird weder der Neubegierde, noch der Klatsch- und Lästersucht in seiner Seele Raum geben; weil es dabei dem Ge-

liebten nicht allein nicht gefallen kann, sondern sich ihm auch höchst widerlich machen muß; weil es an eine bessere Unterhaltung gewöhnt ist, und bessere Freuden kennt, in Vergleichung mit welchen jene es anekeln.

Die Liebe macht das Herz weich, und öffnet es allen schönen Empfindungen. Liebende können unmöglich bei den Leiden und Freuden andrer gleichgültig bleiben; die Liebe beruht auf Sympathie des Geistes und des Körpers, darum muß sie für jede Art des Mitgefühls empfänglicher machen. Nichts Menschliches ist der Liebe fremd, sie wird leicht und tief gerührt, sie nimmt an allem den innigsten Antheil, sie freut sich, die Noth stillen und Thränen abtrocknen zu können. Keine Tröstungen sind sanfter, als die, welche die Liebe spricht, keine Aufmerksamkeit ist zärtlicher, als die, welche die Liebe zeigt, und keine Hülfe wird freundlicher gewährt, als die, welche die Liebe leistet. Sie belebt den Sinn für die Schönheiten der Natur, sie lehrt den tiefen Geist, der in ihren Werken liegt, erkennen. Herrlicher lacht ihr die Blumenwelt, melodischor tönen ihr die Stimmen des Waldes, heitrer breiten sich die Farben der Flur vor ihr aus, prächtiger strahlen ihr Mor-

gen- und Abendroth. Die großen Empfindungen der Religion dringen ihr wärmer ans Herz, Glaube und Hoffnung sprechen sie vertraulicher an, und schöner sieht sie das Licht einer bessern Welt auf die Nebel der Erde herableuchten. Thaten des Edelmuthes und erhabene Gesinnungen finden bei der Liebe die reinste Bewunderung, und werden von ihr in ihrem ganzen Werthe erkannt. Nicht bloß für die Schönheiten der Natur, auch für moralische Schönheit ist ihr Gefühl schärfer.

Vor allem andern ehrenvoll sind aber die Siege der Liebe über die Selbstsucht, diesen Erbfeind der bessern Menschheit in uns und alles dessen, was an dieser Köstliches gedeiht. Die Liebe gewöhnt uns daran, unser Selbst gering zu halten und es oft zurück zu setzen, sie lehrt uns, die Forderungen desselben einschränken, und uns für andere aufopfern. Sie empfängt so viel Glück von andern, wie sollte sie nicht dafür dankbar seyn? sie genießt in andern so viel Frohes, wie sollte sie sich denn übermüthig erheben? sie hat erkannt, wie viel Wonne in der Verläugnung ist, wie sollte sie nicht das Bestreben, überall das Seinige durchzusetzen, unterdrücken?

Die Liebe macht demüthig und be-

scheiden. Wer wahrhaft geliebt hat, kann nicht mehr von sich halten, als sich gebühret, und nicht mehr verlangen, als ihm zukommt, es muß ihm leicht werden, auch von seinen rechtmäßigen Forderungen nachzulassen. Er weiß von seinen Vorzügen einen andern Gebrauch zu machen, als damit zu glänzen; sie sollen des Geliebten Glück, und dadurch das eigne vermehren.

Die Liebe erhöht das natürliche Wohlwollen. Nie wünscht man mehr, daß alle glücklich seyen, als da, wo man es selbst so rein und in einem so hohen Grade, wie in der Liebe, ist; nie ist man geneigter zu geben, als wo einem selbst so viel gegeben wurde; nirgends wird man des Gedankens für sich zu behalten leichter entwöhnt, als in der Liebe. Die Zärtlichkeit und Schonung, die Liebende einander beweisen, das herzliche und gränzenlose Wohlwollen, womit sie für einander leben, muß sich doch auch einiger Maßen auf ihr Verhältniß mit andern übertragen. Der kann die Menschen nicht hassen, der unter ihnen eine Seele fand, welcher er sich mit dem vollen Zutrauen der Liebe zu ergeben vermochte, und die ihm den ganzen Lohn der Liebe gewährt.

Die Liebe bildet zur Großmuth. Sie

Sie gibt dem Sinne Weite und Höhe, sie lehrt die Dinge verachten, in deren übertriebenen Schätzung die Menschen gewöhnlich so klein und engherzig werden. Für sie ist manches kein Gut, wovon andre so schwer scheiden, für sie ist manches keine Beleidigung, was andre nie vergessen können, ihr ist manches nicht schmerzlich, worüber andre die bittersten Klagen führen. In so fern kann es ihr nicht einmal zum Verdienste angerechnet werden, wenn sie vielem Angenehmen entsagt, viel Unangenehmes übernimmt, und sich für andre schweren Arbeiten und großen Gefahren unterzieht. Aber sie hat gelernt, auch das wirklich geschätzte Gut entbehren, sich über die tief gefühlte Beleidigung wegsetzen, und das gefürchtete Uebel ertragen, wo es das Wohl andrer verlangt; sie gibt auch das hin, was zu ihrem Glücke beiträgt; sie ist darin, daß sie es hinzugeben vermag, noch glücklicher, als wenn sie es behalten könnte.

Mit der Großmuth bildet sich Uneigennützigkeit, der reinste edelste Sinn, dessen die menschliche Natur fähig ist. Was sonst so schwer fällt, und von vielen sogar für eine schwärmerische Forderung gehalten wird, das wird der Liebe unendlich leicht: nämlich nicht allein den eignen

Vortheil zu verläugnen, und das zu thun, was gegen denselben streitet, sondern auch ohne alle Rücksicht auf irgend eine Art des eignen Vortheiles zu handeln. Das ist der Triumph der Liebe, daß man dem Geliebten alles vergeben und nachsehen, daß man über dem Geliebten sich selbst vergessen kann; und wer das kann, sollte sich der gegen andre engherzig zeigen? sollte sich dem ein uneigennütziger Sinn nicht immer mehr aneignen? Wenn er nur mit ihm befremdet würde: so wäre das schon ein nicht geringer Gewinn in einer Welt, wo so vieles den Eigennutz in Athem hält, und die Neigungen, die aus ihm entspringen, so vielfach gereitzt werden.

Zur echten Humanität wird der Mensch nicht wirksamer erzogen, als durch die Liebe.

Ein eben so bedeutender Gewinn für den moralischen Charakter entsteht daraus, daß Liebende einander von ihren vorzüglichern Eigenschaften mittheilen, und einander zur Verbeßrung ihrer Fehler behülflich sind. Freylich darf das Besondre des Geschlechts-Charakters in keinem ganz vertilgt werden, denn mit ihm würde auch die Liebe verschwiuden; aber einzelne dahin gehörende Eigenthümlichkeiten erlangen nicht selten eine Stärke und ein Überge-

wicht, worin sie zur Einseitigkeit und Verkehrtheit werden, das Bild edler Menschheit ganz verläugnen, und mit der Eintracht den Frieden des Lebens stören. Hier bedarf das Übertriebene der Mäßigung, das Ausschweifende der Beschränkung, das Heftige der Milderung, und auf der andern Seite, das Mangelhafte der Ausfüllung, das Kraftlose der Belebung, und nichts ist geschickter, diese zu bewirken, als die Bündnisse der Liebe. Weil der Liebende sich beglückt fühlt durch das, was in dem Geschlechtscharakter des Geliebten Treffliches ist, darum neigt er sich in der Bewunderung unwillkührlich dazu hin, und nimmt, ohne es zu merken, davon in sich auf. Der ungestüme Mann wird sanft, der harte wird weich, der stolze wird bescheiden, der trotzige geht in sich an der Brust des stillen, gefühlvollen, demüthigen und innigen Weibes; er lernt von ihm das Gute, das er so oft übersieht, schätzen und fröhlich genießen, seine Wünsche, die so weit in die Ferne schweifen, und in die Höhe fliegen, anhalten, das unabänderliche Übel, das ihn so leicht empört, mit Gelassenheit dulden, sich in die Zeit schicken, und warten, bis es besser wird. Das zaghafte Weib wird muthvoll an der Hand des kühnen Mannes; es lernt von ihm Entschlossen-

heit und Festigkeit in der Befolgung seiner Grundsätze, Selbstbeherrschung und Erhebung über seine Schwäche.

Bei der echten Liebe, die sich auf ihr Interesse versteht, darf man nicht besorgen, daß dieser Einfluß zu weit gehe, und daß der Eine von dem Andern annehme, was an diesem zwar treflich ist, an jenem aber Gebrechen seyn würde; denn in eben dem Maße, worin dieses geschähe, müßte ihre Liebe erkalten.

So werden sie auch nicht leicht andre Fehler von einander annehmen; denn gemeinschaftliche Verbesserung aller Fehler, gegenseitiges Aufmerksammachen auf dieselben und gegenseitiger Beistand zu ihrer Verbesserung sind der Liebe eine wichtige Angelegenheit. Fehler läßt man sich nicht gerne von jedem vorwerfen; aber wen könnte es erbittern, wenn die Liebe sanft darauf hindeutet? Kann sich hier die Eitelkeit gekränkt fühlen? Kann hier der Verdacht unlautrer Absichten Wurzel fassen? Während der Tadel andrer uns beschämt, und das Übel ärger macht, können die schonenden Zurechtweisungen der Liebe nicht anders als wohlthätig wirken. Auch fühlt die Liebe ja selbst zart, auch können dem Liebenden die eignen Fehler schon deßwegen weniger verborgen bleiben, weil

sie die Freude der Liebe stören; auch wird er ja deßwegen eifriger seyn, sie wegzuschaffen, weil er weiß, daß er dann dem Geliebten gefälliger wird, und glücklicher mit ihm lebt.

Selbst auf die Kultur des Verstandes hat die Liebe einen vortheilhaften Einfluß. Nicht immer ist die Liebe blind, die echte reine Liebe ist es selten, sie sieht vielmehr scharf, besonders wo es darauf ankommt, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Schwierigkeiten zu umgehen, Vorzüge an dem Geliebten zu erspähen, sein Herz zu gewinnen, oder sich desselben mehr zu versichern, und neue Mittel seiner Beglückung zu entdecken. Sie hat immer etwas zu ersinnen und zu überlegen, Plane zu machen, und Einrichtungen zu treffen, wobei man den Reichthum ihrer Erfindungen bewundern muß. Sie ist immer mit der Lösung solcher Aufgaben beschäftigt, die zwar an sich nicht sehr bedeutend sind, aber den Verstand trefflich üben, die Gewandtheit des Kopfes vermehren, und die glückliche Gewohnheit, stäts mit lebhaftem Interesse zu denken, befördern. Sie nöthigt, sich vieles deutlich zu machen, in Ansehung dessen man sich sonst mit unbestimmten Vorstellungen behalf — vielem tiefer auf den Grund zu schauen, wovon man sonst nur die

Oberfläche berührte, viele Ideen in Ordnung zu bringen, die sonst wohl immer in Verwirrung geblieben wären, und vieles zu berichtigen, woran wir sonst nur eine halbe Wahrheit gehabt hätten. Vorzüglich lenkt die Liebe gerne den Blick auf das menschliche Innere; denn das beut ihr die interessantesten Erscheinungen dar, hier ist die Quelle ihrer Freuden, hier finden sich aber auch die meisten Ursachen der Störungen. Sie lehrt das eigne und das fremde Gemüth erforschen, und führt zu Erweiterungen der Menschen- und Lebenskenntniß, die immer als großer Gewinn angesehen werden müssen. In der Liebe wird auch der Mensch ein in noch höherm Grade anziehender Gegenstand der Beobachtung, sein Inneres entwickelt sich vielseitiger und bestimmter, und manches tritt nun deutlich hervor, was sich sonst in den dunkeln Gegenden desselben zurück hielt. Die Frauen besonders werden wahrer und offener, und lassen tiefer auf den Grund der Seele sehen, wenn sie lieben.

Der Phantasie wird die Liebe auf mehr als eine Weise wohlthätig. Wann sie dieselbe, auf der einen Seite, belebt und ihren süßen Spielen ein weites Gebieth eröffnet: so hält sie, auf der andern, die raschen Flüge der-

selben an, sie gibt ihr eine bestimmtere Richtung und mäßiget das Feuer derselben. Die zärtliche Liebe bereichert die Phantasie mit sanften und schönen Bildern, mit den Bildern des Erfreulichsten, was das Leben besitzt — entfernt von ihr alles, was sie verunreinigen könnte — duldet nicht, daß sie irgend einer schlechten Leidenschaft gehorche, und unterwirft sie dem Zwange eines wohlgeordneten Herzens. So wird sie im Menschen ein fröhliches Leben, das ihn nie mit sich selbst überwirft, ihm nie den heitern Genuß des Wirklichen verkümmert, und ihn gleichwohl in beßre Reiche einführt.

Die Liebe verfeinert den Geschmack. Da sie selbst vom Schönen ihre Nahrung zieht, so muß sie überall den Sinn für das Schöne schärfen, und die Freude am Schönen vermehren; da sie selbst allem Trefflichen verwandt ist, so muß sie es auch leichter machen, das Treffliche auszuscheiden von dem Gemeinen, es in sich aufzunehmen, und sich davon durchdringen zu lassen; da sie selbst in der Harmonie ihr Wesen hat, so werden ihr auch die leisesten Züge der Einstimmung in dem, was außer ihr ist, nicht entgehen. Ihr Zartgefühl muß von dem Schlechten, in welcher schmückenden Verhüllung es auch auftrete, belei-

digt, von dem Edeln, wie tief es sich auch in das Innerste der Dinge hinab ziehe, entzückt werden.

Darum kann sie auch des wohlthätigsten Einflusses auf die Bildung der Sitten nicht verfehlen. Mit dem Geschmacke muß sie zugleich das Schicklichkeitsgefühl verfeinern, und ein Betragen, das den Forderungen des Anstandes auf das vollkommenste entspricht, zum unvertilgbaren Bedürfnisse machen. Die Liebe drückt nur ihre eigenthümliche Stimmung aus, wenn sie sich schonend, aufmerksam, gefällig, freundlich und achtungsvoll äußert; ihre Lebensart ist die feinste, weil sie nichts andres, als der Widerschein des Gemüthes ist.

Doch ich muß aufhören, und es meinem Kleon selbst überlassen, dem Einflusse der Liebe auf die höhere Kultur, auf die Veredlung des Lebens und die Verschönerung seiner Verhältnisse, auf die Humanität der Staten, auf die Erhebung des Nationalgeistes und auf die Ausbildung der Künste, in den Geschichten der Völker, nachzuspühren, den Zusammenhang dieser mächtigen Triebfeder des menschlichen Herzens und Handelns mit der jedesmaligen Stimmung des Zeitalters zu erforschen, und insbesondre zu sehen,

wie mit dem Sinken der Moralität auch die Liebe ihre Würde verliert, und wie umgekehrt die Entartung der Liebe moralische Verschlimmerung unvermeidlich nach sich zieht. Ich bin zufrieden, wenn es mir gelungen ist, meinen zu trübsinnigen, vielleicht zu speculativen und zu ehrgeitzigen Kleon zu einem unbefangenern und weniger einseitigen Nachdenken über die menschlichste Angelegenheit veranlaßt zu haben.

IV.

Erfordernisse zur Liebe.

Euphranor an Kleon.

Du gibst mir, mein Kleon, zwar darin Recht, daß es die Natur der Liebe ist, wohlthätig auf den Charakter, den Verstand, die Phantasie, den Geschmack und die Sitten zu wirken; indeß scheint es Dir doch einiges Bedenken zu machen, daß dieser Einfluß so selten gefunden wird. Ich gebe dieses gerne zu, aber es kann der Liebe nicht zur Last fallen, sondern man muß die Menschen darüber anklagen, die entweder die Liebe nicht gehörig zu behandeln wissen, oder die echte Liebe gar nicht kennen, und sie mit gemeiner oder verfeinerter Sinnlichkeit verwechseln. Wirklich ist der wohlthätige Einfluß der Liebe vornem-

lich deßwegen selten, weil die Liebe selbst selten ist.

Nicht jedem ist es gegeben, die sanfte Gewalt und die reine Freude der Liebe zu empfinden; den meisten fehlt es an Empfänglichkeit für eine so zarte edle und tiefe Stimmung. Zwar mögen die Anlagen und das Bedürfniß der Liebe selten in einem menschlichen Wesen fehlen; aber damit ist es nicht genug, die Anlagen müssen gepflegt, entwickelt und vor Verletzungen bewahrt, das Bedürfniß muß aufgefaßt, verstanden und gegen die verderblichen Wirkungen selbstsüchtiger und gemeiner sinnlicher Begierden geschützt werden, wenn daraus wirkliche Liebe entstehen soll. Zu allem Vortrefflichen hat der Mensch Fähigkeit, und doch kommt wenig Vortreffliches zur Reife, weil jene Fähigkeit so wenig gepflegt wird, und so mancherlei Verbildungen ausgesetzt ist; weil sie so viel Widerstand findet, und mit seiner eigenen verkehrten Natur einen so harten Kampf aufzunehmen hat.

Betrachtest Du die Art, wie die Menschen gewöhnlich erzogen werden: so wirst Du die Seltenheit echter Liebe nicht unbegreiflich finden; es wird Dir vielmehr oft vorkommen, als ob man es absichtlich darauf anlege, das Entstehen dersel-

ben zu verhindern. Wie viele Nahrung empfängt die Selbstsucht des Kindes schon in der ersten Zeit von der Unwissenheit, von der Schwäche, von der mißverstandenen Zärtlichkeit und von der Bequemlichkeitsliebe der Mütter! Welch ein verzogenes, rechthaberisches, gebietherisches, launisches und eigensinniges Geschöpf ist nicht oft schon das Mädchen von vier Jahren! Sind nicht da oft schon alle zarten Keime freundlicher wohlwollender Neigungen erstickt? Ist nicht da der schöne Hang des liebevollen Hingebens oft schon in die ganz entgegen gesetzte Richtung gezwungen? Sind da nicht oft die schönen Regungen der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit und der Theilnahme beinahe vertilgt? Haben sich da nicht oft fast alle Äußerungen des innern Lebens um das theure Selbst versammelt, und mit demselben in unauflöslichen Zusammenhang gesetzt? Wie kann in dem verengten Herzen das Bedürfniß sich anzuschließen und mitzutheilen, das Weite und Höhe verlangt, Platz finden?

Wie wenig geschieht nachher gewöhnlich für das Geistige, von dem die Liebe doch, wenn sie auch nicht alles Sinnliche verschmäht, ausgehen muß? Ist es nicht häufig bloß zufälligen Umgebungen oder der Stärke der natürlichen Disposi-

tion zuzuschreiben, wenn die feinern ästhetischen und sympathetischen Empfindungen noch zuweilen angereizt werden? Sucht man sie nicht häufig durch das Übergewicht, das man den sinnlichen Trieben gibt, zu unterdrücken? Welche unlautere Begierden, welche regellose Leidenschaften erfüllen das Gemüth, in dem noch der ganze Frieden der Unschuld wohnen sollte? Ist es möglich, daß das Herz, das man für so viele eitle Dinge interessirt, und überall von sich selbst los zu machen strebt, bei sich selbst etwas suche? Ist es möglich, daß das Gemüth Innigkeit und eignes frisches Leben bewahre, das unaufhörlich zerstreut und aus sich selbst herausgetrieben wird? Ist es möglich, daß das Würdige, Genügende und Bleibende da etwas gelte, wo man so frühe gewöhnt wird, dem Nichtswürdigen, Schimmernden und Vergänglichen einen Werth anzukünsteln, den es nicht hat? Muß nicht die Wahrheit der Natur zu Grunde gehen, und mit ihr auch die Fähigkeit, dieser Wahrheit zu vertrauen, wo man den Menschen schon frühe mit so viel leerem Schein behängt, und ihn lehrt, seine natürliche Gestalt verhüllen, um mit einer erlogenen zu prunken? Was soll der Mensch dem Menschen seyn, was das Herz dem Herzen gelten, wo die ganze Auf-

merksamkeit an der Oberfläche klebt, und jeder nur darauf denkt, wie er über den andern Vortheile erlangen, und ihn seinen Wünschen dienstbar machen könne?

Man unterrichtet unsre Töchter in der Kunst Männern zu gefallen, Männer zu erobern und zu beherrschen, aber nicht in der Kunst ihre Herzen zu gewinnen. Freilich ist dies auch eigentlich keine Kunst, die erlernet werden kann; wenn man denn nur nicht das schöne Werk der Natur zerstörte, wenn man nur nicht die dem weiblichen Geschlechte angeborne Grazie zu der widerlichsten Ungestalt verzerrte, wenn nur nicht die einfache Sprache des Herzens sich die, bald lächerlichen, bald ekelhaften, Formen der Ziererei müßte aufdringen lassen. Man schmückt sie für das verwöhnte Auge; aber man vergißt darüber den köstlichen Schmuck, der, in einem gebildeten Geiste, jedes unverstimmte Gemüth entzückt. Man führt sie in Gesellschaften, woher sie, wo möglich, noch leerer zurück kommen, als sie hingegangen waren; man macht sie mit allen Künsten der Buhlerei bekannt, die der Eitelkeit und Sinnlichkeit gleich viel Nahrung geben; man lehrt sie, die Männer als Werkzeuge derselben ansehen, ihre Schmeiche-

leien und ihre Unterwürfigkeit als den höchsten Preis für die aufgewandte Mühe.

Wie kann auf einem so wüsten Boden und in einer so kalten Luft die zarte Pflanze der Liebe gedeihen? Muß ein so verwahrlostes und verunstaltetes Herz nicht immer mehr von dem Bedürfnisse, in der Verbindung mit Menschen ein reines Glück zu genießen entfremdet, muß ihm nicht dasjenige, wodurch Menschen einander im Daseyn nnd Wirken beglücken, entrückt werden? Das gemeine Leben, welches in der Welt geführt wird, lernen solche Menschen gut genug kennen; aber das innere, das man mit sich selbst und einem befreundeten Wesen führt, bleibt ihnen ewig unbekannt. Die Forderungen des sinnlichen Triebes lernen sie frühe genug verstehen; aber die Forderungen einer höhern Sympathie und die Kunst, jenen durch diese zu veredeln, haben sich ihnen auch nicht einmal in einer Ahnung offenbart.

Andre glauben für die Herzenskultur ihrer Töchter besser zu sorgen, wenn sie ihnen recht frühe empfindsame Romane in die Hände geben, und bedenken nicht, daß das Herz dadurch noch weit mehr verzogen wird. Feiner, sentimentaler, verliebter mögen ihre Töchter dadurch werden, aber wahrlich nicht empfänglicher für echte Liebe.

Was in den meisten dieser Romane sein Wesen treibt, das ist nicht Liebe, sondern entweder versteckte Sinnlichkeit, oder eine überspannte, träumerische Einbildungskraft, wenn nicht noch etwas Schlimmeres. Am wenigsten kann durch sie eine innige Zärtlichkeit, eine dauerhafte Anhänglichkeit und die Fähigkeit, einander im Umgange das Leben zu versüßen, hervorgebracht werden. Diese muß im Herzen erwachen und sich ausbilden, sie darf nicht früher angeregt werden, als bis sie hier reif geworden ist, sie entsteht nur da rein und verschönernd, wo man alle fremdartige Einflüsse, die sie immer verderben, von ihr fern hält. Nichts ist gewöhnlicher, als daß frühe Romanenlektüre die Empfänglichkeit für wahre Liebe hinwegnimmt.

Zur echten Liebe wird vor allem ein gebildeter Geist erfordert. Freilich hat sich die Liebe auch auf den niedrigsten Stufen der Kultur, in sehr rührenden Erscheinungen, in einer Stärke, Reinheit und Dauer gezeigt, wovon sich unsre verfeinerte Welt kaum einen Begriff machen kann; aber unsre Verfeinerung ist nicht immer Bildung; und der Mangel an äußerer Politur nicht immer Rohheit. Unter

Menschen, denen es an der äußern Abglättung fehlt, entwickelt sich nicht selten die Natur in einer Wahrheit und Harmonie, worin ihre köstlichsten Früchte zu einer schönen Reife gelangen; während die Abglättung der heutigen Welt den Verstand mit Vorurtheilen erfüllt, und das Herz seiner edelsten Empfindungen beraubt. Unter der Bildung, ohne welche überall keine Liebe seyn kann, verstehe ich einen gesunden Verstand, eine reine und freie Phantasie und ein feines Gefühl. Der Verstand erkennt das verwandte Wesen und seine liebenswürdigen Vorzüge; das Gefühl zieht uns zu ihm hin, indem es uns seinen Werth und das Glück der Vereinigung mit ihm offenbart; die Phantasie unterstützt beide, und bringt die mannichfaltigsten Reitze in die liebende Verbindung. Wo der Verstand irre geleitet oder durch Vorurtheile geblendet ist, da schätzt man eher alles andre als diejenigen Eigenschaften, die Liebe erwecken. Wo das Gefühl zu stumpf oder zu einseitig reitzbar ist, da mag der Verstand jenen Eigenschaften alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, das Herz, in welchem die Liebe wohnt, bleibt doch kalt. Die Wonne der Liebe gehört nicht für diejenigen, die nur durch grobe sinnliche Genüsse gerührt werden

können, auch nicht für diejenigen, deren Einbildungskraft ganz unter der Gewalt der Sinnlichkeit steht, oder an den Anfällen einer überspannten Sentimentalität kränkelt.

Diese Bildung ist größten Theils das Werk eines glücklichen Naturells, und gedeiht gewisser Maßen da am besten, wo die Bedürfnisse noch einfach, die Verhältnisse der Menschen wenig verwickelt, ihre Collisionen wenig zahlreich und ihre Sitten unverdorben sind. Unter den Menschen, die wir vornehm nennen, wird sie selten gefunden, weil die Arbeitsnoth, die Lebenssorge, der Luxus, die Kämpfe des Eigennutzes, die ängstliche Rücksicht auf Weltsitte und so genannten guten Ton und die Künste der Verstellung ihr überall mächtige Hindernisse in den Weg legen. Darum ist auch hier weniger Liebe als im Naturstande; weil hier mehr praktische Irrthümer, mehr ungeregelte Neigungen, mehr Mühseligkeit und mehr Disharmonie des Herzens ist.

In Zeiten indeß, wo die äußere Kultur so weit fortgeschritten ist, als in den unsrigen; da muß die Liebe auch an die Bildung höhere Forderungen machen; da reicht eine solche, wie ich sie eben bezeichnet habe, noch nicht aus; da wird nicht allein ein gesunder, sondern auch ein aufge-

klärter und kenntnißreicher Verstand, — nicht bloß ein feines, sondern auch, ein für die zartesten Lebensverhältnisse und für alle leisen Schattirungen des Gemüthes, die solche Zeiten hervorbringen, verfeinertes Gefühl, — nicht bloß eine reine und freie, sondern auch eine reiche und romantische Phantasie, und überdies Gewandtheit im Betragen und conventionelle Delikatesse verlangt. Die Natur muß hier durch die Schule der Kunst gegangen, und doch wieder zu sich selbst zurückgekehrt seyn.

Die meisten erheben sich wohl über die Natur; aber zu ihrem eigenen Verderben; sie sind so weit davon entfernt, wieder zu ihr zurück zu kehren, daß sie es selbst in der Kunst nur zur elendesten Stümperei bringen. Darf man hier wohl echte Liebe suchen? Die natürliche Bildung der Unschuld, die sich ohnehin nicht mehr zu der anderweitigen Verfeinerung passen würde, ist verloren, und die höhere, die dieser Verfeinerung angemessen wäre, und bei ihr einen freien, edeln Sinn erhalten könnte, wird von wenigen gesucht, und von noch wenigern gefunden. Wenige verstehen sich auf die Gefühle, in denen, zu der jetzigen Zeit, die Liebe allein leben kann, wenige besitzen die Eigenschaften, in welchen der Mensch

dem Menschen Gegenstand eines reinen Wohlgefallens wird. Im entferntern Verkehre mit andern kann man sich geschickt genug geltend machen, aber nicht in dem nähern, der das Herz interessirt.

Wir stehen nun einmal so hoch, daß die Liebe natürlicher Menschen uns nicht mehr beikommen kann; wir müßten noch etwas höher stehen — über dem herrschenden Vorurtheile, über dem mechanischen Etikettenzwange, über den eingelernten Formeln, im erwärmenden Lichte des eignen reichen und schönen Lebens; wir müßten mit Kenntnissen die den Verstand schmücken, mit der Fähigkeit, das Schöne selbst zu empfinden, das Wahre, Zweckmäßige und Treffliche selbst anzuerkennen, überhaupt in uns selbst etwas Erfreuendes zu entdecken, und aus uns selbst etwas Treffliches zu nehmen, ausgerüstet seyn; um der Liebe ein offnes Herz anbiethen zu können.

Wie die Bildung des größten Theiles beschaffen ist, kann ihnen die Liebe nie durch etwas andres bekannt werden, als durch das, was die gemeinste Sinnlichkeit gewährt. Was das Innere gibt und allein versteht, muß ihnen deßwegen fremd bleiben; weil auf dieses Innere nie Sorge gewendet wurde, weil es völlig leer ist. Da läßt

sich denn freilich kein veredelnder Einfluß erwarten.

Wenn die Liebe ein wechselseitiges Geben und Empfangen ist, dann verlangt sie doch auch, daß man etwas zu geben habe, und sich auf das Empfangen verstehe. Des Anschauens einer angenehmen Gestalt wird man bald satt, gegen ihre Reitze wird man bald gleichgültig, die Küsse verlieren bald ihr Feuer, wenn kein edlerer Geist sie belebt, die Gefälligkeiten, die man einander erweist, könnte man auch wohl von andern erlangen; was soll denn da die Gemüther zusammenhalten, was soll dem Bündnisse jene Herzlichkeit und jene fortdauernde Wärme geben, die wir der Liebe ansinnen? woher soll die Wonne der Vertrauten ihre Nahrung ziehen, wenn das verblüht ist, wovon ihr erstes Entzücken kam? Es bleibt nichts übrig, als: daß sich das Innere nun reicher entfalte; daß sich Geist und Herz in immer neuen interessanten Formen darstellen, und dadurch der äußern Gestalt und Bewegung neue Reitze mittheilen; daß innere Vorzüge, mit Würde und Anmuth vermählt, immer deutlicher hervortreten; daß Einer dem Andern immer etwas zu sagen habe, was dieser gerne hört, weil er dadurch belehrt, gebessert, gestärkt und erheitert

wird, und weil er darin die Liebe einer schönen Seele vernimmt.

Die nie erschöpfte fröhliche Unterhaltung, der freie Erguß der Herzen, die mannichfaltigen Äußerungen eines Gemüthes, das den Charakter seines Geschlechtes rein ausdrückt, sind das Leben der Liebe. Dazu gehören aber Fülle, Tiefe und Klarheit des Innern — Eigenschaften, zu welchen sich eine reiche Natur mit sorgfältiger Bildung vereinigen muß — mit einer Bildung, die, in das Leben eingedrungen, sich desselben ermächtigt, und sich an die Bedürfnisse des Herzens dicht angeschlossen hat. Eine Bildung, die sich hauptsächlich nur mit dem Verstande beschäftigt, leistet dem gesellschaftlichen Umgange beträchtliche Vortheile, aber die Liebe wird durch sie nicht glücklicher; man wird durch sie gesitteter, lehrreicher, geistreicher, artiger und aufheiternder, aber nicht herzlicher, und nicht fähiger, Wonne zu geben. Wenn die Bildung den Menschen in sich hineinführt, wenn sie ihn lehrt, sich selbst verstehen, und was die Natur in ihm angelegt hat, glücklich entwickeln, wenn sie in ihm erweitertes, erhöhtes und froheres Daseyn wird: dann allein macht sie ihn zur Liebe geschickt.

Wo diese Bildung fehlt, da haben sich die

Liebenden bald alles gesagt, und, bis zum Ekel, wiederholt gesagt, was sie sich zu sagen hatten, da haben sie bald alles bemerkt, und schon bis zum Überdrusse oft bemerkt, was sie an einander entzückt; und wäre dem Einen noch etwas zu sagen oder sonst zu offenbaren übrig, so möchte der Andre das wohl nicht verstehen. Da ist es denn unvermeidlich, daß die Herrlichkeit schnell zu Ende geht.

Eben so wichtig, als ein gebildeter Geist, ist für die Liebe ein gesundes Herz. Die echte Liebe wohnt nur bei der Unschuld; wo diese verloren ging, da lernt man nie wieder so rein empfinden, als es die Liebe verlangt. Ein von befleckter Leidenschaft zerrissenes Gemüth wird nie so geheilt, daß dasjenige bei ihm reifen könnte, was die Frucht einer fröhlichen Harmonie aller seiner Kräfte ist. Schande, die auf dem Leben haftet, verbittert alle seine stillen Genüsse. Vorwürfe, die wir uns selbst zu machen haben, lassen uns nie auf eine recht menschliche Art heiter seyn. Das ist der schöne Vorzug reiner Seelen, daß sie lieben, und durch die Liebe glücklich werden können.

Dies gilt insbesondre vom weiblichen Geschlechte, hier ist jeder Schade, welchen das Laster stiftet, beinahe unverbesserlich. Dem weichern Herzen drückt sich alles tiefer ein, und alles läßt darin unvertilgbare Spuren zurück; die größten Verheerungen sind darin angerichtet, wenn die Gefühle des Schicklichen, der Schamhaftigkeit und des Gewissens erst einmal besiegt sind. Man will zwar Beispiele haben von verdorbenen Weibern, die wieder zur Tugend und zu einer edlern Liebe zurück gekehrt sind; aber ich kann nicht daran glauben, entweder hatte bei solchen Frauen das Herz an ihren Ausschweifungen keinen Theil genommen, was zwar nicht unmöglich, aber gewiß ein seltener Fall ist; oder sie haben auch nachher noch Liebe und Sinnlichkeit mit einander verwechselt. Der Keim der Liebe ist so zart, daß er nothwendig erstickt werden muß, so bald die sinnliche Lust über ihn her wächst. Die Empfindungen der Liebe stehen mit der Tugend in so genauer Verbindung, daß der Abfall von dieser nothwendig auch jene aus der Seele wegnimmt; sie hangen so fest am sittlichen Gefühle, daß die Abtödtung desselben auch ihrem Leben ein Ende macht.

Bei den Männern geschieht es noch wohl

eher, daß unter dem Dienste des Lasters ihre Empfänglichkeit für reine Liebe nicht ganz verloren geht, weil die Macht einer sinnlichen Begierde hier nicht so den ganzen Charakter angreift, und weil sie hier in festern Grundsätzen einen größern, wenn auch nicht immer wirksamen, Widerstand findet. Indeß gehört das auch bei diesen zu den seltenern Fällen, die nur dann möglich sind, wenn das Laster noch nicht tief in das Herz gedrungen ist, und nie wird die Liebe in den entweihten Seelen den Adel, die Stärke und Reinheit gewinnen, zu denen sie sich in solchen Gemüthern erhebt, die sich von den Verderbnissen der Sinnlichkeit unbefleckt erhielten.

Wo die Liebe in ihrer vollen Kraft und Würde entstehen soll, da muß nicht allein das Herz, sondern auch die Phantasie, rein geblieben seyn, man muß nicht allein rein gelebt, sondern auch rein gedacht und empfunden, und keine unlautre Begierde bei sich geduldet haben. Die Liebe darf auf keinen Gedanken und auf keine Regung treffen, deren sie sich zu schämen hätte. Sie ist selbst rein, wie die Unschuld; darum kann sie sich nur mit dem, was rein ist, verbinden.

Im Bewußtseyn der Unschuld genießt die

Liebe ihre Freuden unvermischt, dieses Bewußtseyn vornehmlich verleiht ihr die Schönheit, und allen ihren Erscheinungen das Rührende. Sie ist so zuversichtlich und so freudig, weil sie sich nichts vorzuwerfen hat. Wie die Liebe in der Tugend weiter führt und inniger mit ihr befreundet: so muß ihr schon Tugend zum Grunde liegen, damit diese von ihr neue Stärke empfange.

Die Liebe setzt nicht allein Herzensreinheit, sondern auch Herzensgüte voraus. Harte, störrige, eigensüchtige und untheilnehmende Menschen können nicht lieben, weil sie nicht fühlen, weil sie nicht geben, und nicht sich selbst verläugnen können. Wer liebt will zunächst nicht haben, sondern aufopfern, eben im Aufopfern ist seine Lust, sein Gewinn und sein Reichthum; wer liebt besteht nicht auf seinem Sinne, er kennt keine Forderungen, er weiß von keinen Rechten, die geltend zu machen wären, er weiß nur, daß er den Geliebten angehört, daß an diesem sein ganzes Interesse hängt, und daß er diesen so glücklich machen will, als er kann. Die Liebe verlangt die höchste und vollkommenste Resignation, gänzliches Hinwegsehen vom Eignen, als ob es gar nicht da wäre, darum ist sie nicht möglich ohne überwiegende Güte des Herzens.

Das Wohlgefallen, welches Liebende an einander finden, das Gefühl, daß sie sich unentbehrlich sind, und die Freuden, die sie einander gewähren würden freilich wohl dem harten Egoismus endlich besiegen, wenn nur nicht dieser Egoismus, wo er über das Gemüth herrscht, die Liebe schon im Keime erstickte, wenn da nur jenes Wohlgefallen stark genug werden könnte, um seine volle Wirkung zu haben, wenn da nur jenes Gefühl des Unentbehrlichseyns und der Liebesfreude aufzukommen vermöchten. Natürliches Wohlwollen muß der Liebe den Zugang zum Herzen verschaffen; wenn die Menschen gleichgültig sind, wer sich von ihnen absondert, oder sie wohl gar haßt, der wird auch den Liebenswürdigsten unter ihnen, auch das treffliche Weib nicht lieben.

Das natürliche Wohlwollen ist selbst eine mächtige Triebfeder der Liebe. Ohne Herzensgüte ist das Weib dem Manne schwerlich mehr als Gegenstand des sinnlichen Gelüstens; ohne Herzensgüte wird er sich nicht so weit zu ihm hinneigen, und ihm nicht so viel Aufmerksamkeit schenken, daß er es lieb gewinnen könnte. Das Weib, dem es an Herzensgüte fehlt, wird sich für den Mann nicht weiter interessiren, als daß

es seine Frau werde, und im übrigen seiner Eitelkeit, seiner Neugierde, seiner Medisance, seinen Lustbarkeiten und seiner Laune nachgehen; es wird ihm nicht in den Sinn kommen, das Herz desselben zu besitzen, da es davon keinen Begriff hat, und die Mittel, die es dazu anwenden müßte, entweder nicht kennt, oder nicht gebrauchen mag. Der Zärtlichkeit, die sich sonst in der weiblichen Natur so erfreuend gestaltet, ist es ganz unfähig, und eben so unfähig, die kleinen Gefälligkeiten und die zarte Schonung zu beweisen, worin sich wahre Liebe so gerne ausspricht.

Mit der Güte des Herzens steht in genauer Verbindung die Fähigkeit und Neigung, sich an andre anzuschließen. Je mehr man sich gewöhnt, für sich zu leben; desto mehr geht auch der Sinn für die Liebe, und die Tauglichkeit zur Liebe verloren. Man findet alles in sich selbst, man hat an sich selbst genug, man betrachtet seine Angelegenheiten als Dinge, in die sich kein andrer zu mischen habe, man kann sich nicht mehr zu andern herablassen, man wird jeder Art freundlicher Mittheilung abgeneigt, man dünkt sich weiser und gebildeter als andre, man treibt alles nach seinem Willen und Gutdünken, und duldet keine Einreden, man befestigt sich in

seinen Grillen, man geräth immer mehr aus der Befreundung mit menschlichen Dingen heraus, und betrachtet das immer mehr als Kleinigkeit, wovon doch die schönsten Freuden des Lebens kommen. Was sollen denn solche Menschen in der Liebe finden? was für Reitze soll der Besitz eines Herzens, oder die Vortrefflichkeit eines menschlichen Wesens für sie haben? sind sie nicht gegen das Beste, was die Liebe gibt, gleichsam abgestumpft? Gesetzt es wäre möglich, daß eine Anwandlung von Liebe sich ihrer bemächtigte, was sollen sie daraus machen? kann sie je wirkliche Vereinigung werden? müßte sich diese nicht schon in ihren ersten Anfängen durch den Geist des Eigensinnes, der Widerspänstigkeit und der Rechthaberei gestört finden?

Jeder menschliche Charakter hat wohl seine Ecken und rauhen Seiten, welche die Liebe erst abglätten soll; aber diese dürfen doch der Liebe selbst nicht widerstreben, sie dürfen der Vereinigung der Gemüther nicht in den Weg treten, und die gänzliche Hingebung an einander nicht unmöglich machen.

Um lieben zu können, muß man die Menschen nicht zurückstoßen, sondern vielmehr Zutrauen zu ihnen haben, und sich ihnen gerne mit-

theilen. Wer überall schlechte Absichten argwöhnt, wer von niemand Gutes erwartet, und allem die übelste Deutung gibt, für den ist die Liebe nicht oder vielmehr er nicht für sie; sein Sinn ist viel zu düster, als daß er die heitern Empfindungen der Liebe aufzunehmen im Stande wäre. Mag ein Wesen mich durch sein ganzes Daseyn entzücken und fesseln: so lange ich ihm nicht alles anvertrauen, und alles mit ihm gemein haben kann, ist noch keine Liebe in meinem Herzen.

Endlich verlangt die Liebe auch einen tiefen, gründlichen und festen Charakter. In Vergleichung mit dem gewöhnlichen Ernste des Lebens scheint sie freilich nur Spiel zu seyn; aber darum gehört sie doch nicht für diejenigen, die mit allem nur spielen wollen. Sie ist wenigstens ein Spiel von großer Bedeutung; und wer diese nicht faßt, kann dasselbe unmöglich lange unterhaltend finden. Um der Liebe Geschmack abzugewinnen, muß man die Fähigkeit haben, sich von etwas ganz anziehen, in allen seinen Kräften beschäftigen zu lassen, und dabei auszudauern. Menschen, die nur an der Oberfläche kleben, die immer von Einem zum Andern eilen, deren Gemüth in ewiger Zerstreuung hin und her wogt, und deren Empfindungen sich nicht schnell genug

verdrängen können, werden sich oft verlieben, aber nie ernstlich lieben. Sie lassen sich dazu keine Zeit, das Bedürfniß der Abwechselung ist bei ihnen zu groß, ehe die volle Neigung zu einem Gegenstande erwacht ist, ehe sie mit seinen Vorzügen recht bekannt geworden sind, ist er ihnen entweder schon verleidet, oder gar vergessen. Für dasjenige, was wahre Liebe erwecket, für die stille Anmuth, für die sanfte, duldende und wohlwollende Gemüthsart des Weibes, für die Würde und den Werth des Mannes, für die ausgezeichneten Eigenschaften seines Kopfes und Herzens haben solche flüchtige Menschen keinen Sinn. Sie sehen nur auf äußern Schimmer, dessen Wirkungen, wie er selbst, schnell verlöschen, und der nie eine bleibende wonnevolle Vereinigung stiftet. Wo Liebe entstehen soll, da muß sie das Gemüth in seinem Innersten ergreifen und durchdringen, und ihren Einfluß über alle seine Angelegenheiten verbreiten können, so daß nun alles in Liebe gedacht und gethan werde.

Du siehst also, es ist nichts Geringes, was die Liebe fordert. Bildung und Fülle des Geistes, Reinheit und Güte des Her-

zens, die Fähigkeit sich anzuschließen und Tiefe des Charakters, das alles sind Eigenschaften, die wenigstens in einem gewissen Grade da seyn müssen, wenn Liebe entstehen soll; und doch bringen sie die Liebe selbst noch nicht zu Wege, sie sind die Bedingungen, nicht die Ursachen derselben, sie sind der Boden, in welchem ihr Keim sich entfalten kann. Die Liebe ist Sympathie der Geschlechter, und muß sich aus sich selbst entwickeln; sie tritt erst ins volle Leben, wo sie das verwandte Wesen, in dem ihre dunkeln Ahnungen sich aussprechen — und wo sie Gegenliebe findet. Wenn also auch jene Eigenschaften in ihrer Vereinigung weniger selten angetroffen würden: so müßte doch manches Herz schon deßwegen verarmen, weil es sein Ideal nicht findet, weil auf die Frage seiner Sehnsucht nie geantwortet wird. Wie manches warme und gebildete Leben mag sich im Schmerz einer abgedrungenen Resignation vertrauern, da ihm die Welt nichts zu geben hat?

Sey es denn viel, was die Liebe verlangt: sie gibt auch viel, sie gibt unendlich mehr als sie fordert. Was sind die Kronen der Ehre und der Glanz aller Reichthümer gegen die Freuden der Liebe, gegen die Wonne des selig befriedigten

Herzens? Und könnte sie so viel geben, wenn sie weniger verlangte, wenn man nicht schon einiger Maßen ein trefflicher Mensch seyn müßte, um auf ihre Belohnungen rechnen zu dürfen? Es ist ein herrliches Lob, daß sie nur in reinen und erhabenen Gemüthern wohnt; gewiß wird sie diese noch mehr reinigen, und ihnen noch höhern Adel ertheilen.

Das Gute ist nie unter den Menschen gemein, es liegt in seiner Natur, daß es nur von wenigen gekannt und geschätzt wird. Desto mehr sollten sich die Bessern beeifern, ihm überall Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

V.

Stärke und Muth der Liebe.

Fragment einer Rede.

Es erregt billig unser Erstaunen, wie eine so zarte Stimmung, als die Liebe ist, so große, ich möchte fast sagen, so gewaltsame Veränderungen bei einem Menschen hervorzubringen, und seine Natur gleichsam umzuwandeln im Stande ist. Was man nie konnte, das kann man, wenn man liebt, was man sich nie zugetraut hätte, das findet man leicht, wenn man liebt. Stumpfsinnige macht die Liebe scharfsinnig, Einfältige verschlagen, Furchtsame muthig, Zögernde entschlossen, Träge regsam und ämsig, Schüchterne und Schwankende zuversichtlich und fest — und das alles nicht durch allmählige Bildung, wie durch

ein Wunder steht das neue Geschöpf da; gleichwohl ist es kein Wunder. Die Liebe ist die Lebenswärme, in welcher zur Reife kommt, was in den Tiefen des Menschenwesens verschlossen war, und sich nicht entwickeln konnte. Die Liebe ist schöne Eintracht des Daseyns, in welcher jedes Einzelne, auch das Schwächlichste, sich erquickt und gestärkt fühlt; im Herzen geboren, verbreitet sie sich über den ganzen Menschen, darum regt sie auch gleichförmig und dauerhaft den ganzen Menschen auf. Die Leidenschaft bildet sich aus dem einzelnen Triebe, und ergreift nur einzelne Kräfte; darum bleibt sie, so sehr sie diese auch in die Höhe treiben mag, immer einseitig, und ihre Wirkungen gehen schnell vorüber.

Es ist Vermehrung des innern Lebens, Erhöhung aller Gemüthskräfte, wodurch die Liebe ihre großen Erscheinungen hervorbringt. Die Zeit der vollen Liebe ist deßwegen auch die Blüthenzeit der menschlichen Kraft; nie wird alles mit mehr Wärme erfaßt, mit mehr Enthusiasmus gedacht, mit größerm Glücke ausgeführt, und mit festerer Standhaftigkeit ertragen als hier.

Die Liebe weiß sich den Verstand trefflich dienstbar zu machen. Sie betrügt

die Schlauigkeit der wachsamsten Aufseher, sie entschlüpft den Argusaugen der spähsüchtigsten Neugierde. In welche Hüllen weiß sie sich zu kleiden, in welche Falten zu legen! Ihr errathet sie wahrlich nicht, wenn sie nicht errathen seyn will; sie hat tausend Wege, die Ihr nie ausfindig machen werdet, wenn Ihr auch selbst schon geliebt habt; und wenn Ihr alle Zugänge verschlossen glaubt, so treibt sie ihren Verkehr eben so glücklich, als wenn es öffentlich geschehen könnte. Sie redet in tausend Sprachen, die Ihr nicht versteht, wobei Ihr nicht einmal merkt, daß gesprochen wird, und die doch an Ort und Stelle ohne Commentar und Verabredung verstanden werden. Sie sagt durch einen Blick, eine Verbeugung, eine Bewegung der Hand, eine Blume, ein Blatt, Dinge, die Ihr Mühe haben solltet, mit Worten auszudrücken, und die Ihr mit allem Wortgepränge gewiß nicht so rein, so kräftig und so rührend gesagt haben würdet.

Wie reich ist sie an Erfindungen, sich zu erkennen zu geben, und den Geliebten zu beglücken! In welch einer reitzenden Mannichfaltigkeit weiß sie sich darzustellen! Welch ein Leben bringt sie in ihre Gedanken, Empfindungen und Handlungen! Wie scharf und richtig beurtheilt

sie Dinge, die der Liebende sonst nicht zu bemerken oder nicht zu kennen schien. Zahllose Ideen, die sonst im Hintergrunde der Seele schlummerten, kommen jetzt in voller Klarheit zum Vorschein; zahllose Verhältnisse, in denen man sich sonst nicht zu helfen wußte, werden jetzt, ohne fremden Rath und ohne eigene Verlegenheit, mit der größten Leichtigkeit abgethan. Liebende überlisten wollen, ist das Bedenklichste — und Liebende zurechtweisen, das Überflüßigste, was man unternehmen kann. Der Liebe bleibt nichts verborgen; aber sie selbst, wenn sie will, aller Welt.

Gleichwohl ist auch in einer andern Hinsicht wahr: daß die Liebe alles glaubt — nur nicht das Schlechte vom Geliebten. Sie glaubt: das Nachtheilige, was man von ihm sagt, sey nichts als neidische Verläumdung; seine Betheurungen seyen viel zuverläßiger als die Gerüchte, womit sich das Publikum trägt; seine Vertheidigung sey so sonnenklar, daß nur die giftigste Bosheit sie entkräften, nur der Unverstand ihr seine Zustimmung versagen könne; seine kleinen Fehler werden von so vielen bessern Eigenschaften aufgewogen, daß man sie leicht übersehe, oder sie haben wohl gar in einem gewissen gutmüthigen

Leichtsinne ihren Grund, der sich von der Hand der Liebe gerne werde zurecht führen lassen; seine Ausschweifungen rühren von der schlechten Gesellschaft her, in die er gerathen, oder von dem drückenden Gefühle der Leerheit eines Herzens, das sich bisher vergebens nach einem Wesen gesehnet habe, welches einer echten Liebe werth wäre; seiner Verschwendung, seiner Spielsucht, seiner wilden Gelage sey er schon längst überdrüssig, und es werde ihr nicht schwer fallen, ihn davon abzubringen. Sie glaubt den Thränen der Reue mehr, als dem Verdachte, daß sie wohl erheuchelt seyn möchten — dem Versprechen der Beßrung mehr, als der Erfahrung, daß dieses Versprechen oft gethan, aber nie gehalten wurde.

Zuweilen mag dieser Glaube der Liebe wohl Schwäche seyn; aber gewiß nicht immer, häufig ist er die Folge eines wahrhaft hohen Sinnes, den die Liebe erweckt, und der darum gerne das Beste annimmt, weil er selbst weit über das Schlechte erhaben — weil es ihm Bedürfniß ist, zu vertrauen, und die menschliche Natur, deren Werth und Größe er in sich fühlt, zu verehren. Die Selbstsucht ist mißtrauisch aus dem Bewußtseyn der eignen Verwerflichkeit. Die Liebe glaubt

nicht bloß von dem Geliebten, sie glaubt von allen Menschen das Beste.

Größer noch als in der Liebe des Mannes ist der Glaube in der Liebe des Weibes; denn diese Liebe ist selbst keuscher, sittlicher, wärmer und uneigennütziger.

Die Liebe hoffet alles. Die bedenklichsten Aussichten machen sie nicht bekümmert, sie weiß, was sie vermag. Und wenn alles verloren zu seyn scheint: so glaubt sie noch, alles zu besitzen oder alles wieder zu gewinnen; hat sie doch sich selbst, ihre Treue und ihre Wonne noch. Dem widrigsten Geschicke glaubt sie Trotz biethen zu können; denn sie hat ihre Welt in sich selbst. Die drohendste Gefahr hofft sie zu überstehen, den unbiegsamsten Eigensinn zu besiegen, die erbitterteste Leidenschaft zu besänftigen; und hätte sich alles gegen sie verschworen, doch fürchtet sie selten unter zu liegen. Die Unwahrscheinlichkeit schreckt sie nicht zurück, denn sie ist doch keine Unmöglichkeit, und die Phantasie kann ja so viel davon wegnehmen, als sie will.

Darum werden auch Hindernisse sie nicht leicht ermüden, darum wird der Widerstand, den sie erfährt, gewöhnlich sie nur noch mehr entflammen. Die Gründe, die man ihr entgegensetzt,

veranlassen sie, zu ihrer Vertheidigung, das Bild des Geliebten noch schöner zu mahlen. Nirgends wirkt der Reitz des Verbothes mächtiger als in der Liebe. Es ist weit eher möglich, daß Liebende sich, durch langen Umgang und durch die Freiheit zu leben, wie es ihnen gefällt, gleichgültig werden, als daß sie sich vergessen, wenn man sie von einander zu entfernen sucht. Je weniger sie sich sehen können, desto öfter und wärmer werden sie an einander denken; je schwerer man es ihnen macht, sich einander mitzutheilen; desto mehr werden sie ihre Kräfte aufbiethen, sich selbst Wege zu bahnen. Und was erhöht die Liebe wohl so sehr, als die Erinnerung an das, was man für einander gethan hat?

Weil die Liebe alles hofft, darum unternimmt sie auch alles. Weil ihr keine Erwartung zu kühn ist, darum ist ihr auch kein Wagen zu bedenklich; ihr Ein und Alles steht auf dem Spiele — was sollten sie nicht daran setzen? Nichts geht über den Muth der Liebe. Der Ehrgeitz bricht sich Heldenbahnen, er stürzt seine Sclaven, in fast wahnsinniger Wuth, der Marter und dem Tode entgegen; aber er setzt den Muth schon voraus, den er befeuern soll, nur in muthvollen Seelen kann er so tief Wur-

zel fassen. Die Schwäche in Stärke verwandeln, das zaghafteste Geschöpf zum unternehmendsten umschaffen, die Furchtsamkeit zur Unerschrocken-heit stählen, über alle Rücksichten, die sonst dem Herzen süß und selig sind, erheben: das kann er nicht, das kann nur die Liebe. Nichts ist natür-licher; der Ehrgeitz hat tausend Mittel sich zu verherrlichen, ist das Eine zu gefährlich, so stehen ihm andre, bequemere, zu Gebothe; die Liebe kennt nur Einen Weg zum Glücke, den Besitz der geliebten Person. Darum ist ihre Losung: siegen oder sterben.

Die grausamste Behandlung tirannischer El-tern ist ihr eine Kleinigkeit, wenn es dem höch-sten Wunsche des Herzens gilt; und vorzüglich dann, wenn sie sich vor sich selbst rechtfertigen kann. Die Delikatesse, die sie sonst um keinen Preis mit einem Gedanken, geschweige denn mit einem Worte, verletzen möchte, wird aufgeopfert, um sich selbst zu retten. Ihr Ruf, der ihr sonst für nichts auf Erden feil ist, wird nicht geachtet, wenn sie sich zu behaupten oder zu vertheidigen hat. Rings um sie her mögen sich Ungewitter lagern; sie steht ohne Furcht in ihrer Mitte, mit dem Geliebten im Herzen. Alle Drohungen mö-gen gegen sie aufgebothen werden; sie fragt nicht

darnach, wenn sie nur ihn behält. Die Welt mag sie verlästern und mißhandeln, wie sie will; ihre Ehre und ihre Wonne bleibt der Geliebte. Wo für ihn etwas zu thun ist, da ist ihr kein Opfer zu theuer, keine Anstrengung zu groß, und keine Resignation zu unnatürlich.

Dies gilt nicht bloß von der entbrannten Wollust und von der überspannten Phantasie; es gilt auch von der reinen Liebe, auch sie ist zu allem entschlossen, und siegt in allem. Nur über Eins kann diese nicht siegen; die Pflicht ist ihr heiliger; sie müßte mit der Verletzung derselben sich selbst zerstören. Doch sie kann auch mit ihr nie ins Gedränge kommen, denn sie ist überall mit ihr einverstanden.

Die Liebe duldet alles; vorzüglich das, was für den Geliebten geduldet werden muß. Der Schmerz däucht ihr nicht bitter zu seyn, wenn sie ihn um seinetwillen trägt. Vorwürfe sind ihr nicht empfindlich, Schmähungen nicht kränkend, Entbehrungen thun ihr nicht wehe, Verluste entlocken ihr keine Klagen: denn der Gedanke an den Geliebten versüßt alles, der Gedanke, daß er dadurch glücklicher wird, macht alles zur hohen Lust. Eine Gefälligkeit, welche ihr nichts kostet, scheint ihr nur eine halbe zu seyn;

sie glaubt die Gegenliebe noch nicht verdient zu haben, so lange sie noch nicht um den Geliebten gelitten hat. Sie vertrauert den angreifendsten Kummer im Stillen, damit er nur nicht mit leiden möge, und verbirgt das zerrissene Herz hinter den freundlichen Blick, damit seine Heiterkeit nicht gestört werde. In seinem Besitze hat das Leben keine Lasten für sie; denn er erleichtert sie alle, er tröstet in allem, und steht ihr in allem zur Seite. Je mehr Mißgeschick ihr begegnet; desto mehr wird ihr offenbar, welch einen reichen Schatz sie im Herzen des Einzigen besitzt, und wie viel sie selbst vermag.

Unter dem Schutze der Liebe sind wir gegen alle feindlichen Angriffe und Erschütterungen des Lebens gesichert. Von ihr belebt wird alles Herrliche am Menschen noch herrlicher. O, lasset uns der Liebe vertrauen!

Folgende eben so

empfehlungswürdige Bücher

sind beim Verläger dieses Werks erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ehrenberg, Fr., Reden über wichtige Gegenstände der höhern Lebenskunst. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Die wichtigsten Momente und Grundsätze der Lebenskunst findet man hier in der bekannten gedankenreichen und kräftigen Manier des Verfassers entwickelt. Die Deutlichkeit der Darstellung, die blühende Sprache und das Interesse des Ganzen, werden keinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen. Lebensbestimmung, Lebenswerth, Lebensgenuß, Lebensschätzung, Aufklärung, Ruhe, Freundschaft u. s. w., das sind die wichtigen Gegenstände, welche hier verhandelt werden.

Ehrenberg, Fr., Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. Zweite verbesserte, zum Theil ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. mit 1 Kupf. 2 Rthlr.

Ein Gegenstück zu Ewalds Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin zu werden, aber von verschiedener Bestimmung, daher es auch von denen, die dieses Buch mit Interesse lesen, nicht wohl entbehrt werden kann. — Wenn Ewald lehrt, wie sich das Weib in seinen verschiedenen Verhältnissen mit Weisheit zu betragen habe: so wird hier gezeigt, wie die Würde des Weibes behauptet und die Schönheit des ächt weiblichen Charakters gebildet werde. Diese Reden sind deswegen auch schon in vielen Gegenden mit Recht das Lieblingsbuch gebildeter Frauen.

In mehrern Recensionen darüber heißt es: „Der Verfasser sagt über edle Weiblichkeit, weibliche Bildung, Würde, Häuslichkeit 2c. in einer edeln, deutli-

chen, correkten Sprache und in einem lichtvollen humanen Vortrage so viel Wahres und psychologisch Richtiges, daß sich nach den angegebenen Grundstrichen leicht ein erreichbares Ideal von einem liebenswürdigen Weibe zusammen setzen läßt, welches für weibliche Bildung wohlthätig erwärmen, und das Bestreben ein sanftes, edles Weib zu werden, stets rege erhalten kann. Recensent hält es für Pflicht, die sich noch bildenden, wie die sich schon gebildeten Frauenzimmer auf diese Schrift hinzuweisen, und sie auch Eltern, Lehrern, und Erziehern zum aufmerksamen Lesebuch zu empfehlen."

Ehrenberg, Fr., Der Charakter und die Bestimmung des Mannes. Ein Gegenstück zu des Verfassers Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. gr. 8. mit 1 Kupfer. 1 Rthlr. 20 Gr.

In eben dem Sinne ein Gegenstück zu Ewalds, guter Jüngling, guter Gatte und Vater, oder Mittel um es zu werden.

Ehrenberg, Fr., Handbuch für die ästhetische, moralische und religiöse Bildung des Lebens. Neue Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieses Buch entwickelt die Grundsätze von welchen die menschliche Bildung überhaupt und die weibliche insbesondere ausgehen muß, so einfach, faßlich, und den weiblichen Bedürfnissen so angemessen als möglich. Kein Weib, das sich selbst, seine Verhältnisse und seine höchsten Angelegenheiten zu kennen wünscht, wird dieses Buch gern entbehren. Was von den Forschungen der echten Weisheit ins Leben eingreift, was sich dem weiblichen Verstande und Herzen aneignen läßt, und jedem Menschen, der Aufklärung Ansprüche macht, zu wissen nöthig ist, findet man hier auf eine anziehende Art dargestellt. Das Schöne, Gute und Heilige sind die Hauptgegenstände, die der Verfasser mit Beziehung auf das Leben erläutert, und woraus er dann das Interessanteste über die Bestimmung und die Würde des Menschen und die Bildung des Charakters herleitet.

Ehrenberg, Fr., Das Schicksal. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Es ist ein großes Gemählde des Lebens in seinen mancherlei Verwickelungen und Auflösungen, was der bekannte Verfasser hier in einer mahlerisch kräftigen Sprache aufstellt. Hier wechseln Reflexionen über den Gang der Dinge, Schilderungen aus der Menschenwelt, Erfahrungen, die bald in die engern Kreise des Lebens, bald auf den weiten Schauplatz der öffentlichen Angelegenheiten führen, mit philosophischen Raisonnements und Darstellungen aus den Tiefen des Gemüthes. Der Verfasser leitet den Menschen durch alle Irrgänge des Schicksales, worin er unter der Abhängigkeit von demselben seufzt, bis zu der Höhe, wo in Wahrheit und Würde die königliche Freiheit thront, und er als Gebieter seines Schicksals erscheint. Die Schrift ist für ein großes Publikum geschrieben. Wer das Leben, den Lauf der Welt, den Menschen in seiner Größe und sich selbst kennen lernen will, der wird hier Befriedigung finden.

Ehrenberg, Fr., Festpredigten. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Bei diesen Festpredigten, die überhaupt seltener sind als sie gewünscht werden, ist nur noch anzuführen, daß hier neue und eingreifende Gegenstände bearbeitet sind. Das Oktober-Heft 1807 der theologischen Annalen und mehrere kritische Blätter geben über den Werth dieses Werkes nähere Nachricht.

Eichholz, J. H. (in Verbindung mit mehrern deutschen Gelehrten und Dichtern herausgegeben) Blätter für Freunde des Wahren und Schönen. 8. 20 Gr.

Enthalten:

Amalie oder die Hirtin der Alpen, eine Erzählung von J. H. Eichholz.
Briefe aus den Blättern zweier Liebenden, v. St.
Lucie und Lindane; ein Dialog von Caroline Pichler.
Die Reue, eine Elegie von J. H. Eichholz.
Paramythie, von ebendemselben.
Der Sturm, von Aug. Kuhn.

Die Freundin. — Der Bettler. — Die Braut am Gestade; drei Gedichte von Conz.
An Emma, von J. H. Eichholz.
Epigramme von Haug.

Eichholz, J. H., (Verfasser der neuen Briefe über Italien) Darstellungen aus der Schweitz. 8. mit 1 Kupf. 1 Rthlr.

Die Briefe über Italien von dem hier genannten Verfasser wurden allgemein gerne gelesen, und haben auch in öffentlichen Blättern den Beifall, den sie verdienten, erhalten. Nicht ohne Grund darf man versichern, daß der Leser dieselbe Anspruchslosigkeit, dieselbe Wärme der Empfindung, die ihn bei jenen Briefen so sehr anzog, auch hier finden werde. Der Inhalt dieser Darstellungen betrifft 1) Die Schilderung der bekannten großen und merkwürdigen Natur dieses interessanten Landes, und der Ansichten derselben überhaupt, so aufgefaßt, wie sie sich jedem Unbefangenen zuerst darstellen: und 2) die eingeflochtene Geschichte einiger von den Personen, die mit dem Verfasser einen Theil seiner Wanderungen gemeinschaftlich machten; so daß diese Darstellungen, zum Theil wirkliche Reisebeschreibung sind, zum Theil wie eine in romantische Form eingekleidete angenehme Dichtung erscheinen.

Eylert, Rulem., Ein Schatz des Evangeliums gefunden in dem dritten Kapitel des Ppropheten Zacharias, und allen Heilbegierigen mitgetheilt in 11 Betrachtungen. 1 Rthlr.

Dieses Andachtsbuch verdient bestens empfohlen zu werden, und zu wünschen wäre es, wenn sein Inhalt überall beherzigt würde.

Bergisches Archiv. Für Haus- Stadt- und Landwirthschaft, Kameral- Jagd- und Forstwissenschaft, Technologie, Gartenbau, Künste, Manufakturen, Fabriken, Gewerbe und andern nützlichen Wissenschaften. Der ganze Jahrgang 12 Hefte 3 Rthlr.

Elisa's, des Weibes wie es seyn sollte, Vermächtniß für ihre Tochter Henriette. 8. mit 1 Kupf. Neue Aufl. 1 Rthlr.

Es sind Maximen und Vorschriften der Weisheit und Tugend, die sich vorzüglich über die Lebensperioden, als Gattin, Mutter und Erzieherin verbreiten.

Ewald, J. L., (Oberkirchenrath in Karlsruhe,) Gast- und Gelegenheitspredigten. gr. 8. 1 Rtr.

Kortum, K. A., (Der Arzn. Doct. und Bergarzt,) Der Kaffe und seine Stellvertreter. 8. 8 Gr.

Eine besonders für unsere Zeit sehr wichtige Schrift. Sie enthält in gedrängter Kürze Alles was in naturhistorischer, gesundheitlicher und ökonomischer Hinsicht vom Kaffe gesagt werden kann, und ist besonders wegen den darin beschriebenen, bekannten und verschiedenen ganz neu erfundenen sehr guten Surrogaten des Kaffees gewiß schätzbar. Niemanden wird es gereuen, dieses Werkchen eines schon anderweitig rühmlich bekannten Schriftstellers gekauft zu haben.

Weißenstein, J., Gründliche Unterweisung in der Handlungswissenschaft nach der Darstellung des Herrn Professor Büsch in Hamburg. Zweite ganz umgearbeitete sehr vermehrte Auflage von Doktor Cleminius. gr. 8. 1 Rthlr.

Dieses Buch ist von sehr großer Brauchbarkeit, indem es die Grundsätze des berühmtesten Schriftstellers über die Handlung in der Kürze darstellt, dadurch die Uebersicht der Wissenschaft erleichtert, und also ein recht bequemes Hülfsmittel sowohl zur Selbstbelehrung als auch zum öffentlichen und Privatunterrichte wird, daher es schon in mehreren Schulen eingeführt worden ist, jeder, dem es um richtige Begriffe über einen so wichtigen Gegenstand als die Handlung in ihrer verschiedenen für das Wohl der Staaten so wichtigen Geschäfte zu thun ist, wird es mit Nutzen und Vergnügen lesen, und den Lehrern der Jugend können wir es als sehr zweckmäßig empfehlen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrenberg, Friedrich, 1776-1852

Euphranor Ueber die Liebe. Ein Buch für die Freunde eines schönen gebildeten und glücklichen Lebens

Bd.: 1

Elberfeld ; Leipzig (1809)

L.eleg.m. 271 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576035-0